Germ. g. 29k Sachsen

Germ. g. 29 k

Cartons

eines

deutschen Publizisten.

Herausgegeben

von

Dr. G. Bacherer.

Darmstadt, 1842.

Verlag von Carl Wilhelm Leske.

175 = 15k.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorerinnerung.

Die wenigen Worte, welche der Herausgeber diesem Buche vorausschickt, sollen den Wunsch aussprechen, daß verschiedene Stellen, welche darin mit dem scharfen Accente tiefempfundener Ueberzeugungen und öffentlicher Wahrheiten niedergelegt wurden, den Inhabern deutscher Staatsgewalt keinerlei Anlaß zu solchen Maßregeln geben mögen, wie sie unter despotischen Regierungen gegen freisinnige Bücher und Schriftsteller genommen zu werden pflegen. Der Verfasser schrieb überall ohne bösliche Absicht und ohne Groll; der Drang des Wahren und des Rechten war die einzige Richtschnur, die ihn leitete. Etwaige Irrthümer und Mängel — für welche er im Voraus die Nachsicht seiner gütigen Leser in Anspruch nimmt — kommen daher nicht auf

Rechnung seiner Ueberzeugung und seines Willens, sondern auf die Rechnung seiner Erkenntniß. Die letztre aber wird nicht gebessert durch plumpe Gewalt, welche ihr angethan wird, sondern allein durch die ihr auf dem Wege ruhiger Diskussion entgegengesetzte bessere Erkenntniß und Weisheit. Man ist endlich in Deutschland dahin gelangt, einzusehen, daß die Wahrheit nicht getilgt werden kann durch den Bakel der Polizei, und der Geist nicht zernichtet durch den Gewaltsarm weltlicher Machtvollkommenheit. Der unrechte Geist kann nur vom wahren Geiste, und das Wahrheitswidrige nur durch die echte Wahrheit bezwungen werden. In solcher Ueberzeugung darf der Verfasser ohne Zagen sein vorliegendes Buch den Freunden des öffentlichen Fortschritts im deutschen Vaterlande übergeben.

Inhalt:

Badische Zustände in ihrer neusten Entwickelung.	Seite	1.
Manuscript aus Oesterreich	„	67.
Aus den Aufzeichnungen eines Dunkelmanns .	„	133.
Papst Hildebrand's Anfang	„	213.
Preußen und die Hegemonie in Deutschland . .	„	273.

Badische Zustände

in

ihrer neusten Entwickelung.

Die constitutionellen Zustände im Großherzogthum Baden sind in einem Stadium angelangt, auf welchem sie aus ihrer engern Begrenzung heraustreten und ein allgemein deutsches Intresse in hohem Grade ansprechen. Eine vorurtheilslose Erörterung derselben wird daher nicht unwillkommen sein und vielleicht zur Begründung eines festen Urtheils über den Gang, den Regierung und Stände zur (nur theilweise beabsichtigten) Herbeiführung der vorliegenden Ergebnisse eingeschlagen haben, Einiges beitragen. Unsre Schilderung wird sich hiernach über die Entwickelungen des constitutionellen Lebens in Baden in der Periode vom Tode des Ministers Ludwig Winter bis zur unmittelbaren Gegenwart erstrecken. Denn mit dem Tode Winters hat in der That auch eine ganz neue Periode der öffentlichen Zustände Badens begonnen, die wahrscheinlich unter weit größerem Geräusch zum Abschluße gebracht werden wird, als sie angefangen hat.

Winter beschloß sein thatenreiches Leben durch eine jener großen praktischen Maßregeln, in denen der

Geschichtsgeist der Gegenwart seinen Beruf zur Herbeischaffung freierer und glücklicherer Zustände der Völker seit einiger Zeit so freudig und erfolgreich bethätigt. Als ob er geahnt hätte, daß er eilen müsse, seinem langjährigen segensvollen Wirken für seines Vaterlandes Wohl die Krone aufzusetzen, berief Winter im Beginne des Jahres 1838 die Stände zu einem außerordentlichen Landtag, um ihnen eines der für die Gegenwart und Zukunft des Landes wichtigsten Interessen zur Berathung und Beschlußfassung vorzulegen. Es war dies die Angelegenheit einer das ganze Land entlang auszuführenden Eisenbahn. Als diese Lebensfrage des Großherzogthums zur wohlverstandenen bejahenden Lösung gebracht war und Winter eben nach vollführtem Werke die Landstände in ihre Heimath wieder entlassen hatte, legte er sein müdes Haupt zur Ruh' und starb.

Er hatte die letzten Jahre seines geschäfts- und staatsmännischen Wirkens an der Seite eines ministeriellen Collegen verleben müssen, dem das Volk die Zügel der auswärtigen Geschäfte nur ungern übermittelt sah, weil bei Gelegenheit seiner frühern Stellung in Frankfurt Grundsätze von ihm bekannt geworden, die eine schroffe Gegensätzlichkeit verriethen zu den durch den politischen Emancipationsdrang der Zeit angeregten und im constitutionellen Leben Badens und anderer deutscher Staaten bereits zu rechtlicher Ausbildung und Geltung gekommenen Ideen. Auch wußte man, daß ihm zur Erlangung

des Portefeuilles der auswärtigen Angelegenheiten der Einfluß einer großen Macht verhalf, die, wiewohl nur einem geringen Bruchtheile ihrer Bevölkerung nach eine deutsche Macht, doch in den deutschen Angelegenheiten im Besitze einer der obersten Stimmen ist und namentlich des deutschen Bundes äußere Politik vertritt. Weil es nun von dieser Macht bekannt ist, daß sie den Bewegungen und Fortbildungen des deutschen Constitutionalismus mit freundlichem Blicke nie gefolgt, vielmehr, wo es möglich war, sich eine hemmende Einwirkung auf dieselben verstattete, so wurde allgemein angenommen, der neue Minister des Äeußern in Baden habe die specielle Sendschaft erhalten, dem Entwickelungsgange, den das constitutionelle Prinzip in Baden seit 1830 genommen, entgegenzuwirken und ihm eine wesentlich andere Richtung zu verschaffen. Auch hatte in der That der Baron v. Blittersdorff seine wichtige Ministerstelle kaum angetreten, als alsobald zu Tage trat, wie jene wenn auch nicht immer streng harmonische, so doch sich gegenseitig stützende Gesinnung, die sich in der Behandlung der Staatsgeschäfte bisher abspiegelte, eine bedeutende Störung erlitten habe. Gerüchte von allerlei Uneinigkeit im Staatsministerium liefen bald durchs Land und an sie knüpften sich öfter unverholen ausgesprochene Insinuationen in auswärtigen Blättern, wonach im badischen Staatsministerium ein neuer Wechsel der Persönlichkeiten, namentlich aber der Rücktritt Winters, bevorstände. Es

ist offenbar, daß diese Gerüchte nicht eben im Interesse des letztern und des bürgerthümlichen Prinzips waren verbreitet worden, sondern daß sie ihren Ausgang nahmen aus der Mitte der entgegen gesetzten Richtung. Es war dieser, bei den verschiedenartigen und tiefgreifenden Zielen die sie sich gesteckt, darum zu thun, die öffentliche Meinung bezüglich eines möglichen Rücktritts oder einer Quiescirung Winters zu sondiren und nach dem Ergebniße, das in dieser Hinsicht resultiren würde, ihr weiteres Verfahren einzurichten. Als nun auf jene Insinuation hin sich des Volkes Stimme laut und kräftig erhob und es jeden andern herben Verlust eher zu ertragen sich geneigt zeigte, als den Austritt Winters aus dem Ministerium, von dem man es als öffentliche Überzeugung aussprach, daß es kein freiwilliger sondern ein auferlegter sein würde: da erkannte man betreffenden Orts, daß die Zeit eines durchgreifenderen Handelns noch nicht gekommen sei. Die Geduld, in der man sich deßfalls zu üben hatte, sollte auf keine lange Probe mehr gestellt werden, Winter machte den Verlegenheiten durch seinen Tod ein Ende. Längere Zeit war es ungewiß, wer sein Nachfolger werden würde. Von den Gesinnungstheilnehmern des Ministers des Auswärtigen war noch bei Winters Lebzeiten der Direktor der Regierung des Mittelrheinkreises, Baron von Rüdt, in Vorschlag gebracht worden, ein Mann von großer Geschäftskenntniß und regem Geschäftseifer bei untergeordnetem staatsmännischem Talent in Verbindung

mit einer streng conservativen Richtung. Die öffentliche Meinung verlangte aber so dringend einen in den Grundsätzen Winters erstarkten Staatsbeamten, einen solchen, dessen bisheriges Wirken die nöthigen Bürgschaften für eine freisinnige Denkweise zur Hand gäbe, und es wurde dabei der Name des bisherigen Direktors des Ministeriums des Innern, Staatsraths Nebenius, so laut genannt, daß der Großherzog sich endlich gedrungen sah, den einstweilen provisorisch zum Präsidenten des Ministeriums des Innern creirten Staatsrath Nebenius in dieser Eigenschaft nun definitiv zu bestätigen.

Diese Thatsache befestigte neuerdings die Hoffnungen des Landes, die Hoffnungen Aller, die sich von der rationellen Entwickelung der badischen Verfassungszustände eines reichen Segens für das geistige und leibliche Wohl der Staatseinwohnerschaft versahen, und wiewohl mit fortdauernder Besorgniß vor den Einflüßen der den Grundsätzen des Repräsentativ-Systems abgeneigten Fraction des Staatsministeriums, hielt man sich im Hinblick auf den immer mehr emporstrebenden Geist der Zeit und auf den Geist der einheimischen Volksvertretung, seines politischen Besitzthums gegenüber jeder reaktionären Bewegung im Zuschnitt der hannoverschen Vorgänge, doch für wohl gesichert.

Nach dem außerordentlichen Landtag von 1838 stand im Großherzogthum im Vordergrunde aller öffentlichen Fragen die von der Regierung und den Landständen be-

jahend entschiedene Frage der Eisenbahn, woran sich denn auch, wie schon erwähnt, des Landes allerwichtigste und handgreiflichste Interessen knüpften. Lag die Dringlichkeit eifrigster Betreibung dieser Angelegenheit schon in der Thatsache des außerordentlichen Landtags anerkannt und ausgesprochen, so versah man sich, nachdem der Beschluß zur That gefaßt war, auch einer ungesäumten Verlebendigung derselben. Die Eisenbahn, deren Errichtung beschlossen worden, sollte das schmale und länglichte Land in fast gerader Richtung durchschneiden und indem sie einerseits die Rheingrenze, andrerseits die inländischen Gebirgszüge bestreife, eine wahre Herzader des Landes werden, in welcher die Bewegungen eines neuen Aufschwungs des commerziellen und industriellen Betriebs und der persönlichen Communication pulsirten. Man lebte in der festen Zuversicht, daß die Regierung ungesäumt zur Ausführung des beschloßenen Werks schreiten werde. Denn der Nachfolger Winters in der Leitung der innern Angelegenheiten war derselbe Staatsökonomist, der durch sein Buch über den öffentlichen Credit wie zumal und vornehmlich durch seine über Einführung von Eisenbahnen im Druck erschienenen Untersuchungen sich als einen scharfsinnigen cameralistischen Denker und als gewandten materiell-politischen Anatomen signalisirte, der alle Bedingungen, Bedürfnisse, Zulässigkeiten und Unmöglichkeiten des innern Staatswohls in ihre kleinsten Details zerlegte und sie mit dem analytischen Messer

bis zur tiefsten Wurzel verfolgte. Dieser Staatsbeamte, wenn der theoretische Scharfsinn, der ihn allzeit auszeichnete, seinem politischen Seh- und Erkennungsvermögen keinen Abbruch that, mußte von der Nothwendigkeit einer ungesäumten und mit nachhaltigem Eifer zu betreibenden Ausführung der beschlossenen Eisenbahn in einem dringenden Interesse des Landes überzeugt, daher auch, solcher Ueberzeugung gemäß, seine ganze amtliche Thatkraft diesem hochwichtigen Gegenstand gewidmet sein. Allein auch jener Sphäre der obersten Regierungsregion, welche der Minister des Auswärtigen begeistigte, und wo man das vorzüglichste Augenmerk allerdings ganz andern Dingen zuwandte, war in der Eisenbahn-Sache eine vortreffliche Gelegenheit geboten, den öffentlichen Geist in diesem materiellen Abzugscanal zu absorbiren und ihn so für die Wahrnehmung anderweitiger, mehr ideellen, Interessen abzumüden. Jedenfalls durfte man dieser Seits sich von dem gesunden und billigen Sinn des badischen Volkes versichert halten, daß es sich einer Regierung, durch die es seine praktischen Interessen so energisch gefördert sah, zu lebendigem Danke verpflichtet und sie keinerlei Bestrebungen für fähig erachten würde, die irgendwie den naturgemäßen, d. i. vernünftigen Entwicklungsgang der einheimischen politischen Rechtszustände zu behindern bestimmt und geeignet seien. Es war die Eisenbahn-Angelegenheit unzweifelbar im Stande, die Regierung, wenn sie von ihr in erwähnter Weise zur raschen und gründlichen

Verwirklichung gebracht wurde, mit einer ehernen Brustwehr gegen die Angriffe des von ihr jetzt so sehr beschrieenen „Factionsgeistes“ zu umgeben. Statt nun aber diesen Gegenstand gleichzeitig im wohlverstandenen Interesse des Landes zu betreiben und ihn mit staatsweisem Geiste den eignen Privatneigungen und den particularen politischen Intentionen dienst- und unterthan zu machen, hing man lieber die ganze Sache mit unbegreiflichem politischem Kurzblick „an den Nagel“, indem man sich einerseits einer that- und kraftlosen kameralistischen Skepsis und andererseits den Speculationen über alte Staatsrechtstheorieen überließ.

Wir sind weit davon entfernt, dem ehemaligen Präsidenten des Ministeriums des Innern, Staatsrath Nebenius, den Vorwurf zu machen, daß er in seinen verschiedenen amtlichen Stellungen nicht allezeit des Landes Interessen mit Eifer und Liberalität zu fördern bestrebt gewesen, allein der Erfolg hat es bestätigt, daß Diejenigen nicht im Unrecht waren, welche dem Herrn Nebenius von jeher alle Befähigung zum praktischen Geschäfts- und Staatsmann glaubten absprechen und ihm die Sphäre subtiler Reflexionen über Gegenstände der Staatskunst und Staatswirthschaft, als die ihm eigenthümliche, glaubten zuweißen zu müssen.

Der öffentliche Geist Badens befand sich vom Tod Winters (März 1838) bis zum Landtag 1839 in einer sehr zwiespältigen und unbefriedigten Stimmung. Die

große Maßregel, deren möglichst= rasche Realisirung man so sehnsüchtig erwartete, sahe man als ein Opfer praktischer Incapacität der am Ruder stehenden Staatsmänner bei Seite gerückt und in einer andern Richtung wollte man das Aufsteigen neuer Symptome bemerken, die eine den Freiheiten des Volkes abgeneigte Thätigkeit bekundeten. Allerseits blickte man mit Spannung dem Landtage 1839 entgegen. Man war sich gewiß, daß auf demselben die vaterländische Eisenbahn=Sache, die bereits vom französischen Oberrhein her so schwer bedroht war, zur neuen kräftigen Anregung, und auch andere Dinge zur Sprache kommen würden, auf Anstoß deren man die Regierung für genöthigt hielt, mit ihren seit einiger Zeit so merklich modifizirten Ansichten und Bestrebungen entschiedener hervorzutreten. Der Name des Ministers des Auswärtigen wurde wieder häufig genannt und man gierte außerordentlich nach Anhörung der politischen Ausdrucksweise, welche nunmehr, da kein Winter mehr auf ihr saß, von der Ministerbank herab zum Vorschein kommen würde.

Der Landtag von 1839 erschien. Die „materiellen Interessen" fanden auf ihm eine durchgreifende Fürsprache nicht; die Eisenbahn=Sache ward zwar mit einigen patriotischen Trümpfen in Erinnerung gebracht, die aber auf die subtilisirende Thatlosigkeit des Präsidenten des Ministeriums des Innern keine besondere Wirkung zu äußern schienen. Dagegen wurden in einer Weise, deren eindringlicher Wortlaut in der Brust jedes Badeners

und jedes gesinnungsvollen Deutschen ein langes und ernstes Echo fand, neuerdings die schon auf dem außerordentlichen Landtag von 1838 zur Sprache gekommenen Vorgänge in Hannover angeregt und die Maaßregel, aus welcher sie hervorkamen, als eine tief ins politische Gesammt-Leben Deutschlands einschneidende Gewaltaction dargestellt. Der oppositionelle Liberalismus, der sich an die Spitze dieser Anregung gestellt hatte, erfüllte im Grunde damit nur seine Pflicht, er that nur etwas, wessen man sich zu ihm mit Zuversicht versehen konnte. Daß sich aber in dieser Frage alle politischen Meinungsschattirungen der Abgeordneten-Kammer in der Gesinnungsweise und im Verlangen der streng-constitutionellen Parthei vereinigten, daß alle in der festen und unverbrüchlichen Ueberzeugung übereinkamen, daß durch das Staatsoberhaupt in Hannover ein Schritt gethan worden, der dem offenbaren Landes-Rechte, wie dem Geiste und dem Buchstaben der politischen Satzungen, worauf der deutsche Bund fundirt, widerspreche, und wodurch das deutsche Gerechtigkeits-Gefühl aufs tiefste verletzt worden sei: das bezeichnete sich als eine Thatsache, die über jeder Partheistrebung, über jeder Privatneigung erhaben lag, eben weil sie dem sonnenklaren Grunde des allgemein erkannten Rechten und Schicklichen entstammte. Aus dieser Rücksicht waren die Remonstrationen, welche der Minister des Auswärtigen gegen das parlamentarische Verhalten der Kammer erhob, doppelt interessant. Dies Verhalten bot eine der schick-

lichsten und bedeutsamsten Gelegenheiten, sich ebensowohl über das Wesen der modernen deutschen Verfassungen, wie über den Umfang des durch dieselben den Ständen eingeräumten Wirkungskreises auszusprechen und Herr von Blittersdorff machte von dieser Gelegenheit einen umfassenden Gebrauch. Schon auf dem Landtag 1837, wo er auf der Ministerbank zum erstenmal erschien, nahm er Anlaß, gegen die Richtung welche der „Ultraliberalismus" den Entwickelungen des deutschen Verfassungs-Systems zu geben suchte, in leidenschaftlichen Eifer zu gerathen, doch nunmehr erst zeigte sich seine Idiosynkrasie vor den deutschen „Kammer-Ultraliberalen" und vor dem von denselben den deutschen „landständischen Einrichtungen" aufgedrungenen „Repräsentativ-System" in ihrem vollen Gehalt. Es sind uns die nähern Bezeichnungen, in denen der Minister des Äußern das Treiben und die Endziele unserer parlamentarischen „Ultras" (natürlich der linken Seite) umschrieb, nicht mehr erinnerlich, aber so viel ist uns davon im Gedächtniß geblieben, daß er die Richtung der Opposition als eine u n b e r e c h t i g t e, als eine solche bezeichnete, welche ein „Mehr," als ihr „verfassungsmässig" zukomme, usurpire. Die Ausfälle gegen einzelne Glieder der Opposition, so gegen Welcker, schwellten von leidenschaftlicher Heftigkeit und die ganze Ausdrucksweise des Ministers trug auch äußerlich einen Charakter des Ungenirten und Rücksichtslosen, der seine nähere Bezeichnung vielleicht nur im Begriff des Burschikosen findet.

Dessen ungeachtet feierte die Opposition und durch sie die reine und strenge Sache des deutschen Constitutionalismus in der gegen die hannoversche Herrschafts-Methode erhobenen Schilderhebung einen energischen Fortschritt, der seine Maale dem öffentlichen Bewußtsein des deutschen Volkes kräftigst imprägnirte, und seinem Inhalte nach um so bedeutender hervortrat, je allgemeiner er sich auch in den bezüglichen Debatten anderer deutscher Kammern entweder gleichzeitig oder bald darauf kund gab.

Der durch diese Verhandlungen zunächst in Baden hervorgerufene Eindruck war ein durchaus ersprieslicher und lieferte ein Gegengewicht gegen die tiefen Mißstimmungen, welche die diesmal ohne Hehl zu Tage getretenen anticonstitutionellen Sympathieen des Ministers des Auswärtigen erzeugten, von dessen Stimme immer offenkundiger wurde, daß sie im Ministerrathe sich eines vorherrschenden Einflusses erfreue. Daß sich übrigens Herr von Blittersdorff, bei seinem barschen Auftreten gegen die Kammer, von Seite der ministeriellen Collegen nur wenig unterstützt fand, führte zu einer Wahrnehmung, die für die Richtungen des Ministers des Auswärtigen nichts Tröstliches in sich schloß und den isolirten Charakter ihres schroffen, weder in die deutsche Zeit noch in eine deutsche Volkskammer hineinpassenden Inhalts nur desto schärfer hervorhob. Noch störender jedoch als diese deutlichen Anzeichen einer politischen Reaktion wirkte die Art und Weise, in welcher bei den Budgetberathungen dieses

Landtags aus Anlaß des Baden-Badener Spielpachtvertrags der Schatten Winters gleichsam zur Rechenschaft gezogen und insgeheim mit dem Schmutze so niedriger Zweifel beworfen ward, daß ob dieser Gemeinheit das ganze bessere Volksbewußtsein erröthete. Das dunkle Versteck, worin diese feige Perfidie genistet, ward aber bald entdeckt und der öffentlichen Verachtung preisgegeben.

Der öffentliche Geist Badens hatte durch diesen Landtag wiederum die verschiedenartigsten Anregungen erfahren, deren manche jedoch das volksthümliche Bewußtsein nichts weniger als befriedigten. In der höchsten Region ward es erkannt, daß den obersten Organen der Regierung vor Allem ein einheitliches Wirken noth sei, wenn gegenüber dem Rechtselemente der Volksansprüche ein fester Stand behauptet werden wolle. Die grundsätzliche Unentschiedenheit des Präsidenten des Ministeriums des Innern, sein Tragen „auf beiden Achseln" und sein Stillschweigen immer in dem Augenblick, in welchem jeder thatkräftige Charakter und in festen Ueberzeugungen erstarkte Staatsmann ein entscheidendes Wort zu sprechen sich gedrungen fühlen mußte, dies Alles machte Seitens der Regierung die Nothwendigkeit klar, die Leitung des Ministeriums des Innern einer Persönlichkeit anzuvertrauen, von welcher sich ein entschiedenes Eingehen auf den in der Hauptcategorie des Staatsministeriums herrschenden Geist erwarten ließ. Und so ward denn Herr Nebenius bald nach dem Landtage von 1839 quiescirt

und das Portefeuille des Innern endlich dem Manne übergeben, für den es schon so lang bestimmt war, dem Freiherrn von Rüdt.

Diejenigen, denen in diesem Augenblick jeder Anlaß willkommen war, um gegen die Regierung „Parthei zu machen,“ nahmen keinen Anstand, Herrn Nebenius als einen politischen Märtyrer darzustellen, der den immer weiter um sich greifenden inconstitutionellen Bestrebungen der Regierung geopfert worden. Ueber dem offen dastehenden Motiv der Regierung, sich zu arrondiren, übersahen sie, daß Herr Nebenius um deßhalb noch kein „Märtyrer“ werde, denn daß ihm dazu das Hauptzeug, nemlich eine gründliche Haltung des Strebens und der Gesinnung mangle, lag ja am Tage. Durch diesen Mangel war er dem Lande nicht minder entbehrlich als der Regierung störend geworden, und seine Entfernung aus dem Ministerium, wenn sie auch für den Verfolg der badischen Verfassungspolitik von beziehungsweiser Bedeutung werden konnte, war dagegen für die innere Verwaltung von durchaus keinem Nachtheil, denn der neue Präsident des Ministeriums des Innern galt in hohem Grade für das, was man dem Herrn Nebenius nie glaubte nachrühmen zu dürfen, nemlich für einen tüchtigen Arbeiter und umsichtigen, gewiegten Geschäftsmann.

Von den eigentlichen Ultraliberalen, nicht aber von denjenigen, welche Herr von Blittersdorff stets als solche bezeichnet ging der Lärm damals aus, der über

den Rücktritt des Herrn Nebenius und über sein wohlfeiles Märtyrerthum erhoben ward. Das Land, in besonnener Erwägung der Gründe für und wider, gewöhnte sich an den stattgehabten Ministerwechsel bald, ohne den Schwerpunkt aus dem Auge zu verlieren, der in die Regierung durch die erfolgte Harmonisirung ihrer Willenskräfte gekommen war. In der Zeit vom Landtag 1839 bis zu jenem von 1841 wandte sich das öffentliche Bewußtsein in Baden, nachdem es über die neueste Phase der innern Entwickelungen mit sich in's Reine gekommen, zum Theil vorzüglich den Regungen und Anstößen der sich immer mehr emporschwingenden materiellen und Verkehrs-Interessen zu, zum Theil ward es durch die aufregenden Gefahren absorbirt, die in Folge des Viermächte-Vertrags vom 15. Juli 1840 dem deutschen Gesammtvaterland aus Frankreich drohten.

Der welsche Erbfeind des deutschen Namens, voll blinden und perfiden Nationalhochmuths, machte unmittelbar nach Emanation jenes politischen Vertrags-Aktes Miene, sich für die Kränkung, die ihm bei Behandlung der orientalischen Wirren abseiten der großen Mächte widerfahren, durch Mißhandlung der deutschen Nationalehre und Eroberung des linken Rheinufers zu rächen.

Die improvisirten Politiker und Staatsmänner Frankreichs, in ihrer Unfähigkeit, die fremden Nationalitäten, zumal die deutsche, in der festen Tiefe ihres moralischen Bestandes zu erfassen, rechneten bei ihrem

frechen und alle völkerrechtlichen Begriffe übern Haufen werfenden Vorhaben auf die eigne Zustimmung der deutschen Rheinvölker, wozu sie sich, unter andern Gründen, auch durch den der Unzufriedenheit dieser Völker mit ihren einheimischen Zuständen, berechtigt hielten. Kaum aber waren die Absichten der französischen „Rheinstürmer" in ihrer vollen Gewissenlosigkeit zu Tage getreten, als sich in ganz Deutschland Ein Schrei zornvollen Unwillens hören ließ und sich namentlich inmitten der deutschen Rheinanwohner das deutsche Nationalbewußtsein mit ritterlichster Würde und Mannhaftigkeit erhob. Da zeigte es sich nun auch im speziellen Bezuge der badischen Verhältnisse klärlich, was von jenen Vorwürfen zu halten sei, die einzelne Stimmen auf der Ministerbank, zumal die des Ministers des Auswärtigen, dem Liberalismus machten, indem sie ihn excentrischer fremdländischer Bestrebungen und von außenher empfangener Inspirationen beschuldigten. Jetzt zeigte sich, wie dieser Liberalismus, aller Ausländerei fern, im tiefinnersten Gedanken deutscher Volksthümlichkeit, deutschen Geistes und Trachtens, wurzle, und daß er aus ursprünglichstem deutschem Boden heraus den Zwecken des neuern deutschen Lebens nachgehe und sie in den einheimischen Einrichtungen zu verwirklichen strebe.

Es zeigte sich aber zugleich, wie mit dieser Richtung eines echten und gerechten deutschen Liberalismus die ganze Sinnes- und Strebensweise des gesammten

badischen Volks aufs innigste verwachsen und hierin die Stellung desselben gegen die Regierung deutlich bezeichnet sei. An den Thron erscholl die einige und allgemeine Stimme des Landes, freudig Alles, Gut und Blut, zur Erhaltung des Throns, zur Wahrung des Vaterlandes und der Nationalehre zu opfern, eine Stimme, welcher, indem sie dergestalt ans edelgesinnte Herz des Landesherrn und an die Geschäftsbänke der Regierung schlug, auch von dieser Seite die Anerkennung ihrer hohen Würdigkeit und ihres echten patriotischen Inhalts nicht versagt werden konnte. Das aber hätte der Regierung, wenn sie dessen noch benöthigt war, einen festen Anlaß geben müssen, den rationellen Entwickelungen der öffentlichen Rechtszustände des Landes keinen aus veralteten Theorieen und aus willkührlicher Verdrehung der modernen Staatsidee hergenommenen Stein des Anstoßes weiter in den Weg zu legen, sondern vielmehr den Bedingungen des öffentlichen Wohls durch aufrichtiges Festhalten am reinen Stamme unserer Verfassungs-Zustände, durch thunlichste Erweiterung der Verkehrsmittel im Innern und Förderung der Gewerbthätigkeit, die möglichst breite Basis zu unterstellen.

So sahe man dem Landtage von 1841 mit gedoppelten Erwartungen entgegen, unter welchen namentlich diejenige rege war, daß die Thronrede eine beruhigende Gewißheit hinsichtlich der für die wohlbegründetsten und bedeutsamsten Interessen des Landes täglich wichtiger werdenden Eisenbahn-Angelegenheit geben werde. Der

Landtag ward am 17. April eröffnet, aber die denselben einleitende Thronrede schwieg gänzlich von der Eisenbahn, wenn man nicht eine nothdürftige Beziehung auf dieselbe in der Stelle erkennen wollte, worin gesagt wurde, unsere Finanzen würden in gutem Zustand bleiben, so lange man dem Nothwendigen vor dem blos Nützlichen den Vorzug sichern würde. Allein selbst diese Beziehung konnte kaum darin gefunden werden, da offenbar in dem vorliegende Falle das blos Nützliche, wenn es versäumt wird, reissenden Schritts zum Nothwendigen werden muß. Denn wenn einmal die französischen Eisenbahnen eröffnet und die bayerischen und würtembergischen gebaut sein würden, so mußte Baden, das schöne Baden, durch die Fahrläßigkeit der Regierung ein verlassenes Land werden und dann konnte nichts nothwendiger sein, als durch gedoppelte und alsdann viel schwerer fallende Anstrengungen den einheimischen Handel rc. wieder etwas zu beleben.

In der Eröffnungsrede der landständischen Verhandlungen von Seiten des Alterspräsidenten von Itzstein traten verschiedene eingreifende Schicksals-Momente des badischen constitutionellen Lebens seit dem letzten Landtag prägnant hervor. Sie warf einen schmerzlichen Rückblick auf die Männer, welche seit letztem Landtag aus der Kammer ausgeschieden, auf die Abwesenheit Mittermaiers, auf die leere Stelle Rottecks, welche Niemand eingenommen, weil ihn Niemand zu ersetzen vermocht. Der Redner

schilderte den Verewigten in seinem Wirken als Volksvertreter und Schriftsteller. An ihm habe Deutschland einen seiner edelsten Söhne, die Wissenschaft einen treuen Pfleger, das Volk einen seiner ersten Bürger, die Kammer einen ihrer größten Redner und Vorkämpfer verloren. Indem Itzstein dergestalt redete, sprach er nicht blos seine persönliche Ueberzeugung aus, sondern gerirte er sich auch als Dollmetscher des öffentlichen Bewußtseins deutscher Nation.

Es ist hier nicht der Ort, auf die großen und umfassenden Verdienste Rottecks um Befestigung und Fortbildung des constitutionellen Lebens in Baden näher einzugehen, es genüge an der Hinweisung, daß durch seinen Tod eines der festesten Vorwerke des deutschen constitutionellen Liberalismus, und den Rechtsentwickelungen der modernen deutschen Staatsidee eines ihrer tüchtigsten persönlichen Triebräder abhanden gekommen. Ein in anderer Weise großer Verlust erwuchs dem parlamentarischen Organismus Badens durch Mittermaiers Austritt.

Durch das Hinscheiden eines geliebten Sohnes tiefgebeugt, von manchen auf dem Grunde der neuesten einheimischen Zustände hervortretenden Erscheinungen eingeschüchtert oder entmuthigt, wohl überhaupt oder doch wenigstens zur Zeit des parlamentarischen Kampfes müde und von den Pflichten seines akademischen Berufs aufgezehrt, ließ er sich bestimmen, aus einer Sphäre des

öffentlichen Wirkens auszuscheiden, in der er fast ein Jahrzehend in ausgezeichneter Weise thätig war.

Es wird sich weiter unten Anlaß finden, auf Inhalt und Charakter der parlamentarischen Stellung Mittermaiers, namentlich in ihrer letzten Periode, einzugehen und so den Grund verschiedener Unbestimmtheiten aufzusuchen, welche die neuern Kammerzustände Badens bezeichnen. Mit Recht aber ward gleich im Beginne der dießjährigen Kammersession empfunden, daß das Ausscheiden Mittermaiers für die nächstkünftige Richtung des repräsentativen Geistes in Baden von großem indirektem Einfluß sein werde.

Schon in der ersten Sitzung der zweiten Kammer, in welcher Itzstein den Ruhm der erwähnten Ausgeschiedenen verkündete, fiel von der Bank der Minister jener Erisapfel in die Kammer, der die feindliche Spaltung hervorrief, welche seit einem Jahre die Träger der constitutionellen Gewalten scheidet. Staatsrath von Rüdt erklärte nemlich, daß den neuerwählten Kammermitgliedern H. H. Aschbach und Peter (der eine Hofgerichtsrath in Freiburg, der andere Oberhofgerichtsrath in Mannheim) von der Regierung der Urlaub versagt sei. Sofort ward dieser Gegenstand einer zu diesem Zwecke besonders niedergesetzten Commission zur Berichterstattung überwiesen. Diese unterzog sich ihrer Aufgabe mit gründlichem Eifer und schon in kurzem erstattete der Abgeordnete Bekk (Vicekanzler des Oberhofgerichts in Mannheim) im Namen

der Commission den bezüglichen Bericht, aus welchem es um der allgemeinern Bedeutung des Gegenstandes willen gestattet sein muß, hier eine gedrängte Analyse einzuweben. In der Einleitung ward der Urlaubsfrage ihre Stelle unter den im constitutionellen Leben unvermeidlichen politischen Conflicten angewiesen, wobei es sich nicht allein um das Interesse des zum Abgeordneten gewählten Staatsdieners, sondern auf Seite der Regierung um das Recht handle, einen Staatsdiener auf seinem Posten zurückzuhalten, und auf Seite der Kammer um ihren eigenen Bestand, indem sie sich durch die Zurückhaltung eines Abgeordneten von dem Eintritt in die Kammer gewissermaßen in ihren eigenen Eingeweiden angegriffen finde. In Beziehung des gegenwärtigen Streites ward bemerkt, daß, da die Verfassungsurkunde die Wahl der Staatsdiener zu Abgeordneten ausdrücklich gestattet und von Einholung des Urlaubs abseiten der Dienstbehörden zum Besuche des Landtags nichts erwähnt, auch im Jahr 1819 die Abgeordneten, welche zugleich Staatsdiener waren, auf dem Landtag erschienen, ohne um einen solchen Urlaub nachgesucht, oder sonst erhalten zu haben. Erst im Jahre 1820 wurde dreien Oberhofgerichtsräthen und einem Professor eröffnet, daß ihnen zum Besuche des Landtags der Urlaub von ihrem ordentlichen Dienste nicht ertheilt werden könne. Die Regierung legte dabei, um die vier Bezirke nicht unvertreten lassen zu müssen, den Entwurf eines Gesetzes vor, wonach für jeden Staats-

diener, der als Abgeordneter gewählt werde, immer zugleich ein Ersatzmann gewählt werden solle, welcher einzuberufen sei, wenn der gewählte Staatsdiener keinen Urlaub erhalte. Auf Unterhandlung mit der von der Kammer, zur Prüfung der Urlaubsfrage und des Gesetzentwurfs, ernannten Commission, zog aber die Regierung, bevor die Sache in der Kammer zur Verhandlung kam, den Gesetzentwurf wieder zurück, und berief die vier Abgeordneten, denen der Urlaub versagt war, nachträglich ein, ohne in Bezug auf das Recht selbst für die Zukunft einen Vorbehalt zu machen oder einen ausdrücklichen Verzicht auszusprechen. Im Jahr 1822 wurde kein Urlaub gefordert, und erst seit 1825 hat die Regierung ihre Behauptung, daß jeder Staatsdiener, der zugleich Abgeordneter ist, zum Besuche des Landtags des Urlaubs bedürfe, wieder geltend gemacht. Der darüber erhobene Streit war aber nicht praktisch, da die Regierung bis dahin allen Staatsdienern, sie mochten darum nachgesucht haben oder nicht, den Urlaub wirklich ertheilte. — Der Bericht prüfte nun, gegenüber der jetzt vorliegenden Urlaubsverweigerung zweier Staatsdiener, die Frage: Ob der Regierung das in Anspruch genommene Recht, einen zum Abgeordneten erwählten Staatsdiener durch Urlaubsverweigerung vom Besuche des Landtags zurückzuhalten, von der Kammer zuzugestehen sei? In Beziehung auf *positives* Recht wird der Umstand, daß der zum Abgeordneten ernannte Staatsdiener die doppelte Verbindlichkeit (die er nicht beide

zugleich erfüllen kann) einer und derselben juristischen Persönlichkeit, dem Staate, zu leisten hat, nebst den wichtigen politischen Interessen, die damit zusammenhängen (ob der Gewählte dem einen oder dem andern Dienste entzogen werde), als ein Motiv angeführt, aus welchem sich der Streit zu einer Entscheidung durch die Gesetzgebung eigne. In Frankreich ist anerkannt, daß der Dienst in der Kammer vorgeht, und wenn der Staatsdiener auf einem andern Posten anwesend sein muß, ertheilt ihm die Kammer den Urlaub. Die Commission, nachdem sie im weitern Verfolg ihrer Beweisführung auch die in andern deutschen constitutionellen Staaten zum Theil schon durch die Verfassung darüber festgestellten Bestimmungen geprüft, und die Art, wie die badische Regierung sich auf sie stützte, erörtert hat, schloß ihren Bericht mit der Ueberzeugung, daß der Regierung das angesprochene Recht der Urlaubsverweigerung nicht zukomme. In Beziehung auf die öffentlichen Interessen wurden die Nachtheile anerkannt, welche die längere Abwesenheit von Staatsdienern, besonders von Richtern und Bezirksbeamten für den öffentlichen Dienst haben. Allein sie werden, nach den Ueberzeugungen des Berichts, überwogen durch andere Nachtheile, welche die Urlaubsverweigerungen zur Folge haben, in deren Zulassung eine Gefährdung der constitutionellen Interessen des Landes liege, indem die Regierung unter dem Vorwand, daß ein Gewählter an seinem ordentlichen

Dienstposten wohlthätiger wirke, als in der Kammer, auch die ausgezeichnetsten Mitglieder von dieser Versammlung fern halten könnte, Mitglieder, deren Ausschließung die Kammer in ihrem innersten Leben erschüttern könnte. Der Bericht führte noch andere Nachtheile an, die aus dem System der Urlaubsverweigerung für die Regierung, für die Kammer, für die Staatsdiener, die den Urlaub erhalten, für die unvertretenen Wahlbezirke, insbesondere aber für das Vertrauen des Volks zu Regierung und Ständen hervorgehen und jene Nachtheile, welche mit einer vorübergehend unvollkommenen Verwaltung einiger Staatsämter verbunden sind, weit überwiegen; er fand darin, auch wenn das positive Recht über die Frage als zweifelhaft erscheinen könnte, einen weitern Grund, „bei dem, so lange und so oft die Regierung den Anspruch erhoben hat, von der Kammer stets festgehaltenen Widerspruch zu beharren."

„Fragen wir nun, was wir bei dieser Lage der Dinge zu thun haben? — so schloß der Bericht —" so geben wir vorerst die Hoffnung nicht auf, noch ein Einverständniß zwischen der Regierung und der Kammer zu erzielen. Die Regierung, deren Interesse bei der Sache bei weitem nicht von der Bedeutung ist wie das der Kammer, wird nicht darauf bestehen, einen Anspruch, den sie bisher nur für die Fälle großer Krisen, für eine gewisse Art von Nothstand vorbehalten zu haben schien, gegen eine Kammer zu verwirklichen, die mit ihr sonst in bester Eintracht steht,

die aber in der Verletzung ihrer Theile eine Verletzung ihres eigenen Bestandes, eine Beeinträchtigung ihrer verfassungsmäßigen Zustände und eine unheilschwangere Gefährdung der constitutionellen Interessen überhaupt erblickt." Die Commission äußerte zum Schlusse noch die Meinung, daß, mit Suspendirung der Berathung über weitere Schritte, die Kammer vorerst nach dem §. 75 der Verfassungsurkunde nun mit dem großherzoglichen Staatsministerium unterhandle, wie es in Wahlsachen ohnehin von jeher üblich war.

Es kam in der Sitzung der Abgeordneten-Kammer vom 7. Mai dieser Commissionsbericht zur Berathung und die bis in den späten Mittag angedauerten Debatten lieferten das Resultat, daß die Commissionsanträge einstimmig angenommen wurden. Als nächste bedeutsame und bemerkenswerthe Thatsache aus dieser Verhandlung stach hervor, daß die bisherige ministerielle Majorität zerstört erschien und sich nunmehr die Kammermehrheit entschieden auf Seiten der Opposition befand. Die Argumente, die in der Diskussion von beiden Seiten vorgebracht wurden, boten keine nicht schon im Commissionsberichte berührte Gesichtspunkte dar, allein die Minister, vom erlittenen Schlag nicht niedergeworfen, erklärten rundweg, daß das Staatsministerium zur Zurücknahme der Urlaubsverweigerung sich nicht herbeilassen werde.

Das bestimmte Motiv, aus welchem die Regierung diesen herben Zankapfel, dessen bittere Frucht sie alsbald

kosten sollte, in eine Kammer warf, in der sie über eine entscheidende Majorität verfügte, mochte von einer Seite betrachtet werden, von welcher man wollte: immer mußte es als unpolitisch, als unstaatsweise, ja zugleich auch als unpatriotisch erscheinen. Wie schon oben erwähnt wurde, so hatte das badische Volk die Loyalität seiner politischen Gesinnung und seine echte deutsche Anhänglichkeit an Thron und Vaterland eben erst in einer großen Crisis auf die schönste Weise bethätigt und noch hallte das in der Thronrede deßhalb dem Volke ertheilte Lob im Lande wieder, als die Regierung mit einer Maßregel hervortrat, die, selbst wenn sie eine positive Berechtigung für sich gehabt hätte, in diesem Augenblicke eines peinlichen Eindrucks nicht verfehlen konnte. Es war von der Regierung unpolitisch, das Mißtrauen des Landes in einem Momente anzuregen, wo die allgemeine Stimmung im Begriffe war, einen dem Ministerium günstigen und versöhnlichen Charakter anzunehmen, und noch obendrein durch ein Ansinnen, das sich bei der gegenwärtigen Lage der Dinge ohne allen praktischen Werth und Vortheil für sie erwies. Aber es war von ihr zugleich auch unpatriotisch, diesen Zwiespalt gerade in solcher Zeit vom Zaun zu brechen, wo es vor allen Stücken noth that, jegliche Anregung prinzipieller Kämpfe zu vermeiden, um die durch die Bedingungen und Stellungen der Gegenwart so dringlichen materiellen Interessen des Landes mit thatstarkem Nachhalt fördern zu können. In dem er-

hobenen Anspruche der Regierung wollte sich dem strengen Beobachter des Zustandes, in dem sich die derzeitigen constitutionellen Entwickelungen Badens befinden, auch nicht eine Spur staatsmännischen Geistes bekunden, sondern es stellte sich darin ausschließlich eine ministerielle Caprice dar, die, politischer Voraussicht entblößt, ihren Anhalt einzig am Drange rückgehender Bewegung fand.

Indem die Regierung fest erklärte, daß sie an dem von ihr namhaft gemachten Rechte festhalten und die vorliegenden Urlaubsverweigerungen nicht revociren werde, schnitt sie alle Möglichkeit einer Verständigung mit den Ständen (resp. mit der Volkskammer) entzwei, denn ihr leicht hingeworfner Rath, sich auf ein Schiedsgericht zu berufen, klang mehr wie Ironie denn als wohlgemeinter Ernst.

So war, auf ministerielle Citation, in die Kammer ein Geist finsterer Mißstimmung eingebrochen, der, bei der feindlichen Stellung, in die er die Regierung und die zweite Kammer zueinander brachte, wenigstens letzterer alle Lust zu eifriger Betreibung der eigentlichen parlamentarischen Aufgaben dieses Landtags verleiden mußte. Wie war es möglich, daß die Volks-Abgeordneten vertrauensvoll die wichtigsten Gegenstände, darunter namentlich ein lange vorbereitetes Strafgesetzbuch, mit der Regierung berathen konnten, die so unnöthiger und fast gehässiger Weise an der Grundlage des legalen Bestandes der einheimischen constitutionellen Einrichtungen rüttelte,

mit einer Regierung, die durch Pflückung des besagten bittern Apfels ihre Rücksichtslosigkeit gegen die nächsten praktischen Landes-Interessen und gegen die Stimmungen im Volke so offen zur Schau trug? In Gemäßheit eines zweiten Berichts der betreffenden Commission, der auf die schriftliche, durch die Kammerbeschlüße vom 7. Mai veranlaßte, Rückäusserung des Staatsministeriums erstattet war, beschloß die Kammer, auf Ablehnung des von der Regierung angesprochenen Rechts der Urlaubsverweigerung zu bestehen und in einer unterthänigsten Addresse an den Großherzog um Beseitigung der Hindernisse zu bitten, welche dem Eintritt der Abgeordneten Aschbach und Peter in die Ständeversammlung entgegenständen. Am Tage dieser Berathung ward der Kammer auch der Austritt zweier ihrer ehrenwerthesten Mitglieder, der Abgeordneten Lauer und Speyerer, angezeigt, und zwar „in Folge des von der Regierung eingeschlagenen Systems, welches sie nicht wieder verlassen zu wollen scheine. Neben der Herrschaft dieses Systems gehe die wahre Bedeutsamkeit der Repräsentativ-Verfassung unter. Sie vermöchten daher nicht, ihre Funktionen länger fortzubekleiden."

Diese Resignation zweier allgemein geachteter Abgeordneten trug natürlich nur dazu bei, die ohnedies schon hochschwellende Mißstimmung der Kammer zu vermehren, und so bedurfte es wirklich der ganzen Umsicht, Mäßigung und Besonnenheit des zum Präsidenten der zweiten Kammer

für diesen Landtag erwählten Geheimenraths Duttlinger, um die Auflösung der Ständeversammlung, die mehrmals in nächste Aussicht gestellt war, zu verhindern. Denn die Art von „Waffenstillstand," welcher in der Sitzung vom 22. Mai zwischen der Regierung und der Kammer geschlossen ward und dessen Dauer zunächst von der ersten Kammer abhing (deren Zustimmung zu der von der zweiten Kammer beschlossenen Bitte erforderlich war, wenn die Addresse vor den Thron gebracht werden sollte) zeigte sich als ein Werk des „Scheins," das eben um deßwillen einen wahrhaftigen Inhalt nicht inne hatte. Die Substanz dieses Waffenstillstandes bezeichnete sich in der Erklärung der Kammer, daß sie eine förmliche Verzichtleistung der Regierung auf das Recht der Urlaubsverweigerung nicht verlangt habe, sondern dies Recht blos so lange nicht anerkenne, bis die Ausübung desselben durch ein Gesetz geregelt sei und daß es bis dahin bei der bisherigen Uebung bleiben solle, wogegen die Regierung zugab, daß die aus dem „Urlaubsrecht" gezogenen Consequenzen, wonach sie mit der Urlaubsverweigerung zugleich die Wahl für ungültig erklärt und neue Wahlen angeordnet hatte, nicht zu Recht beständen.

Die Kammer hielt es für zweckmäßig, sich kurz nach diesem Zwischenbescheid bis zum 21. Juni zu vertagen, um sich des geschlossenen „Waffenstillstandes" außerhalb des Ständesaales zu erfreuen, da dieser allerdings nicht geeignet war, der Kammer Erholung von der „moralischen

Tortur" zu verschaffen, mit welcher der Urlaubsstreit sie gesegnet hatte. Während dieser Vertagung machten sich die Stimmungen im Volke über das Verhalten der zweiten Kammer in diesem wichtigen Conflicte unzweideutig bemerkbar, indem man sich in vielen Gemeinden zur Erlassung von Addressen vereinigte, um der Kammer für die in diesem Streithandel gefaßten Beschlüsse Dank zu sagen. Die wirkliche Einsendung dieser Addressen aber wurde durch das Ministerium des Innern verhindert, welches sogar die einfache Abfassung einer solchen in einem badischen Blatte unterdrückte. Als daher die zweite Kammer am 22. Juni wieder zusammentrat, führte die über diesen Vorgang von Herrn von Itzstein erhobene Anregung sofort zu neuen Bitterkeiten, die den großen Abstand der ministeriellen Ansichten und Richtungen von den Bestrebungen der gegenwärtigen Kammermehrheit neuerdings in's Licht setzten. Zum Ueberfluß beschloß die erste Kammer in ihrer Sitzung vom 23. Juni, der beschlossenen Addresse der zweiten Kammer nicht beizutreten. Darüber gab es nun neue Berathung in der Abgeordneten-Kammer, welche durch Beschlußnahme in der Sitzung vom 17. Juli auf ihren frühern Beschlüssen beharrte, nachdem ein Antrag Itzsteins, daß die Kammer sich für so lang zu weitern Arbeiten für incompetent erkläre, als die Regierung fortfahre, durch Ausschließung der Abgg. Peter und Aschbach den verfassungsmäßigen Bestand zu verletzen, mit 34 gegen 21 Stimmen verworfen worden war.

Der Regierung vornehmstes Bestreben nach diesen Vorgängen war jetzt, die Berathung des Budgets zu beschleunigen, um die Kammer auf ungewiße Zeit zu vertagen, nachdem man sich bei der in der zweiten Kammer herrschenden Stimmung von der Unmöglichkeit überzeugt hatte, die weitern parlamentarischen Geschäfte in derjenigen Weise zu betreiben, in der sie allein fortschreiten und gedeihen konnten.

Die Vertagung der Kammer geschah am 4. August, und den abreisenden Deputirten auf dem Fuße folgte das Manifest vom 5. August, dessen formeller Mangel in der zweiten Kammer des im Januar (1842) wieder zusammengetretnen Landtags zu den Remonstrationen führte, aus deren Anlaß die Auflösung der Ständeversammlung im Februar erfolgte.

Dieses von keinem Minister gegengezeichnete, in mehrfacher Beziehung denkwürdige, Manifest lautet folgendermaßen:

„**Leopold** 2c. 2c.

Die zweite Kammer unserer Stände glaubte mittelst zweier im Wesentlichen gleichlautenden Beschlüße vom 7. und 22. Mai l. J. ein uns kraft unserer souverainen Gewalt und der §§. 5 und 82 der Verfassungsurkunde unläugbar zustehendes Recht, das Recht der Urlaubsverweigerung, in Beziehung auf diejenigen unserer Diener, welche zu ständischen Abgeordneten erwählt worden sind, bestreiten zu dürfen; sie hat in der Ausübung dieses unsers

Rechts sogar eine Verletzung der Verfassung erblickt und die ihr entwickelten Gegengründe nicht beachtend, gegen die Mitglieder unserer obersten Staatsbehörde förmlich Beschwerde geführt. Nachdem aber diese Beschwerdeführung durch Versagung des Beitritts der ersten Kammer in verfassungsmäßiger Weise erledigt und gleichzeitig zur Vereinbarung über einige, in Fällen der Urlaubsverweigerung entstehende, Nebenfragen der Weg eröffnet war, hat unsere zweite Kammer, statt sich wenigstens zu beruhigen und die weitern Ergebnisse abzuwarten, in ihrer Sitzung vom 17. v. M. nicht nur gegen das Recht der Urlaubsverweigerung Verwahrung eingelegt, sondern damit auch eine Erklärung verbunden, die ebenso unbegründet und ungeeignet ist. Unbegründet ist diese Erklärung, sofern sie die Behauptung wiederholt, durch die Ausübung des gedachten uns nothwendig zustehenden Rechtes werde der verfassungsmäßige Bestand der Kammer und also die Verfassung verletzt; — ungeeignet müssen wir die nehmliche Erklärung finden, sofern sie die im Fortgang der Landtagsgeschäfte eingetretene Hemmung mit der Erhebung eines unfruchtbaren Streits entschuldigt, und die Verantwortung, die hieraus für die zweite Kammer erwächst, auf die Mitglieder unserer obersten Saatsbehörde hinzuwälzen sucht. Wir beklagen die Verirrung unserer zweiten Kammer, sowie ihr, wohl nur auf mißverstandener Consequenz beruhendes Festhalten an einmal gefaßten Beschlüssen, geben uns jedoch gerne der Hoffnung hin, sie werde bei ruhiger

Erwägung eine richtigere Ansicht gewinnen. Zu unsern geliebten Unterthanen hegen wir das Vertrauen, daß sie, von dem treuen und verfassungsmäßigen Wirken unserer obersten Staatsbeamten aus langer Erfahrung überzeugt, deren standhafte Vertheidigung unserer verfassungmäßigen Rechte in jeder Hinsicht billigen, am wenigsten daher ungebührlichen Verdächtigungen Gehör schenken werden, welche sich einzelne Ständemitglieder gegen dieselben erlaubten. Von unsern Dienern endlich sind wir gewärtig, daß sie keine Gelegenheit versäumen werden, irrige Ansichten rücksichtlich des fraglichen Gegenstandes zu berichtigen und jedem Versuch mit Nachdruck zu begegnen, der zur Verbreitung solcher Ansichten gemacht werden könnte.

Gegeben zu Karlsruhe, den 5. August 1841."

Aus demselben Grunde, aus welchem die zweite Kammer nach dem Wiederzusammentritt des Landtags es vermied, auf den materiellen Inhalt dieses Manifestes einzugehen, soll eine Erörterung desselben auch hier umgangen werden; das Wort des Landesherrn ist über und außer der Diskussion, wenn es sich im Repräsentativ-Staate ausspricht, wo, wenigstens nach der Theorie, die gesammte „Staatsmaschine" von verantwortlichen Ministern gelenkt und sonach von ihnen ausschließlich gouvernirt wird. Es würde die grundsätzliche Verantwortlichkeit der Minister und die Idee der Vertretungs-Monarchie, auf der sie beruht, gänzlich verrücken, wenn der Landesherr im

constitutionellen Staate zu einer „souverainen" Selbsteigenheit des Willens, zu einer politischen Autonomie berechtigt wäre, welche sich über und außerhalb der Sphäre jener ministeriellen Verantwortlichkeit zur Geltung bringen könnte. Es sprach sich deßhalb in der Art und Weise, wie die formelle Mangelhaftigkeit jenes Manifestes durch die Opposition zur Sprache gebracht wurde, nichts als ein deutliches Bewußtsein der Pflichten aus, welche aus dem modernen deutschen Verfassungsstaat für unsere Stände resultiren, Pflichten, deren keine zu keiner Zeit aus den Augen gelassen werden darf, wenn nicht sofort der Weg zu den verhängnißvollsten Präjudizen gegen das wahre und eigentlichste Wesen des deutsch-constitutionellen Staates angebahnt werden soll. Was Seitens der Ministerbank zu einer „wesentlichen" Unterscheidung des constitutionellen Staatsrechts in mehren großen constitutionellen Staaten des Auslandes, namentlich in Frankreich und England, von der Berechtigung des deutschen Verfassungssystems vorgebracht wurde, beruht auf einer willkührlichen Auffassung des letztern und auf einer vollkommen unzulässigen Trennung der auswärts realisirten Staatsidee von dem unsern deutschen Verfassungen unterbreiteten politischen Begriff. In jenen Staaten — so wird amtlich argumentirt — basirt die alle Verhältnisse des innern Staatslebens durchdringende Repräsentativ-Regierung auf einem in der Charte klar und ohne Vorbehalt ausgesprochenen Prinzip, in der

deutschen Bundesakte dagegen sei nur davon die Rede, daß in den deutschen Staaten landständische Einrichtungen statthaben sollen, in welchen die Berechtigung des Volks zur Theilnahme an der Gesetzgebung, zur Ueberwachung des Staatshaushalts u. s. w. ausgesprochen ist, während alle Rechte der Staatsgewalt im Landesherrn, im „Souverain“ vereinigt bleiben. Ohne mit besonderm politischen Scharfblick begabt zu sein, erkennt schon der gewöhnliche Verstand in dieser mit so scharfem Accente aufgestellten Unterscheidung zwischen Repräsentativ-Verfassung und landständischer Verfassung eine jener sophistischen Spitzfindigkeiten und Wortklaubereien, zu welchen diejenigen ihre Zuflucht nehmen müssen, welche sich vom selbstdenkenden und selbstsprechenden Rechte ihrer Sache verlassen sehen. Die Vertretungs- (constitutionelle) Monarchie bleibt Vertretungs-Monarchie, möge sie nun mit einem x oder u getauft sein, ihr Wesen ist sich immer gleich und bedingt eine solche politische Rechts-Darstellung des gesammten Volkes, daß sich dasselbe zum Theil unmittelbar, zum Theil mittelbar bei der Fortbildung und Lenkung der ganzen innern Staats-Wirksamkeit betheiligt. Das constitutionelle Staatsrecht, das Volk neben den Thron stellend, weißt die Vertretung der verfassungsmäßigen Rechte des letztern dem verantwortlichen Staatsministerium, die Vertretung der verfassungsmäßigen Rechte des ersten dessen Abgeordneten, den Ständen, zu und beschränkt die

Autonomie des Regenten auf eine bestimmte Sphäre politischer Prärogativen, die aber selbst als solche sich nicht absolut-selbstständig, d. h. ohne Theilnahme eines Ministers, zur Offenbarung bringen können. Was bei solcher Beschaffenheit des constitutionellen Staats mit dem Einwurf behauptet werden will, daß der Regent souverain sei, erscheint, wie überhaupt, so auch in der speziellen Entgegenstellung gegen die schon erwähnten großen Repräsentativ-Staaten des Auslandes als völlig problematisch, denn sollten wohl, ungeachtet des durchaus engen Kreises ihrer politischen Willensfreiheit, der König der Franzosen und die Königin von Großbritannien weniger souverain sein als ein regierender deutscher Fürst? Es versteht sich übrigens hierbei von selbst, daß der Begriff der Souverainetät dem constitutionellen Herrscher überall nur in der Weise anhängt, daß sich darin die politische Autonomie des Staats bezeichnen soll, der auch in constitutionellen Ländern bisweilen mit dem Regenten synonym gesetzt wird, ohne daß daraus für den einen oder den andern ein Präjudiz erwüchse.

Wenn man nur nicht mit Gespensterscheu vor dem wahren begrifflichen Inhalt des deutschen Verfassungswesens zurückflieht, so wird man sich der Ueberzeugung nicht entziehen können, daß alles dasjenige darinnen liegt und vermöge der ihm subfundamentirten Idee nothwendig darin liegen muß, was in dem repräsentativen Verfassungswesen fremder Staaten enthalten ist. Die Theorie

muß in der Hauptsache überall die gleiche Anwendung erleiden, und es kann daher von einem Minister in einem deutschen constitutionellen Staate nicht, wie es z. B. in Baden von Herrn von Blittersdorff geschah, behauptet werden, daß vermöge der „Souverainetät" der deutschen Regenten die ministerielle Verantwortlichkeit sich nicht in strictem Sinne festhalten, sondern wohl gar noch [: obwohl sie in der Verfassungs-Urkunde ausdrücklich ausgesprochen ist:] in Frage stellen lasse.

Daß die Opposition ein wohlverstandenes constitutionelles Interesse gewahrt habe, indem sie die Form, worin das Manifest vom 5. August erschien, als der Idee der Repräsentativ-Regierung und der durch sie bedingten Ministerverantwortlichkeit widersprechend bezeichnete und sich gegen den möglicherweise daraus hervorgehende Vorbescheid verwahrte: dies kann selbst mit dem Scheine einigen Rechtes nicht in Abrede gestellt werden, und die Minister selbst, nächträglich die Verantwortlichkeit für besagtes Manifest übernehmend, arerkannten dadurch wenigstens factisch die Gründe der Opposition. Was gegen das Verfahren der letztern von einer Seite beigebracht wurde, die sich bei Betrachtung dieses Conflicts auf den Standpunkt der politischen Klugheit stellte, enthält vernünftigerweise nichts, was der Opposition zum wahren Vorwurf gereichte. Denn aus lauter politischer „Umsicht" auf ein politisches Recht zu verzichten, aus dem Bedenken, daß ein rechtlich zu erhebender Einspruch unter vorlie-

genden Verhältnissen zu großen Mißhelligkeiten führen müsse, lieber gleich von vornherein sich dieser Berechtigung zu entschlagen: dies würde zu einer solchen Corruption der constitutionellen Entwickelung, zu einer solchen Lügenhaftigkeit des ganzen Repräsentativ-Staates führen, daß die Regierungen sowohl wie die Völker aller echten Wohlthaten und aller Garantieen desselben verlustig würden. Freilich gibt es Zeiten und Verhältnisse, wo die „politische Klugheit" in den Fall kommen kann, irgend ein wohlbegründetes Recht nicht mit dem Nachdruck geltend zu machen, wozu es seiner Rechts-Natur nach völlig befugt ist, doch diese Fälle zeigen sich nur dann, wenn die öffentliche Gewalt von den ihr günstigen Zeitverhältnissen in solcher Art Gebrauch zu machen sich gestimmt und gekräftigt fühlt, daß es von Unvernunft zeugen würde, wenn man jener Gewalt in ihrer Umkehrung und Umwälzung vorhandenen Rechts trotzig entgegentreten wollte. In Zeiten aber, die auf den Hebeln des Friedens und kraftvoller innerer Entwickelungen ruhen: von seinem Rechte auch nur die Breite eines Fingers abzulassen, das verriethe eine Feigheit ohne gleichen und unterschiede sich durch nichts von einem offenbaren, an der Sache, die man zu vertreten berufen ist, begangenen Verrathe. Daß die badische Regierung auf die von der zweiten Kammer in der Manifests-Frage gegebene Abstimmung durch nichts anderes als mit Auflösung des Landtags antworten konnte, soll nicht bestritten werden. Aber der Sinn dieser Nothwendigkeit

wird eine andere Deutung erfahren, wenn man zur Ueberzeugung zurückgehen kann, daß es die staatskluge Aufgabe des Ministeriums war, den Knoten, den es sich mit der Urlaubsfrage selbst schlang, nicht in solcher Weise zu zerhauen. Es ist schon gezeigt worden, wie es von der Regierung überhaupt und vorweg ein Mißgriff war, die Urlaubsfrage auf die Bahn zu bringen; nachdem sie dieselbe aber erhoben hatte, mußte ihr daran gelegen sein, ihr eine echt constitutionelle Entwickelung und Entscheidung zu vermitteln, um eben nicht in eine Nothwendigkeit, wie die sich später eingestellte, versetzt zu werden. Denn daß durch eine Landtagsauflösung die politischen Wünsche und Ueberzeugungen im Volke nur straffer angespannt und was erst noch keimte, zu einer raschen Ausbildung gefördert werde, wie zugleich, daß ihr durch die Landtagsauflösung eine zweite Kammer verloren gehe, in welcher die Opposition in der Minderheit war: dieß mußte die Regierung bei auch nur einiger politischer Intelligenz vorauserkennen. Allein sie glaubte über alle Folgen, die sie durch ihre Starrheit herausforderte, keck hinwegsehen und jede eintreffende Catastrophe mit dem Nachdruck ihrer Autorität und durch die Einflüsse des Beamtenthums bewältigen zu können. Doch das constitutionelle Leben in Baden hat seit einigen Lustren an der politischen Bildungs- und Strebensweise des Volks einen solchen Anhalt und solche Befestigung empfangen, daß sämmtliche Consequenzen dieser neuen von der Regierung herbeigezogenen Crise sich auf

die Seite des Volksinteresses stellen und so dem Geiste des constitutionellen Fortschritts einen scharfen Stachel einsetzen.

Sahe die Regierung sich genöthigt den Landtag aufzulösen, so zeigte sich als natürliche Folge, daß sie einerseits darauf bedacht war, die Schuld dieses Schritts dem „Ultraliberalismus“ der Opposition zur Last zu legen, und andererseits Maaßregeln zu ergreifen, durch welche sie sich den Erfolg der neuen Wahlen und damit eine ihr ergebene Kammermehrheit sichere. Zum erstern Zwecke brachte die „Karlsruher Zeitung“ aus amtlicher Quelle einen kritischen Rückblick auf die in der Urlaubsfrage wie im Manifests-Handel stattgefundenen ständischen Verhandlungen. In Behandlung beider Fragen sei die „Opposition“ von einem Geiste geleitet worden, der den Umkreis der den Ständen verfassungsmäßig zustehenden Wirksamkeit überschritten und sich dabei gegen die Rechte der „Krone“ und die Person des „Souverains“ eines Tones beeifert habe, wodurch die schuldige Ehrfurcht des Unterthans gegen seinen Fürsten und Herrn völlig bei Seite gesetzt worden sei. Bezüglich der Substanz der sowohl in der Urlaubs- wie in der Manifestsfrage von der Kammermehrheit vorgebrachten Gründe ward dann gezeigt, wie dieselbe auf einer „ultraliberalen“ Auffassung des deutschen Verfassungswesens und auf willkührlichen, in das letztere von der Opposition hineingetragenen, Fictionen beruhe; es ward gezeigt, wie das deutsche Verfassungswesen von

verschiedenen, durch den „Ultraliberalismus" immer als constitutionelle Musterstaaten aufgerufenen, Repräsentativ-Staaten des Auslandes wesentlich differire und wie hiernach die in den beiden obigen Fragen von der Krone zur Anwendung gebrachten Rechte dem Wesen und Begriffe deutscher Regenten-Autonomie ausdrücklich integriren. Zum andern Zwecke erfolgten die bekannten ministeriellen Ausschreiben, in welchen sämmtliche Beamten des Großherzogthums angewiesen wurden, sich ihres Einflusses dahin zu bedienen, daß über die Bewegursachen, welche die Auflösung des Landtags herbeiführten, unter dem Volke die richtigen Begriffe verbreitet, dasselbe vor den Umtrieben der „Opposition" gewarnt und zu seinem eigenen Besten veranlaßt werde, durch die Wahl der neuen Wahlmänner dafür zu sorgen, daß nur solche Männer in die künftige Kammer gewählt würden, welche es mit dem Souverain und der Verfassung redlich meinten und sich daher auf die Seite der Regierung stellten, die immer und allezeit fest und beharrlich sich auf streng verfassungsmäßigem Boden bewegt habe.

In öffentlichen Blättern ist davon die Rede gewesen, welchen Eindruck diese Rundschreiben im Volke hervorgebracht haben und nothwendig hervorbringen mußten. Während sie, nach der Versicherung der Ministerien, nichts anders bezwecken sollten, als die „Umtriebe" der Opposition zu bekämpfen und ihrer „muthmaßlichen" regsamen Einwirkung auf die neuen Wahlen, abseiten der Regierung

eine „constitutionelle Einwirkung" entgegenzustellen, enthielten sie doch mehrere Diktate, durch welche das Wesen der Wahlfreiheit in seinem innersten Bestande verletzt und die neuen Wahlen unter den Imperativ des inspirirten Beamten-Einflusses gestellt wurden. Dessen ungeachtet lieferten die Ergebnisse der Wahlmänner-Wahlen dasjenige Resultat, das von dem gesunden Sinne und dem politischen Hellblick des Volks vorweg zu gewarten stand, das Resultat nemlich, daß trotz der Aufdringlichkeit der Beamten-Einwirkungen, trotz der öffentlichen und heimlichen Inspirationen des Regierungswillens im Durchschnitt doch nur Männer des wirklichen Volksvertrauens zu Wahlmännern gewählt wurden. Welche neue Kammer daher zur Bahn gelangen würde, konnte im Ganzen durchaus nicht zweifelhaft sein. Sehen sich auch in einzelnen Wahlen die Einflüsse der Regierung bestätigt, so ging doch bei weitem die Mehrzahl aus dem wirklichen Willen, aus der unabhängigen Gesinnung des Volkes hervor, und dies selbst trotz der sogenannten totalen „Unzweckmäßigkeit" des herrschenden indirekten Wahlsystems, wornach es eigentlich der Volksansicht unmöglich werde, sich ihre wahren Vertreter zu Stande zu bringen. „Was das indirekte Wahlsystem betrifft" — dergestalt raisonniren u. A. die Gegner desselben — „so hat es vor Allem den Nachtheil, keine Grundlage für einen stabilen Charakter darzubieten. Die Wähler, wenn sie die Wahlmänner ernannt haben, fallen in ihr Nichts zurück; den

Wahlmännern, wenn sie die Abgeordneten ernannt haben, fällt ihr politischer Charakter ab, in so fern bei neuen Wahlen wieder neue Wahlmänner zu ernennen sind. Es war vorher keine historische Spur vorhanden und es wird keine zurückgelassen. — Das ganze System der indirekten Wahlen wimmelt von Unzweckmässigkeiten." Mit diesen Worten, die sich so pretiös zu Tage legen, ist eigentlich nichts als eine Critik der Form gegeben. Aber Formen thun's nicht allein, und namentlich verlieren sie in politischen Dingen, wenn sie nicht durch tüchtige Geisteswesenheit getragen sind, alle Bedeutung. Der erhobene Vorwurf der „Unzweckmässigkeit" des indirekten Wahlsystems begründet sich nun zunächst auf den Umstand, daß die einzelnen Wahlbezirke wieder in verschiedene Wahldistrikte abgetheilt sind. Da demnach ein jeder Wahldistrikt seine Wahlmänner zum Wahl-Gremium des Bezirks zu stellen hat, so will daraus gefolgert werden, daß die Wahlmänner „zusammen gewürfelt" würden und unter ihnen eine einheitliche Besprechung und Verständigung über das wahre Volksinteresse und zumal über die eigentliche politische Ueberzeugung und Willensmeinung des betreffenden Bezirks nicht möglich oder doch immer in Frage gestellt sei. Was von einem solchen Criterium gehalten werden müsse und welchen praktischen Werth es anzusprechen habe, ist nicht zweifelhaft. Aber die Erscheinung ist eben so interessant als characteristisch, daß es, dieses Urtheil von einer Seite ausgesprochen

wurde, welche sich mit vieler Selbstgefälligkeit berühmt, den wahrhaft praktischen Fortschritt im politischen Leben zu handhaben und welche immer aufs Neue wieder von den phantastischen Ueberschwänglichkeiten, von der „Ideologie" des „alten Liberalismus" zu reden weiß.

In der That ist mit jenem dem indirekten Wahlsystem gemachten Vorwurf nichts, gar nichts gesagt. Er beruht auf der flachen Voraussetzung, daß die Landeseinwohner auf eine Entfernung von einer Stunde oder einer Meile ihre gegenseitige Wünsche und Ansichten nicht kennen und über das, was ihnen gemeinsam noth thut, nicht einverstanden sind. So konnte nur die Annahme einer völligen politischen Isolirung und Gedanken-Absperrung der einzelnen Gemeinden, und zwar innerhalb des engsten Raums, der Grund werden, auf welchem jene Anklage erhoben wurde. Also in einem Wahlbezirk selbst von einem Umfang von vier bis fünf Geviertmeilen sollten die einzelnen Gemeinden, die einzelnen Bürger nicht in einer solchen nahen politischen Wechselwirkung, in einem solchen genauen Austausch ihrer Ansichten und Wünsche stehen, daß sie dadurch über ein gemeinsames Interesse und über das tragende Princip einer festen politischen Ueberzeugung einig würden? Dies zu bezweifeln oder vorauszusetzen heißt ja nichts anderes, als dem Volke überhaupt allen politischen Geist, alle politische Produktionskraft und Mündigkeit abzusprechen. Die Urwähler eines jeden Distrikts wählen zu Wahlmännern die besten

und angesehensten Männer unter ihnen, in welchen sich, wenigstens in der Regel, das allgemeinere Wünschen und Bedürfen am bewußtvollsten darstellt. Die dergestalt zu Stande gebrachten Wahlmänner der verschiedenen Distrikte bilden dann das Stimmen-Gremium zur Deputirten-Wahl, und wenn nun diese Männer für nichts anderes angesehen werden sollten als für „Würfelspieler", welche ihren Deputirten „herauswürfeln", so stände das constitutionelle Leben in Baden wirklich auf einem guten Fuß! Diese Männer, die sich in der Regel schon alle persönlich kennen, sollten sich nicht in besonnenster Weise über den Mann vereinigen können, den sie für den Befähigsten halten, abseiten ihres Bezirks die Interessen des Landes im Allgemeinen, und die Wünsche, Ansichten und Ueberzeugungen des Bezirks insbesondere zu vertreten, dafern letztere sich mit jenen nicht in einen schroffen Widerspruch setzen? Diese Wahlmänner sollten sich über einen solchen Mann, der ihnen und dem Lande als Abgeordneter noth thut, nicht in männlicher, besonnener Weise verständigen?

„Die Wähler, wenn sie die Wahlmänner ernannt haben, fallen in ihr Nichts zurück;" eine Phrase von baarem Unverstand. Die Wähler bleiben das, was sie sind, das Volk. Das Volk kann nie in ein „Nichts" zurückfallen, so lange es der eigentliche Stoff des Staatslebens und der in ihm vorgehenden Bewegungen ist. Das Volk, als die große Wählerschaft, cedirt legali modo

für einen gewissen Zeitraum seine Rechte an eine Anzahl seiner Mitbürger, die Wahlmänner, in welchen sich die Quintessenz des Volksgeistes darstellen soll, und diese tragen die ihnen selbst übertragenen Rechte auf einen Einzelnen, den Deputirten, über, der dann als der Brennpunkt des öffentlichen Bewußtseins einer bestimmten kleinern Sphäre der Staats-Totalität erscheint. Ist die Periode um, für welche diese Cessionen und Mandate gemacht wurden, so ist es recht und billig, daß das Volk in seine ursprünglichen Rechte wieder eintrete und den Kreislauf seines constitutionell-politischen Rechtslebens von neuem vollbringe. Erst dann würde das Volk in ein „Nichts" zusammensinken, wenn seine Rechte an den Wahlmännern hängen blieben, wodurch der von den Verkleinerern des indirekten Wahlsystems gewünschte „stabile Charakter" dargeboten würde. „Den Wahlmännern fällt der „„politische Charakter"" ab, wenn sie die Deputirten ernannt haben." Mit allem Fug! Sie sind von den Urwählern nur für diesen einzelnen Akt legitimirt und treten daher, nach erledigtem Werke, in die Kreise der Urwähler zurück. Auf diese Art bleibt das politische Leben im ganzen Volke wach und angeregt, während es in den tiefern Volks-Kreisen völlig vertrocknen müßte, wenn einer „stabilen" Anzahl von Auserwählten das Recht, die Landesvertreter zu creiren, vorbehalten würde.

So zeigt sich, daß das, was die Tadler des herrschenden Wahlsystems an demselben aussetzten, dessen eigentliche Vorzüge sind und daß jedenfalls das von ihnen aufgestellte Criterium kein Recht hat, eine Geltung für sich anzusprechen. Wie diese Anfechtungen des Wahlsystems, so traten, in Folge der Landtagsauflösung, von derselben Seite in neuer verstärkter Ausgabe die Anschuldigungen des Staatsdiener-Elements in Hinsicht seines Berufs zur Volksvertretung auf. Aber auch in diesem Punkte zeigte sich der erhobene Tadel als die Kundgebung einer durchaus befangenen und an politischer Halbbildung laborirenden Ansicht von der bewegenden Idee und dem Grund und Wesen des constitutionellen Organismus. Wenn einerseits — so raisonnirte man — schon die logische Präsumtion den zu Volksvertretern erkornen Staatsdienern die Stellung einer gewissen Abhängigkeit von den Einflüssen der Regierung zuweiße, so machten sich auf der andern Seite in der Neigung und dem Hang des Beamtenthums zur „Gesetzmacherei," zur Wortmacherei, zum Vielregieren u. s. w. andere Gründe bemerkbar, welche gegen den Beruf der Staatsdiener zur Volksvertretung sprächen. Eine Vergleichung des deutschen Staatsdienerwesens mit dem Beamtenthum in mehren constitutionellen Staaten des Auslandes sollte dazu dienen, einmal den Nachweis zu liefern, wie sich letztern Orts die Thatsache einer ganz untergeordneten Theilnahme des Beamtenstandes an der Volksrepräsentation ausspreche,

und dann zu zeigen, wie dieses Factum seinen Grund in der Intelligenz des Volks und in der allgemein erkannten Nothwendigkeit habe, die Büreaukratie so viel als möglich von der Volksvertretung auszuschließen, wenn das politische Leben des Volks, sein Wünschen und sein Wille einen gesunden ungetrübten Ausdruck in den Kammern finden solle.

Ohne uns bei der an fremde Zustände angeknüpften Betrachtung länger aufzuhalten, wollen wir vor allen Dingen hervorheben, wie die Gründe, welche Diejenigen vorgebracht haben, welche im Allgemeinen den Beruf der Staatsdiener in unsern deutschen constitutionellen Staaten zur Volksvertretung bekämpfen, wie diese Gründe zum Theil in einer schiefen oder doch gekünstelten Auffassung der Stellung des Beamtenstandes überhaupt, und zum Theil in einer willkührlichen Mißkennung seines aussSeramtlichen (bürgerlichen) Standpunktes und seiner auf diesem ihm angehörigen Gesinnungen beruhen. Was die Stellung unserer Staats-Beamten gegenüber der Regierung anbelangt, so ist sie, so lange sie die rechtlichen Bedingungen ihrer Unabsetzbarkeit erfüllen, eine völlig unabhängige und kann ihnen daher weder direkt noch indirekt (auf diesem letztern beruht wohl die Stärke der gegnerischen Beweisführung) etwas angemuthet werden, was mit ihrer Beamtenpflicht nicht im eigentlichsten Bezuge steht oder ihr politisches Gewissen, ihre selbsteigne unabhängige Gesinnung als Staats-

bürger schlechterdings gefangen nähme. Hiernach fällt also auch die angerufene „logische Präsumtion" zusammen. Was nun aber den zweiten Punkt betrifft, so ist er der ungleich wichtigere, weil er das moralische Dasein, den ganzen sittlichen Geist des Beamtenstandes berührt. In der gegnerischen Darlegung desselben zeigt sich die Betrachtung, daß im Staatsdiener als solchem das bürger- und volksthümliche Element nie oder doch nur in einzelnen seltenen Ausnahmen zu einer reinen Entwicklung und Erstarkung gelangen könne, weil vorausgesetzt wird, daß die büreaukratische Charakter-Substanz die Sphäre selbstständiger Bürger-Gesinnung entweder mehr und mehr verengere oder zum wenigsten doch verdumpfe.

Offenbar ist diese Betrachtung nicht aus dem praktischen Leben und aus einer genauern Kenntniß der deutschen Beamtenwelt hervorgegangen. In den südwestdeutschen constitutionellen Staaten tritt es vielmehr als eine unabläugbare Erscheinung hervor, daß der Saatsdiener sich der Cultur seines bürgerlichen Standpunktes [: im Gegensatz zum amtlichen :] und der hieraus resultirenden Lebensthätigkeit ganz insbesondere befleißige. In den genannten Ländern ist solche Erscheinung, wie in dre Natur des Staatslebens selbst, so aber vorzugsweise schon in der Herkunft und in der frühesten Lebensentwickelung des Beamtenstandes begründet. Denn bei weitem der größere Theil der dortigen und überhaupt

der deutschen Staatsdiener geht aus den mittlern (und selbst aus den untern) Volksständen hervor, durch welche das wahrhaftige Volksdasein, das Volksbewustsein und der Bürger=Geist seinen eigentlichsten Inhalt empfängt. Diese Lebens= und Gesinnungszustände sind die tägliche Nahrung, die der heranwachsende Knabe, der heranreifende Jüngling im elterlichen Hause und in dessen nächsten Lebenskreisen erhält, sie sind die Wurzel seiner Ansichten vom Wesen der Dinge, von den Einrichtungen im öffentlichen Leben und Verkehr.

Ist er zum Studium bestimmt, so gelangt er auf die hohe Schule in einem Alter, wo die Elementarstoffe zum Charakter des spätern Mannes schon eine feste Grundlage gewonnen haben, welche nun unter den Gährungen einer auf fast unbedingte Freiheit begründeten umfassenderen Lebens= und Geistesentwickelung ihre edleren Prüfungen besteht und sich allgemach zur festen dauernden Erscheinung gestaltet. Wer das Leben auf deutschen Hochschulen kennt, wird nicht in Abrede stellen wollen, daß seine Verfassung in jeder Hinsicht geeignet ist und darauf hinausläuft, das Bedürfniß freier Lebenszustände zum Endzweck dauernder Bestrebungen zu erheben, den Sinn für den Associations= und Gemeingeist zu wecken und zu befruchten, und überhaupt alle Bahnen anzustreben, auf welchen ein echtes und gerechtes Staatsleben zu Stande gebracht werden kann. Unberechenbar sind die Verdienste, die in dieser Hinsicht die deutschen Hochschulen dem Leben

und der politischen Selbstständigkeit Deutschlands schon geleistet haben, wiewohl diese Thatsache von einer gewissen Seite her nicht immer gebührend anerkannt werden will.

Empfängt demnach der junge deutsche Bürger, der sich dem Staatsdienste widmet, in seinem wissenschaftlichen Bildungsgange keinerlei Einflüße, welche das bürgerthümliche Element in ihm abzuschwächen vermöchten, sondern sind die ihm während seiner Studienzeit zu Theil werdenden Anregungen vielmehr gegentheiliger Art, so wird in diesem Umstand eine der wesentlichen Vorbedingungen erfüllt, auf welche sich der Beruf des Staatsdienerstandes zur Volksvertretung stützt. Es ist zwar seit einiger Zeit her in mehren deutschen Staaten, und namentlich in einem mit repräsentativer Verfassung, der Versuch gemacht worden, die sich dem Staatsdinste widmenden jungen Leute zu büreaukratischen Automaten, zu leblosen Maschinen in der Hand der Staatslenker heranzubilden, allein der, trotz erfolgter Beschränkung der akademischen Freiheiten, im Wesen deutschen Studentenhums fortwirkende Geist echt germanischer Ungebundenheit, vor Allem aber der Geist deutscher Wissenschaft und die aus dem Schutte ihrer alten schmählichen Zerfallenheit neu emporgerettete Idee eines freien und starken deutschen Nationallebens sind so durchgreifende Gegenmittel gegen die Kraft jener mechanisirenden Tendenzen, daß an deren beabsichtigtem Erfolg,

wenigstens im Allgemeinen, gar nicht zu denken ist. Die deutschen Universitäten werden nach wie vor verbleiben nicht nur Pflanzstätten echter Wissenschaft, sondern auch treue Pflegerinnen des dem deutschen Geiste eingebornen Dranges nach möglichster Ausbildung der persönlichen Eigenkraft und einer starken von den Säulen politischer Vernunft getragenen bürgerlichen Freiheit.

So zeigt uns denn auch die Geschichte unsers bisherigen constitutionellen Lebens, wie es vorzugsweise die Deputirten-Staatsdiener gewesen sind, welche den naturnothwendigen Entwickelungen desselben den stärksten Impuls gaben, welche alle Fragen und Aufgaben des modernen deutschen Staats und Staatenvereins zu lebendiger, gründlicher und freisinniger Erörterung brachten und dadurch die in der deutschen Bundesurkunde gelegte Basis einer politischen Wiedergeburt Deutschlands und deutscher Nation fortbildeten und verfestigten. Wir dürfen zum Nachweis unserer Behauptung nur an die badischen und würtembergischen Volksvertreter Liebenstein, Winter [:der nachmalige badische Minister:], Föhrenbach, v. Itzstein, v. Rotteck, Welcker, Duttlinger, Merk, Bekk, Mittermaier, Sander, Rau, Rettig, Weishaar (nachmals würtembergischer Minister des Innern), Schlayer (derzeitiger Minister des Innern in Würtemberg), Pfizer, Römer, Uhland*)

*) Viele Mitglieder der frühern Opposition in der würtembergischen Abgeordneten-Kammer gehörten dem Advocaten- und

und an jene kleine Schaar der frühern bayerischen Opposition erinnern, die, der Mehrzahl nach aus Staatsdienern bestehend, zwar mitunter die Linie besonnener Deliberationen überglitt, in der Hauptsache aber, gleich den Oppositionen in Baden und Würtemberg, sich streng auf eine Wirksamkeit beschränkte, deren Grenzen durch das Staatsgrundgesetz gezogen waren. Dieselbe Erscheinung wiederholte sich, ob auch weniger ausdrucksvoll, in Hessen-Darmstadt, Hessen-Kassel und Hannover, aus welchen Staaten die ehrenvollsten Namen genannt werden könnten, wenn es sich hier um Nomenclatur handelte. Nur das an der unreifen Jugend seiner constitutionellen Zustände fort laborirende Königreich Sachsen schuldet zur Zeit noch ein gleiches Beispiel, da Dieskau, Todt u. a. nicht im eigentlichen Verbande der Staatsdienerschaft standen und stehen.

Trotz dieser schlagenden Wahrheiten nun noch in unsern constitutionellen Staaten den Beruf der Staatsdiener zur Volksvertretung in Frage zu stellen, ja es geradehin auszusprechen, wie man die Staatsdiener aus den Kammern wo nicht völlig entfernt so doch bis zur kleinsten Zahl zusammengeschrumpft sehen möchte: das verräth eine so geringe Kenntniß der Geschichte der constitutionellen Entwickelungen in Deutschland und eine

Privatgelehrtenstande an; Schott, Walz, Wiest und später auch Römer zählen zur erstern, Menzel zur letztern Kategorie.

so befangene Anschauung der Nothwendigkeiten unsers Verfassungswesens, daß man versucht werden möchte, das ganze Urtheil für ein Werk politischen Unverstandes anzusehen.

Es bleibt die von der fortwährenden Erfahrung nachgewiesene Thatsache fest stehen, daß in der Regel in unsern Staatsdienern nicht nur der gesammte Inhalt der öffentlichen Bildung und alles dessen, was in den Bereich der Volksintelligenz gehört, seine präcisesten persönlichen Darstellungen erhält, sondern daß in ihnen auch die Sphäre echter Bürgergesinnung ihre hellsten und feinsten Gesichtskreise darbietet. Tritt nun aber vorzüglich in der Betrachtung des Repräsentativ-Staats die in demselben dem Volke gesicherte Theilnahme an der Gesetzgebung hervor, so zeigt sich sogar die offensive Nothwendigkeit, die Staatsdiener bei der Volksvertretung vorzugsweise zu betheiligen. Auch stellt sich in der bisherigen Praxis dar, daß die meisten zu Landtagsabgeordneten erwählten Staatsdiener dem höhern und niedern Richterstande angehörten, und daß bei ihren Wählern das Motiv vorwiegte, dadurch den legislativen Fortschritt des Landes zu fördern, weil sie sich von ihrem Candidaten überzeugt hielten, daß er der mit den nöthigen Kenntnissen und Erfahrungen ausgestattete Mann sei dazu beizutragen, daß die in der gegenwärtigen Gesetzgebung noch vorhandenen zahlreichen Mängel allmählig beseitigt und das politische und bürgerliche Rechtsleben des Volkes je mehr und mehr auf

einen Standpunkt der liberalsten und umfassendsten Gesetzmäßigkeit gebracht werde. — Wir haben nachzuweisen gesucht, auf welchem Wege und aus welchen Ursachen in unsern Staatsdienern, ihrer großen Mehrheit nach, das bürgerthümliche, d. h. das auf vernünftiger freier Bürgergesinnung beruhende Element sich wach und rege erhalte und haben zu gleicher Zeit angedeutet, daß der Geist deutscher Wissenschaftlichkeit in dem heutigen Stadium seiner Entwickelungen ein von den Lebens-Ideen der Zeit durchdrungener und befruchteter sei, aus welchen Vordersätzen sich dann leicht ein Schluß auf den oben beregten den Staatsdienern gemachten Vorwurf der „Gesetzmacherei" ziehen läßt, auf einen Vorwurf, wonach es scheinen möchte, die in der Kammer sitzenden Juristen hätten es auf nichts gepackt, als auf unmotivirte, von den öffentlichen Nothwendigkeiten und Interessen des Volkes nicht geradehin gebotene, Gesetzesfabricationen.

Die Staatsdiener sind aber nicht nur öffentliche Beamten des Staatsganzen, sondern sie sind zugleich auch Bürger, die so gut wie die Anderen zu den Staatslasten beitragen und an den Wohlthaten des Staatsflors Theil nehmen. Auch aus diesem Gesichtspunkte gebührt ihnen, als einem Bestandtheile des öffentlichen Volksstandes, nach dem Verhältniß ihrer Zahl active und passive Theilnahme an der Volksvertretung.

Es ist daher eine Wahrheit, gegen welche nur flache Sophistik einen Einwand zu erheben sich berechtigt halten

mag, daß das repräsentative Element in unseren deutschen constitutionellen Staaten zu einem wahren Ausdrucke und zu echter Wirksamkeit nur dann gelangen kann, wann seine aus dem reinen Volks= und Bürgerstande herausgehobenen Bestandtheile durch eine angemessene Mischung mit Angestellten des Staats jenen Kitt empfangen, durch den sie erst eigentlich fest zusammen gehalten und auf den Weg freier parlamentarischer Bewegung gebracht werden.

Neben der Theilnahme an der Gesetzgebung ist das Recht der Steuerbewilligung und die darauf beruhende Controle des gesammten Staatshaushalts einer der wirksamsten im Repräsentativ=Staate dem Volke zu gut kommenden Vortheile. Diese durchgreifend wahrzunehmen, dürfte die gewöhnliche Bildung der repräsentativen Elemente aus dem Volks= und Bürgerstande sich in der Regel als unzureichend ausweisen und es ist die Frage, was z. B. mitunter aus den badischen Budgets geworden wäre, wenn sie nicht unter dem scharfen analytischen Messer des Herrn von Itzstein diejenige Zergliederung erhalten hätten, wodurch sie auch der gewöhnlichsten Einsicht offenbar und praktikabel wurden. Die materiellen Interessen finden billig ihre vorzugsweise Stütze an den in der Volkskammer sitzenden Oekonomen, Kaufleuten und Fabrikherren, wie die corporativen und Einzel=Interessen wiederum ihren festen Anhalt am Petitionenrechte haben, aber die landständische Praxis hat es in

Süddeutschland bis zur Evidenz gezeigt, wie viel nicht allein die in den Kammern seßhaften Administrativ-Beamten und Finanzmänner, sondern auch die praktischen Juristen zur Verständigung in den Fragen des materiellen Wohls und des möglichsten Fortschritts auf den Bahnen der Industrie und des Verkehrs beigetragen haben.

Von den Gegnern des Beamten-Elements in der Abgeordneten-Kammer wurde bei Auflösung des Landtags eine Art von Freudengeschrei erhoben. Es ward davon gesprochen, daß nun die Zeit gekommen sei, der bisher vorwiegenden Theilnahme der Staatsdiener an der Volksvertretung ein Ende zu machen und die „halben Stellungen" zu beseitigen, in welchen deßhalb seither die Volksrepräsentation zur Regierung gestanden. Von den Grundsätzen, nach welchen der mit dem Landtag 1839 von der parlamentarischen Schaubühne periodisch abgetretene Geheimerath und Professor Mittermaier während seiner Präsidentschaft der zweiten Kammer auf vier nach einander folgenden Landtagen verfuhr, wurde gesagt, daß sie zusammen die Fäden eines „Schaukelsystems" gebildet, das der Regierung nicht erwünschter hätte sein können. Wir haben oben versprochen, ein Näheres über die Richtung, welche das parlamentarische Leben der badischen Abgeordneten-Kammer unter der Präsidentschaft Mittermaiers genommen, nachzutragen, und der gegenwärtige Ort bietet sich uns hiefür als geeignet dar. Mittermaier ward an die Spitze der zweiten Kammer zuerst auf dem Landtag von 1833

gestellt, also bekanntlich in einer der schwierigsten Katastrophen der Entwickelungen des süddeutschen Verfassungswesens. Im Jahr zuvor hatte die deutsche Bundesversammlung durch die Richtung, welche der öffentliche Geist in Deutschland überhaupt und in Würtemberg und Baden insbesondere genommen hatte, sich zu jenen Beschlüssen aus dem Monate Juni und Juli bewegen lassen, wodurch die badische Preßfreiheit, als dem Staatsrechte des deutschen Bundes entgegen, unterdrückt, alle und jede Art von Volksversammlungen zum Zwecke politischer Diskussionen verpönt und mehre andre Maßregeln durchgeführt wurden, von welchen man sich überzeugt hielt, daß sie in die innern staatsrechtlichen Verhältnisse der einzelnen deutschen Staaten tief hineingriffen. Es war natürlich, daß diese Bundesmaßregeln, wie sie schon im Volke die vorhandene Gährung vermehrten, so namentlich in den nächsten Kammersessionen zu den heftigsten Erörterungen Anlaß geben mußten, und diese erfolgten denn auch in Baden auf dem Landtag 1833. Es war am 5. Juli dieses Jahres, daß Herr von Rotteck jene berühmte Motion begründete, worin er auf Ernennung einer Commission antrug, welche den Zustand des Vaterlandes in Erwägung ziehe und wo er sprach von „der gigantischen Schmach, an welche die deutsche Nation (in Folge jener Beschlüße) anheimgefallen, und von der völligen Rechtlosigkeit, die über das gesammte deutsche Vaterland und namentlich über Baden hineingebrochen.“ Sollte der Anlauf, den in

solcher Art die Opposition genommen, nicht ihr selbst und dem Lande zum mehrsten Unheil ausschlagen, so that es Noth, vom Präsidentenstuhl herab so viel möglich abdämpfend und vermittelnd dazwischenzutreten und wenigstens die parlamentarische Diskussion von offenbar excentrischen Sprüngen zurückzuhalten. Wiewohl nun Mittermaier auf dem Landtag 1831, wo er den parlamentarischen Kampfplatz zum erstenmal betrat, selbst in den ersten Reihen der Opposition stand, so hatte er doch schon damals gezeigt, wie ihm ein vorzugsweiser Beruf zur Vermittelung der Gegensätze innewohne, was wohl der Regierung ganz insbesondere gegenwärtig war, als sie 1833 unter den drei ihr verfassungsgesetzlich vorgeschlagenen Candidaten *) ihn zum Präsidenten bestätigte. Diese Erwartungen wußte nun auch Herr Mittermaier je länger je mehr in jenem Geiste echten Freisinns und staatsmännischer Bildung, der ihm so sehr eigen ist, zu befriedigen und mit Dank muß es anerkannt werden, daß er sich dadurch bleibende heilsame Verdienste um die Entwickelungen des constitutionellen Lebens in Baden erwarb. Sein Naturell, seine Bildung und seine beste Ueberzeugung hinsichtlich der Aufgaben und der Endzwecke des constitutionellen Systems lieferten die Bedingungen zu der ganzen Art seines Verhaltens als Präsident, begründeten in ihm die Erkenntniß, daß dieß die echte und

*) Die beiden andern waren Föhrenbach und Rotteck.

einzige Weise sei, in welcher ungehörige Ansprüche von beiden Seiten zurückgewiesen und dadurch den wirklichen Wahrheiten und Befugnissen der repräsentativen Staatsidee ihr gutes Recht bewahrt werde. Seine politischen Grundsätze verlangten allzeit eine stetige Entwickelung des eigensten Wesens des Repräsentativ-Staats, aber eine Entwickelung, die nicht in gewaltvollen Anläufen den Fortschritt erzwingen und dessen Resultate anticipiren wollte, sondern welche in Gemäßheit ihrer eigenen Naturgesetze auf eine ruhige doch feste Weise stattfand. Daher repräsentirte er mit Duttlinger den mäßigen und sich an praktischer Welt- und Lebensweisheit festhaltenden Liberalismus, während Itzstein, Rotteck und Welcker die äußerste Linke vertraten und letzterer zugleich den deutsch-nationalen Zuständen überhaupt seine aufmerkenden Thatkräfte zuwandte. Mit Recht kann die Frage aufgeworfen werden, ob wohl die stricte Opposition in Baden im Ganzen so segensvoll gewirkt haben würde als sie wirklich that, wenn verschiedene ihrer Richtungen und Anforderungen nicht durch die Branche Mittermaier-Duttlinger wesentlich gemildert und durch diese Milderung befestigt worden wären? Die Stellung, die sich diese Branche in der zweiten Kammer gegeben hatte, war eine der constitutionellen Sache durchaus heilsame und zugleich von der stricten Opposition zur Nothwendigkeit erhobene. Wo diese der constitutionellen Staatsidee den Sporn allzuheftig einsetzte, da legte jene dem stättig werdenden

und ein völliges „Durchbrennen“ drohenden Gaule zu rechter Zeit den Zügel an und hielt ihn so am Strange eines kräftig-ruhigen Fortschritts fest. In solcher Wirksamkeit bestand nun das dem Herrn Mittermaier Schuld gegebene „Schaukelsystem“. Allerdings „schaukelte“ er, aber so, daß die gegensätzlichen Kräfte, wenn sie sich zu außergewöhnlichen Schwingungen aufgereizt fanden, nicht vom Sitze fielen, sondern hübsch das Gleichgewicht behielten. — Die meisten politischen Fragen waren auf den Landtagen 1831 und 1833 theoretisch ausgekämpft, und was später, auf den Landtagen 1835 und 1837, nachfolgte, das waren Echos. Der öffentliche Geist hatte in dieser letztern Zeit sich den materiellen Interessen fast ausschließlich zugewendet, in Folge jener Nothwendigkeiten, welche der allseitige Aufschwung des Handels, der Gewerbsthätigkeit und des Verkehrs hervorrief. So mußten auch die Kammern diesen Interessen vorzugsweise dienstbar werden. Es kam der Anschluß an den Zollverein zu Stande, es wurde der Bau einer großen Staatseisenbahn beschlossen und eine Menge anderer praktischer, im unmittelbaren Wohle des Großherzogsthums beruhender Fragen erledigt oder doch in Anregung gebracht. Und zu alle dem wirkten die besonnenen Einflüße des „Schaukelsystems“ sehr wesentlich mit. Wie segensreich offenbarte sich überhaupt dieser gemäßigte, staatsweise Liberalismus, dieser Liberalismus der echten Mitte, so lange Minister Winter noch am Ruder stand. Wie noth

that es da, wo von oben herab überall das Wohl des Landes angestrebt wurde, ein gutes Vernehmen zwischen der Regierung und den Kammern aufrecht zu erhalten, Alles zu vermeiden, was eine bleibende Verstimmung der Regierung gegen die Stände zur Folge haben konnte. Das Mittermaiersche „Schaukelsystem" hatte sich da im Interesse des Landes und des wahrhaften constitutionellen Fortschritts aufs schönste bewährt.

In eine ganz andere Stellung kam aber der gemäßigte Liberalismus, als Winter aus diesem Leben geschieden war. Ein reactionäres Element, bis daher niedergehalten, drang jetzt stärker hervor und zeigte die Tendenz, sich jener Branche und des großen von ihr commandirten Anhangs zur nachdrücklichsten Bekämpfung des gesammten oppositionellen Liberalismus zu bemächtigen. Das änderte die Lagen. Mittermaier und Duttlinger, um der reinen constitutionellen Sache fürder wahrhaft zu dienen, konnten den Standpunkt, auf dem sie bisher wirkten, nicht mehr als einen ausnehmend günstigen betrachten; ja sie schienen genöthigt werden zu sollen, völlig zur stricten Opposition überzugehen, wolleen sie nicht ihren bessern Ueberzeugungen untreu werden. So fühlte sich, nach Beendigung des Landtags 1839, Mittermaier gedrungen, den parlamentarischen Kampfplatz, wo er eine ihm gemäße Stellung nicht länger behaupten konnte, nicht wieder zu betreten. Duttlinger, wiewohl vielfach verstimmt, dauerte aus bis zu seinem Tod; 1841

war er noch der Nachfolger Mittermaiers auf dem Präsidentenstuhl. So hatten Mittermaiers Austritt und Duttlingers Tod dem liberalen Elemente der Verständigung und Vermittelung in der badischen Abgeordneten-Kammer seine Träger und geharnischten Vorkämpfer entzogen und kein Wunder, daß nun das ganze Element auseinanderfiel, oder doch seinen ursprünglichen Bestimmungen entglitt. Die nächsten Folgen davon machten sich alsbald kund: die Auflösung des Landtags steht im Vordergrunde einer neuen Aera in der Geschichte des constitutionellen Lebens von Baden. Wie die Dinge zur Zeit noch stehen, kann man über den politischen Inhalt dieses neuen Abschnitts noch nichts genaueres vorhersagen; so viel nur läßt sich mit Bestimmtheit auguriren, daß, wenn der Geist des badischen Volks auf seiner bisherigen Bahn vernunftnothwendig weiter schreitet und er zum Zwecke solchen Fortgangs sich in der Kammer seiner Vertreter durch treue kräftige Organe repräsentiren läßt, von einem politischen Rückschritte in diesem schönen, für die ganze Nation so wichtigen, Lande — wo die constitutionelle Freiheit deutscher Völker schon ihre ersten Kämpfe mit ritterlichem Muth bestand — nicht die Rede sein kann.

Manuscript

aus

Oesterreich.

Oesterreichisch-Deutsches Volk.

Seines vorherschend materiellen Charakters wegen und der von daher ausgehenden geistigen Lässigkeit steht der Stamm der Oesterreicher bei den übrigen Deutschen schon seit gar langer Zeit in einem eigenthümlichen Rufe, der, unsrer Ansicht nach, einer allseitigen Begründung doch entbehrt. Man hält sich berechtigt, an der Gemüthigkeit des Oesterreichers, an dessen unbefangenem Naturell den Witz zu üben und die geistige Passivität dieses ehrenwerthen Volksstammes nirgend anders als in einem Mangel geistiger Begabung aufzusuchen. Dies Urtheil blos von der immer sichtbaren Oberfläche des österreischen Volksnaturells abschöpfend, geschieht es nur von wenigen, daß sie in dessen Tiefe einzudringen und die Gründe aufzufinden sich bestreben, aus welchen eben das dem Oesterreicher innwohnende edlere Element sich unabhängig nicht entwickeln kann.

Eine erschöpfende oder auch nur tiefer eingehende Charakteristik des österreichischen Volks und Volkslebens zu geben, kann uns hier nicht einfallen, wir wollen blos auf die Widersprüche aufmerksam machen, in die man

im übrigen Deutschland bei Beurtheilung des Oesterreichers verfällt. Man lobt hier die umfassende Innerlichkeit seines Gemüths, die ganze harmlose Beweglichkeit seines Wesens und jene Anwesenheit eines allzeit muntern Sinnes, worin so ganz der Humor, die eigentliche Flüssigkeit des österreichischen Naturells sich ausspricht; und indem man in diesen doch immer mehr äußerlichen Eigenschaften alle bezeichnenden Merkmale des Volkscharakters und seiner geistigen Bedeutung erkennen will, wirft man unwillkührlich die Schwere des tiefern österreichischen Volkselements nicht in's Gewicht. Wenn man bedenkt, wie gründlich sonst die Deutschen den Werth und die Wesenheit eines jeden Dings zu ermessen, Alles nach vorn und hinten, nach Innen und Außen zu erprüfen suchen, so fällt die Ungerechtigkeit, welche hier gegen die Oesterreicher geübt wird, um so schärfer in's Auge. Wir loben am Briten seinen praktischen Sinn, die musterhafte Tüchtigkeit seines immer dem frischen Leben zugewendeten Gedankens, selbst die beleidigende Einseitigkeit seines Nationalstolzes im Benehmen gegen den Nichtbriten reißt uns, anstatt uns zu entrüsten, wohl öfters gar noch zur Bewunderung hin; jedenfalls fällt es uns nicht ein, die fast durchgehende Plumpheit, Abgerissenheit und sehr häufige Geistlosigkeit seiner persönlichen Erscheinung einem Mangel geistiger Ausstattung zuzuschreiben. Der Franzose imponirt uns durch die Keckheit und besiegende Leichtfertigkeit seines Auftretens, durch seinen genialisirenden Witz und

durch die übermüthige Ueberhebung seiner Nationalität, in der sich ihm der Gesammtinhalt alles Edeln und Großen spiegelt, dessen ein Volk auf seiner obersten Culturhöhe theilhaftig werden kann. Wenn wir uns Angesichts alles dessen freilich nicht entblöden, das Ungründliche und Leichtfertige, das Erzwungene und deßhalb zu keinem Dasein Berechtigte im französischen Charakter und Naturell aufzudecken, so sind wir doch davon weit entfernt, der blendenden Außenseite oder wirklich begründetem französischem Wesen irgend einen Makel aufzudrücken. Wie einseitig, also wie abweichend von unsrer berüchtigten Vielseitigkeit, zeigen wir uns dagegen zumeist in Beurtheilung des österreichischen Volkscharakters! Oefter ist seine Bonhommie uns gleichbedeutend mit Dummheit, sein ihm tiefeigner Humor stellt sich unsrer Anschauung selten anders denn als kindische Einfalt dar, und das Nothwendige und Ursprüngliche in ihm, alles das, was eben seine eigenste volksthümliche Existenz ausmacht, erscheint uns häufig als etwas ganz Zufälliges, als eine Erfindung des Augenblicks.

Die deutsch-nationelle Bedeutung der Oesterreicher ist unter uns seit lange keiner gründlichen Erörterung unterworfen worden, wir haben diesen kernhaften deutschen Stamm fast abseits liegen lassen und selbst in neuester Zeit, die in Deutschland so mächtig nach einer gründlichen Verschmelzung aller nationellen Bestandtheile, nach einer tüchtigen Hervorhebung aller unsrer Gesammt-Nationalität

innwohnenden geistigen und gemüthigen Kräfte hindrängt, hat sich unsre Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand noch nicht mit der gehörigen Energie geworfen.

Was nützt es den letzten Zwecken unsers menschheitlichen Bestehens, wenn wir, uns in der schwülen Dunstsphäre müßiger Träume und leerer Begriffsspeculation verdumpfend, alle praktischen Aufgaben unsrer Nationalität aus dem Auge verlieren und in solchem thörichten Bestreben uns unter uns selbst verkennen und anfeinden, statt die verschiedenartigen Kräfte in uns zu einer weltbewegenden Gesammt-Kraft zu vereinigen.

Wer nur einigermaßen sich mit der Geschichte des österreichischen Volksstamms, zumal seit der Herrschaft der Habsburger, bekannt gemacht, der wird es anerkennen müssen, daß in demselben die germanische Bestimmung immer sehr entschieden, nicht selten urkräftig hervorgebrochen sei und sich in allen öffentlichen Thatsachen seiner geschichtlichen Fortbildung bewährt habe. Die ursprüngliche Kraft der deutschen Stämme in Oesterreich hat freilich durch die dortige Herrscherweise und selbst zum Theil durch die Einflüsse des Clima's große Milderung erfahren, allein eben deßhalb wär' es ungerecht, ihnen mit ihrer daher rührenden Abdämpfung oder Abschwächung einen Vorwurf zu machen. In allen Kriegen haben die deutsch-österreichischen Stämme die Mannheit germanischen Vollbluts bethätigt und in den Tagen deutscher politischer Noth durch Treue und Ausdauer sich ausgezeichnet.

Ich gestehe, für Oesterreich's Volk und Geschichte stets eine besondere Vorliebe gehegt zu haben. Nicht als ob ich im Leben des erstern auf ausserordentliche Bildungen, oder in den Bewegungen der letztern auf aussergewöhnliche Ereignisse gestoßen wäre; sondern gerade das sich an großartige Anlehnungen stützende, ruhig-feste historische Leben dieses Volks, durch welches doch immerdar der starke Hauch des germanischen Geistes wehte, drängte sich so vortheilhaft in das Bewußtsein.

Besondere Anregungen zur Begründung einer solchen Vorliebe gingen übrigens auch aus den persönlichen Verhältnissen des Verfassers hervor, dessen Familie stets zahlreiche Verwandschaften in der österreichischen Monarchie besaß, zufolge deren ich häufig in Oesterreich, so namentlich in Steyermark und Salzburg, weilte; wodurch es geschehen konnte, daß ich schon frühe in das österreichische Staats- und Volksleben manchen tiefern Blick zu werfen im Stande war.

Eine großartige Anlehnung fand die Geschichte der österreichisch-deutschen Stämme an ihrem Herrscherhause Habsburg, dessen Geschicke im Großen stets ihre Geschicke im Kleinen waren, wodurch aber eben der österreichische Zweig der deutschen Eiche eines so bedeutenden Interesses und einer so vorwaltenden Wichtigkeit theilhaftig ward. Bis zum Beginn der neuen Geschichte unsrer Nation besaß kein deutscher Stamm eine größere Sendschaft als jener Oesterreichs, auf welchem, als dem eigentlichen Träger

der österreichischen Monarchie, Jahrhunderte hindurch viele der wichtigsten Fragen der habsburgischen Kaiserpolitik beruhten.

Als nach den ersten Bethätigungen des reformatorischen Prinzips im öffentlichen Leben Deutschlands, und zumal nach den furchtbaren Schwingungen des dreissigjährigen Kriegs, welche den Zwiespalt der deutschen Geister vollendeten, das deutsch-römische Reich aus seinen Fugen allmählig brach und die Stämme in Nordosten wie in Südwesten nach Befreiung aus dem alten dürren alle edleren Bewegungen hemmenden Reichscomplexe drängten; war es fast allein nur wieder der Charakter des Stetigen und der daraus fliessenden Kraft der Gegenwirkung im österreichischen Volkselemente, wodurch jener drohende Verfall noch so lange aufgehalten ward. Darin aber gerade bekundet sich die weltgeschichtliche Bedeutsamkeit des deutsch-österreichischen Stammes, daß er langehin berufen war und es theilweise noch heute ist, der organischen Geschichte der deutschen Nation die erstarrten, der Willkühr eigensüchtiger Macht entwachsenen, Ideen einer abgeschlossenen Vergangenheit gegenüberzustellen und dergestalt ihrer natürlichen Fortbildung stets so lange zu widerstreben, als die Natur sich überhaupt Gewalt anthun läßt. Inwiefern in solcher Sendschaft ein prädestinirtes Verhältniß der deutschen Nation sich zu bethätigen oder sonst sich eine Bestimmung derselben nach der Regel gegensätzlicher Wirkungen zu erfüllen habe, läßt sich nicht

erörtern; doch muß angenommen werden, daß diese Thatsache aus keinem zufälligen Beweggrund hervorgegangen sei.

So lange zugestanden werden kann, daß jede Nationalität und ebenso auch einzelne Brechungen einer Nationalität entschiedene, der Weltgeschichte angehörende Zwecke zu realisiren haben, so läßt sich unsrerseits kein Vorwurf gegen unsre österreichischen Brüder in Rücksicht jenes Faktums erheben. Daß aber dieses wirklich aus dem Volke weit mehr als von seiner Regierung ausgegangen sei, kann nicht bezweifelt werden, wenn anders nicht in Abrede gestellt werden will, daß ein die Dauer für sich ansprechendes System einer Regierung nicht auf Willkühr, sondern auf dem Charakter und Naturell des Volkes zu beruhen habe. Die polizeilich herangezogene Sympathie eines Theils der großen slavischen Mehrheit der östereichischen Staatseinwohnerschaft mit den deutschen Stämmen derselben, in Hinsicht des Charakters, hat für die wiener Politik die größte Bedeutung, ohne sie würde ihr bekanntes politisches Prinzip nicht diese tiefe geschichtliche Grundlage gefunden haben und ihr Germanisirungs-System des lebhaften slavischen Zweigs der Czechen nicht mit so viel Erfolg durchgesetzt worden sein. —

System und Politik des Hauses Habsburg.

Es wäre heutigen Tages eine interessante und nicht unwichtige Aufgabe, die Geschichte der Politik des Hauses Habsburg von dessen Stifter ab bis zur Gegenwart in scharf zerlegender Darstellung vorzuführen, in prägnanter Weise den letzten Gedanken dieser Politik herauszustellen und ihn sodann durch alle Perioden und Epochen seiner geschichtlichen Entwickelung zu verfolgen. Durch dieses Verfahren würde sowohl die Idee des österreichischen Staates, seine Bedeutung in der Gegenwart, als wie so mancher dunkle Punkt in der Geschichte der deutschen Nation erhellt und dadurch auch die ungeheure Mission des Hauses Habsburg für die deutschen Geschicke in ihr rechtes Licht gestellt werden. Eine solche historische Analyse in dieser Schrift zu geben anfänglich gewillt, ist der Verfasser später zu der Ueberzeugung gekommen, daß dieß Unternehmen doch allzuviel und allzulange von der Gegenwart ihn abführen, und sonach seiner gegenwärtigen Arbeit eher hinderlich als förderlich sein würde. Es mag deßhalb genügen, sich über diesen Gegenstand hier blos in allgemeineren Andeutungen auszusprechen.

Unter den Gedanken, mit welchen der kluge und ritterliche Rudolph von Habsburg auf den großen Schauplatz der deutschen Geschichte trat, indem er mit dem Purpur der deutschen Könige bekleidet wurde, hat ihn unzweifelbar um vieles weniger der des allseitigen Wohls, der Würde und Größe Deutschlands beschäftigt, als jener der Erhebung und Kräftigung seines eigenen Hauses.

Die Habsburger brachten nicht mit sich jene mächtigen Ideen der Größe und Einheit Deutschlands, durch welche sich die Entwürfe der Hohenstaufen und verschiedener Kaiser aus dem fränkischen Hause charakterisiren; bei ihnen kam die nationale Politik immer erst nach ihrer Haus- und Familienpolitik und wenn sie die deutsche Kaisermacht nach Kräften immerdar auszudehnen suchten, so geschah es nur aus dem privaten Gesichtspunkt. Wie der letztere das hervorstehende Kennzeichen des habsburgischen Hauses ist, so war allezeit der Glanz und die Würde der deutschen Nation das einzige Strebeziel der Hohenstaufen, wodurch sie auch so einzig, so großartig und hochherrlich in Deutschlands Geschichte dastehn. Ihnen ging das Glück und die innere Freiheit der Nation über jedwedes andere Interesse, um deßwillen auch ihr beispielloser Kampf gegen die Lüge und die schwarze Hyder Roms, und wider die Knechtschaft, in die man von dort aus stets die ganze christliche Menschheit bannen wollte. Ganz gegensätzlich hierzu verfuhren, nachdem sie sich nur einigermaßen auf dem deutschen Kaiserthron verfestigt

hatten, die Habsburger. In ihrem überall vorherrschenden Bestreben, ihre Hausmacht zu vergrößern, ihre Privattitel zu erweitern, demnach auch alle Interessen der Nation nur aus diesem Standpunkt zu betrachten, erkannten sie sehr bald den Vortheil, der ihnen aus einer Hingebung an die Interessen Roms erwachsen würde. So entwickelte sich jenes innige Verhältniß des Hauses Habsburg zur römischen Curie, das seit Jahrhunderten bis auf den heutigen Tag, mit Ausnahme der Josephinischen Periode, ununterbrochen bestanden hat.

Diese ihrer Bedeutung nach beispiellose Thatsache liefert auf ganz einfache Art den Schlüssel zum Verständniß des Verhältnißes, in welchem das Haus Habsburg zu den Ideen der neuen Geschichte Deutschlands steht.

Mit der Reformation war für letzteres eine neue Epoche bürgerlichen Lebens angebrochen, der Geist der freien Forschung, der sich in ihr erhob, sollte zur endlichen allgemeinen Erkenntniß der wahren höhren Christuslehre leiten und so die finstre Lügen-Nacht verdrängen, die von Rom an die Stelle jener gesetzt worden. Es handelte sich hierbei um eine entschiedene durchgehende Häutung des deutschen Gemüths- und Geisteslebens, das in der letzten Zeit vom Schmutze des römischen Ungeistes tief befleckt gewesen, um ein würdiges Heraustreten der deutschen Menschheit aus den Sümpfen religiöser Unfreiheit auf die ebene Straße natürlicher, vernünftiger Entwickelung. Die äußern Interessen des öffentlichen Fort-

schritts waren hierbei in hohem Maße betheiligt, denn die Fortbildungen der bürgerlichen Freiheit pflegen ihre Antriebe nur aus den Gesichtskreisen und vom Wärmegrad des geistigen Bestandes zu empfangen. Allein, statt die durchaus deutschen Ideen der Reformation, mit welchen zugleich in unserer Geschichte eine neue Epoche begann, zu unterstützen, wie es damals so recht die Aufgabe der deutschen Kaiserkrone war, machten die Habsburger gemeine Sache mit Rom und warfen dergestalt in's Herzblut der Nation den giftigen Saamen der Verkümmerung und bleibenden Zersplitterung. Wie es in allen Zeiten die naturgemäße Aufgabe echter Könige ist, die dem Bedürfniß und der Vernunft entwachsenen Ideen ihrer Völker zu verwirklichen, so war es stets die freilich von nur sehr wenigen wahrhaft erfaßte Mission der deutschen Kaiser, dem nach allseitiger Freiheits-Offenbarung dringenden germanischen Geiste überall zur Hand zu sein und ihm die Lösung der schwierigsten Probleme seiner Thatkräfte zu vermitteln. Die habsburgische Hauspolitik durchkeucht mit ihrem gierigen Gewerbsodem vom Auftreten ihres Ahnherrn an die ganze deutsche Geschichte. Man prüfe diese letztre sorgfältig und man wird unsern Ausspruch bestätigt finden. Ihr edles Blut war nie vom Zusatz jüdischen Tendenz-Geistes frei, der Instinkt des Hausinteresses hielt alle übrigen Interessen in den Habsburgern nieder. Und so kann auch der Politiker Bülau in Leipzig in gewissem Betracht mit allem Rechte sagen:

„Die Habsburger haben das Gefühl der Kaiserwürde im innersten Herzen bewahrt. Sie konnten Provinzen abtreten, den Anspruch auf ihre Erbgröße nie; sie konnten dem Augenblick mit Würde weichen, die Zukunft blieb immer ihr Reich."

Die „Erbgröße" der Habsburger war aber eben das allmählige Ergebniß ihrer Hauspolitik, und wenn sie Provinzen abtraten, so wichen sie keinem anderen Einfluß als jenem der Gewalt. In den Tagen solchen Bedrängnisses blieb allerdings stets die Zukunft ihr Reich, denn von dieser hofften sie wieder Ausgleichung. Sie mußten ihre Stammlande: Die Schweiz, das Elsaß, Lothringen, Burgund, Schlesien und die Lausitz aufgeben, aus dem einzigen großen Grunde der Armseligkeit ihrer Kaiserpolitik, die ihrer Hauspolitik immerdar untergeordnet war. So aber wurden sie häufig sehr empfindlich durch sich selbst gestraft. Ihre Kaiserpolitik war nur kurze Zeit unter den beiden Maximilianen vom Genius der Nation durchleuchtet.

In ihrem Hause ward die Kaiserwürde erblich und diese Thatsache, deren Bedeutung für Deutschlands Schicksal ohne Beispiel ist, wird auch nur durch die habsburgische Hauspolitik begreiflich. Nachdem ihre Hausmacht in Deutschland die größte geworden, war es ihnen bei ihrem Bezuge zu Rom und der hohen deutschen Geistlichkeit ein Leichtes, sich der erblichen Kaiserwürde zu bemächtigen. Als sich einmal dieses Faktum festgesetzt,

ging das altehrwürdige deutsch-römische Reich mit raschen Schritten seiner Auflösung entgegen. Aus seinem Leibe war der Geist, die hohe Idee seines großen Daseins gewichen. Die Habsburger, mit geringer Ausnahme, wußten auf der Höhe des deutschen Kaiserthrones nie den deutschen Geist zu repräsentiren. Als eine neue Zeit herangekommen war, die mit dem Sturmwinde geistiger Erhebung unsre große Nation durchstrich, stemmten sie sich mit jener fanatischen Beharrung ihr entgegen, welche das Haus Habsburg, in seiner Stellung zur Welt der Ideen und des geistigen Fortschritts, so entschieden charakterisirt. Wären die edeln Hohenstaufen nicht so bald in's Grab gesunken und hätten sie die Kaiserreihe der Habsburger besetzt, so würd' es vielleicht ganz anders um Deutschlands Glück und Größe stehen. Die Habsburger waren stets eine Hemmmauer des nationalen Fortschritts, und je höher sie mitunter standen, in desto tieferer Verkommenheit stack die Nation. Der letztern erhabene Sendschaft verkümmerte an der geistlosen Starrheit des Hauses Habsburg. Fast immerdar hat es in Deutschland die Vehme des Geistes und der politischen Fortbildung geübt.

Nach den Schlägen des dreissigjährigen Kriegs und der durch dessen nächste Folgen veranlaßten Abschwächung des Hauses Oesterreich durch den Verlust seiner überrheinischen Stammländer culminirte die Macht der habsburgischen Dynastie unter Maria Theresia, deren edler

Sohn Joseph II. den Beruf empfangen zu haben schien, in der Politik seines Hauses eine große Umstürzung zu erwirken und dergestalt bei seinen Erbunterthanen wie bei der deutschen Nation das System und die Sünden seiner Vorfahren wieder gut zu machen. Der große durch den siebenjährigen Krieg schreitende Geist Friedrichs II. hatte der habsburgischen Dynastie den größten Rivalen ihrer Macht und das Ende ihrer Hegemonie verkündigt und es handelte sich jetzt davon, einem solchen Gegner nicht blos die Kraft des Schwerts sondern auch eine ebenbürtige Kraft des Geistes gegenüber zu stellen.

Joseph II. kam in die Welt und bald glänzte er dermaßen neben Friedrich dem Einzigen, daß in diesem Zwiegestirn das Morgenleuchten eines jungen Tages glühte. Die Vorsehung wollte, daß diese beiden großen Söhne einer neuen Zeit sich nicht unter sich bekämpften und zerrieben. Es geschah im Jahre 1780, daß Joseph das Scepter seines Hauserbes ergriff. Die Reformen, die er alsbald theils ausführte, theils einleitete, ließen über den hohen Geist, der ihn durchdrang, und über die Plane, die ihn beseelten, keinen Zweifel übrig. Die Idee der Menschheit und des vernünftigen Staats, sich in allen seinen Thaten realisirend, brach sich zugleich hundertstrahlig in so viel edeln Geistern, die ihm Gott zu Zeitgenossen gegeben hatte. Im Buche der Vorsehung schien geschrieben zu stehen, daß die alte Nacht nun schwinden solle.

Mittlerweile verfuhr Joseph nicht mit der Ruhe des Staatsmanns, sondern mit dem Feuer des Parteigängers. So geschah es, daß die Saat, die er auswarf, das einemal nicht keimte, das andremal zu ihrem Wachsthum nur durch Treibhaushitze kam, so daß sie wieder brach, als die Luft des spröden Tages sie durchwitterte. Wo sie aber gekräftigt wurde durch die wahre Wärme der Natur, da gebar sie die herrlichsten Früchte. Im Ganzen aber war der Boden, worauf Joseph stand, noch nicht gezeitigt zum Empfängniß solcher edeln Keime und deßhalb ward das Werk des Säemanns nicht nach Verdienst gekrönt.

Inmitten der Vollkraft seines Schaffens und nachdem viele seiner besten Thaten kaum in den ersten Anfängen ihrer Wirkungen sich geoffenbart, ward Joseph von dieser Erde wieder abgerufen. Es wird den Söhnen der Gesellschaft Jesu nachgesagt, daß sie den Ursachen des frühen Absterbens dieses großen Regenten nicht fremd gewesen. Seine Schöpfungen waren Werke des Tages, deßhalb mußten gegen ihn sich die Genossen und Geburten der Nacht erheben. Sein unmittelbarer Nachfolger saß nur zwei Jahre auf dem Thron; nach Leopolds Tode bekleidete Franz II. sich mit dem Purpur. Unter diesem letzten Kaiser endete faktisch das deutsche Reich im Jahre 1806. Um nach dem Erbleichen der deutschen Kaiserkrone seinem Stammhause den alten Glanz nach Möglichkeit zu retten, erhob Franz die Erblande seines Hauses

zu einem Kaiserstaate und ward so als Franz I. der erste Kaiser von Oesterreich. Diese Aenderung ging in der schwierigsten Epoche der neuern deutschen Geschichte vor sich. Napoleon stand damals auf dem Höhenpunkte seiner Macht und seines Glückes, und nach dem Unerhörten, was er schon gethan, ließ sich befürchten, daß im Hintergrunde seines Geistes sich noch viele der außerordentlichsten Entwürfe bärgen. Diesseits des Kanals schienen zwischen der Seine und der Weichsel alle europäischen Throne in der Luft zu schweben. Nach Belieben schaltete mit ihnen Napoleon. In einer solchen großen Zeit konnten in Oesterreich nur große Regententugenden die Zukunft des Kaiserstaates garantiren. In dieser Epoche des Schreckens hatte Franz I. als weiser Fürst und Staatsmann sich bewährt. Unerschütterlich treu den alten Regierungsgrundsätzen seines Hauses wurde er in kurzer Zeit auch der Schöpfer eines im Geiste jener Grundsätze durchgeführten neuen österreichischen Systems. Bekanntlich waren schon vor dem wiener Friedensschluße 1809 die Niederlande und Vorderösterreich, nebst Tyrol und dem Voralberg, von Oesterreich abgerissen worden. Solches fand jetzt auch mit Salzburg und Berchtesgaden, dem Innviertel und Hausruckviertel statt. Die österreichische Monarchie zählte damals noch kaum 1/7 deutscher Bevölkerung; Ungarn war nun des Hauses Habsburg erste und wichtigste Besitzung. Die Monarchie war deßhalb, ihren Bestandtheilen nach, ein magyarisch-slavischer Staat

geworden; er hatte aufgehört, ein deutscher zu sein. „Betrachtete man damals „— sagt ein scharfsiniger deutscher Publizist von neuem Datum —“ das österreichische Kaiserthum auf der Karte, so ergab sich, daß dasselbe die Verbindung mit dem adriatischen Meere ganz eingebüßt hatte, vom Westen nach Osten, vom Norden nach Süden zurückgedrängt war. Allein die Donau war Oesterreich geblieben von ihrem Eintritt in den Thalkessel des Böhmerwaldes und der tyroler Alpen bei Linz bis zu ihrem Austritt bei Orsowa. Dieser Strom bezeichnete nunmehr theils durch seinen Lauf, theils dadurch, daß er den Kaiserstaat in zwei Hälften theilte, die Richtung, welche die österreichische Politik zu nehmen hatte, wenn sie sich auf die geographische Lage des Staats basiren wollte. Darnach mußte sich Oesterreich zum schwarzen Meere hin ausdehnen. Die Wallachei, Bosnien, Servien, Bulgarien, Rumelien lagen in seinem Kreis und gehörten dann Oesterreich zu, mit der Donaumündung, mit dem Bosporus. Doch nicht Oesterreich, sondern Ungarn. Denn Ungarn wäre der Kern dieses neuen Kaiserthums geworden, Ofen dessen Haupt- und Residenzstadt. Natürlich würde der Kaiserstaat durch diese östliche Tendenz, durch das magyarische Fundament, diesem effusissimae licentiae campus, wie es im kaiserlichen Erlaß vom 29. Januar 1835 hieß, auf dem die Horvàths, Nagys, Baloghs, Vays, Fehetes, Ragalyis, Majthenyis, Wesselènyis u. a. stehen und gedeihen, einen völlig verschie-

denen Charakter, als bisher, erhalten haben. Dieser konnte nicht mehr conservativ sein, er mußte nothwendig erobernd werden, und vorauszusehen war, daß dadurch sein deutsches Element noch schneller absorbirt worden wäre. Indessen waren dieses alles die Consequenzen derjenigen Politik des Kaiserstaats, welche die Gegenwart desselben ausschließlich befragte und die Zukunft des Reichs in diese hineintrug."

Jedoch noch durfte auch eine Politik der Zukunft gehört werden, wenn man auf das Uebermaaß der Leiden blickte, welche Napoleon's zügellose Herrschaft auf Europa gewälzt hatte. Die Lage aller Mächte und Staaten — dieses ergab sich auch dem blödesten Auge — war eine durchaus erzwungene, unnatürliche, provisorische. Der Kampf in Spanien und Portugal hatte seit Wellington's Ankunft einen ernsthaften, dem französischen Waffenglück bedrohlichen Charakter angenommen; nicht minder Napoleon's Streit mit dem Papst, welcher den Bannstrahl gegen „den Nachfolger Karl's des Großen" geschleudert: in Tyrol hatte das Volk warm und heroisch gefochten, in Deutschland und in Preußen war eine tiefgrollende Stimme nicht zu verkennen, dieses gab neue Hoffnungen, welche Begründung hatten. Oesterreich durfte nach diesen europäischen Zuständen erwarten, daß der wiener Frieden keinesfalls der Schlußact des großen Dramas sein würde. Darin blieb aber die Möglichkeit, Verlorenes wieder zu gewinnen, und wenn auch kein

Kaiserthum, so doch einen wichtigen, vielleicht auch übermächtigen Einfluß auf Deutschland wieder zu erhalten und jedenfalls eine Thunlichkeit, die westliche politische Richtung Oesterreichs nicht aufzugeben und sich als österreichisch-deutscher Staat zu behaupten. Hiernach wurde daher die Zukunft am meisten berücksichtigt, weil sie der Vergangenheit der österreichischen Monarchie ganz entsprach: — derjenige nun, welcher damals zwischen West und Ost, zwischen Oesterreich und Ungarn entschied, war Kaiser Franz I. selbst. Er schuf dieses neue österreichische System „aus seinen großen Erinnerungen, aus seinem deutschen Gemüth, aus seinem streng rechtlichen Sinn, welcher alle Eroberungskriege scheute, aus dem väterlichen Herzen, welches auch alle gewaltsam losgerissenen Unterthanen mit treuer Liebe umfaßte, und man möchte noch hinzufügen, aus der Kraft seines religiösen Glaubens.“ „Nachdem Kaiser Franz, ungeachtet des unglücklichen Ausgangs des Kriegs von 1809, und des Länderverlusts der Monarchie durch den wiener Friedensschluß für Beibehaltung der habsburgischen Hauspolitik sich standhaft entschlossen hatte, fand er im Fürsten Metternich den Minister, welcher mit Geist und Energie die Grundsätze seines Herrn in den auswärtigen Staatsverhältnissen durchzuführen wußte.“

Die Maximen der auswärtigen Politik Oesterreichs gingen zum großen Theil aus der innern Organisation dieses Collectivstaats hervor, so daß die auswärtigen

Geschäfte jederzeit in einem engen Verbande mit der innern Staatsverwaltung standen. So gestaltete sich das innere Vermischungssystem Kaiser Josephs II. in den äußern Verhältnissen total herausfordernd aus demselben Grunde, wie das ihm entgegengesetzte System des Kaisers Franz, welches die Nationalitäten trennte, sie deßhalb möglichst schonte und nur in dem Kaiserhaus und dessen Interessen zusammenband, in den auswärtigen Geschäften sich friedliebend äußerte und den jedesmaligen status quo vertheidigte. In der Politik des Kaisers Franz gestaltete sich das Stabilitätsprinzip zum ausschließlichen System und ward der Aus- und Eingangspunkt alles organischen Lebens des österreichischen Staats.

In diesem System, das der habsburgischen Familienpolitik [: weche seit 1815 vorzugsweise dahin strebte, den großartigen Umfang ihrer Erbstaaten sich ungeschmälert zu erhalten :] sich durchaus akkomodirte, war zugleich die ganze Haltung angedeutet, welche fortan das wiener Cabinet in der großen europäischen und deutschen Politik einnehmen würde. Vornehmlich prägte sich darin die Stellung Oesterreichs zu Deutschland und sein Einfluß auf letzteres entschieden aus. Bald war, im Bewußtsein dieses Einflußes, der Gedanke in Umlauf gekommen, daß es der Neugestaltung des deutschen Staatslebens auf dem wiener Congresse jedenfalls um vieles förderlicher gewesen sein würde, wenn Oesterreich aus dem deutschen

Bunde ganz hinweggeblieben wäre. Die öffentliche Vernunft in Deutschland konnte durchaus die Nothwendigkeit der Betheiligung Oesterreichs beim neuen deutschen Staatenbunde, im Interesse des letztern, nicht begreifen. Freilich war Oesterreichs Vergangenheit, in gewissem Sinne, eine durchaus deutsche; durch Jahrhunderte hatte es die deutsche Kaiserkrone getragen und nach Möglichkeit sich dieses Glück in seinem Hausinteresse zu nütze gemacht. Aber auch noch in seiner heutigen Zusammensetzung ist Oesterreich ein vorherrschend magyarisch-slavischer Staat, dessen deutsche Bestandtheile wieder durch die romanischen fast ganz im Schach gehalten werden. Oesterreich, das wie früher so auch heute überall seine Hauspolitik in den deutschen Angelegenheiten walten läßt, und sie mit dem Hochdrucke seiner Gesammt-Macht unterstützt, ist in seinem, nicht im rein deutschen Interesse Mitglied und so zu sagen Prinzipal des deutschen Bundes geworden. Beim Ausschluße Oesterreichs würde Preußen das alleinige Primat zugefallen sein, alsdann aber hätte sich ein wahrhaft deutsches System gestalten und eine nationale Einheit in unsre politischen und merkantilen Interessen bringen lassen. Oesterreich hätte immer im engsten Bezuge zu Deutschlands auswärtiger Politik stehen können; aber auf die innern deutschen Angelegenheiten mußt' es jedweden Einflußes verlustig gehen.

Der natürliche Schwerpunkt des deutschen Lebens und der Bewegungen seines politischen Geistes drängt unablässig nach einer Abwerfung des österreichischen Niederhaltes hin, auch wird früher oder später diese Tendirung das thatsächliche Ergebniß eines neuen europäischen Zusammenstoßes werden. So lange Oesterreich im Connexe des deutschen Staatenbundes bleibt, kann nicht wohl von einer Einheit deutscher Handelsinteressen, noch viel weniger von einer Gleichheit der politischen Institutionen in diesem Staatenverein die Rede sein. Und doch bedarf Deutschland dieser beiderseitigen Conformität als nothwendiger Grundlagen zur neuen Verfestigung seiner politischen Macht, seines nationalen Gedeihens und seines innern Wohlstandes.

Die Inspiration zum deutschen Bunde nach seinem gegenwärtigen Bestand kam vom Kaiser Franz, und nicht von Herrn von Metternich, wie Viele in dieses Staatsmanns herkömmlicher Ueberschätzung behaupten wollten. Da sich das alte heilige römische Reich aus seinem Grabe nicht erwecken ließ, mußte ein neuer föderativer Brei entdeckt werden, der nun auch von Kaiser Franz, welcher als Politiker seines Hauses die meisten seiner Vorfahren überragt, bestens erfunden ward.

Die öffentliche Meinung in Deutschland hatte sich immer darin gefallen, den Kaiser Franz, der übereinkunftsweise nur der „Franzl" genannt ward, als einen durchaus harmlosen, herzensguten und einfachen Mann

zu bezeichnen, der zwar für die gewöhnlichen und nächsten Dinge des Lebens mit einem gesunden Blick begabt sei, jedoch des höhern staatsmännischen Geistes durchaus entrathe. Für alle Thatsachen der wiener Politik mußte Metternich einstehen, denn man erachtete den Kaiser in der politischen Sphäre für so unheimisch und begriffslos, daß es als Thorheit galt, ihm staatspolitische Gewandheit zuzuschreiben. Man hielt ihn keiner andern politischen Berechnung als der Hinweisung auf seinen Grundsatz: „Wir lossen's halter beim Alten!" fähig, und in allem Uebrigen, glaubte man, laße er unbedingt den Metternich walten. Fast erst nach seinem Tode brach einiges Licht in die Wolke dieser beinah allgemeinen Täuschung.

Unter dem abgeschabten Hute des Kaisers Franz saß aber einer der besten politischen Köpfe der neuesten Zeitepoche. In den Grundsätzen seines großen Oheims Joseph II, erzogen, empfing er zugleich eine gründliche sowohl klassische als realistische Bildung. Ein ernstes Studium der Geschichte hatte ihm den ersten Schlüssel zum Verständniß der menschlichen Dinge und der Verhältniße des Staats gegeben und die große tiefbewegte Zeit, in der er, fast noch ein Jüngling, seiner Väter Thron bestieg, lehrt' ihn alle Leidenschaften und Schwächen, alle Tiefen und Höhen der Menschennatur und des Völkerlebens kennen. So trat er in die mit dem Jahre 1815 beginnende neue Epoche des österreichischen und deutschen Staatslebens als ein fertiger, durchgeprüfter, alle

Bildungsstadien durchlaufener Regent und Staatsmann ein. Der Ruhm eines guten Herzens war ihm durch sein ganzes Regentenleben nachgegangen und jetzt, wo auch die Vorzüge seines großen Verstandes je mehr und mehr hervortreten, liegt uns der Gedanke überaus nahe, daß mit dem Beginne dieser Epoche, nachdem alle Verhältnisse nach Außen hin befriedet waren, es des Kaisers erstes und vornehmstes Bestreben habe sein müssen, durch allseitige Verbesserung der innern Staatsverwaltung so bald als möglich die tiefen Wunden vernarben zu machen, die seinen Völkern eine lange Zeit der unerhörtesten Aufopferung schlug. Es mußte namentlich seine Aufgabe sein, den gänzlich verkommenen Zustand der Finanzen zunächst auf dem Wege einer fortan gründlichen, rechtschaffenen, staatsweisen Verwaltung derselben zu verbessern, überhaupt aber das ganze jämmerliche Finanzsystem Oesterreichs einer radikalen Reform zu unterwerfen.

Durch das Finanzpatent des Grafen Wallis im Jahre 1811, durch welches die österreichischen Staatspapiere fast auf Null herabgesetzt, durch welchen unerhörten Staatsstreich Tausende von Menschen in und außer Oesterreich zu Bettlern gemacht wurden, war dem „väterlichen" Herzen des Kaisers Franz ohnehin noch eine andere tieflastende Pflicht zur Verbesserung des dortigen Finanzwesens auferlegt worden, da die durch jenen Streich an Tausenden begangene schwere Schuld

wohl nur dadurch einigermaßen gesühnt werden konnte, daß der Beweis geliefert wurde, es sei durch diese Vermittelung nicht allein dem Ruine des Staats vorgebeugt, sondern auch ein fester Grund des spätern Wohlergehens seiner Angehörigen gelegt worden.

Die Folge aber zeigte, und auch wir werden es weiter unten ausführlich documentiren, wie in diesem Sinne von Kaiser Franz nur wenig oder gar nichts gethan worden, wie er sich mit allgemeinen Andeutungen begnügte, anstatt durchgreifende Maßregeln anzuordnen, so daß in diesem Punkte der Reinheit seines Willens und seines Herzens weit mehr zur Last fällt, als in der Regel angenommen wird. Die gutmüthige düpirte öffentliche Meinung entschuldigte den „Franzl" mit seiner eignen Entschuldigung, daß er nemlich nicht könne, wie er wolle, weßhalb Alles auf die Schultern der obersten Staatsbeamten, hauptsächlich Metternichs, geworfen ward. So wenig diesem ein Recht zusteht, die politischen Verdienste des Kaisers sich zuzuschreiben, so ungerecht wär' es dagegen, ihn dessen Fehler vertreten zu lassen.

Wie die schlichte Einfachheit seines persönlichen Wesens, so hüllte Kaiser Franz auch das feine Gewebe seiner Regenten-Politik in die Falten eines aschgrauen Oberrocks, und nur wenige seiner Unterthanen haben jemals diese natürliche Maske durchdrungen.

Franz kannte seine Oesterreicher wie kein anderer, er wußte ihren schwachen Fleck bis in ihr tiefinnerstes Herz zu treffen, er begegnete ihnen wie ein liebevoller Vater seinen Kindern und zwischen ihm und ihnen wollte er auch kein anderes Verhältniß bestehend wissen. In der Audienz drückte er ihnen die Hände und wenn er einen Wunsch versagen mußte, sprach er: „s thuet's mir herzlich leid, lieben Kinder, aber i kann halt nit, wissen's was: geht's zum Metternich!" —

Wenn's dann den Leuten nicht nach Wunsch erging, so hatten es Metternich und seine Collegen, nie der Kaiser zu verantworten. Dergestalt machte Franz den Staatskanzler wie die andern obersten Autoritäten im Staate zu Sündenböcken seiner eignen Schuld oder vielmehr seines Regentenwillens.

In „Franzl" war der österreichische Volkshumor und Volkswitz zur glänzendsten Personification geworden, alle Schattirungen des österreichischen Naturells besaßen in ihm einen charakteristischen Ausdruck. Das Volk erkannte sich in ihm wieder mit allen seinen harmlosen Eigenthümlichkeiten, seinem naiven Sinn und der hohen Einfachheit eines ferngesunden Menschenverstandes. Deßhalb ließ es Alles über sich ergehen, es zahlte unabläßig, was man von ihm haben wollte und war zufrieden, wenn man ihm nur das Hemd am Leibe ließ.

Franz war der Patriarch seiner „Oestraicher", deßhalb versammelten, so lang er lebte, seine deutschen

Erbvölker sich wie eine Familie um ihn und ob sie von der Last des Staates je tiefer und tiefer bedrückt wurden, so gewann in ihnen eine Verstimmung gegen Franz doch niemals Raum. Man wußte sehr gut, daß in den obern Regionen Wien's nicht immer im wahren Interesse des Staats berathen und gehandelt werde, denn überall veraugenscheinlichten sich die Folgen dieser schlimmen Thatsache; allein im Bewußtsein der Oesterreicher hatte Franzl keine Schuld daran.

Mit Franz I. Tod erhielt jenes patriarchalische Verhältniß des Kaiserhauses zum Volke einen tiefen Stoß. Die Wünsche der Zeit und des bedrängten Volksbedürfnißes nach einer durchgreifenden Verbesserung der innern Staatszustände, die durch Franzens Persönlichkeit immer und immer eingelullt wurden, machten nun sich schon entschiedener bemerkbar; und jedenfalls schien mit dem Regierungsantritte Ferdinands I. eine andere Zeit für Oesterreich kommen zu müssen.

Franz hinterließ die kirchlichen und überhaupt alle der Geist- und Gemüthssphäre angehörenden Verhältnisse des österreichischen Staates fast ganz so, wie sie vor der Josephinischen Periode beschaffen waren. Denn nur in der ersten Zeit seiner Regierungsperiode hielt er am Josephinischen Kirchenrecht, welches dem Papste die obervormundschaftliche Gewalt über die katholische Kirche in Oesterreich benahm, fest. Nachdem jedoch durch norddeutsche Convertiten, wie Friedrich von Schlegel, Zacharias

Werner, Adam Müller, Möller u. A., in Verbindung mit den durch den Pater Hofbauer, Beichtvater der Kaiserin, in Wien rehabilitirten Liguorianern dem Ultramontanismus ein neuer Grund gelegt war, ward im Jahre 1809 mit Metternich's Antritt des Amtes der Auswärtigen von den Josephinischen Grundsätzen, wonach der Katholizismus in Oesterreich den staatlichen Prinzipien und Maximen unbedingt untergeordnet war, vom Kaiser selbst total abgegangen: Dieser hatte nun alle seine Reformgedanken auf die kirchlichen Zustände der Monarchie gerichtet.

„Männer ohne Familiennamen," erzählt der Pentarchist, „allein durch Charakterfestigkeit und theologische Bildung ausgezeichnet, größtentheils bürgerlicher Herkunft, wurden zu den Bischofsitzen befördert. Durch diese Prälaten ward das Josephinum nach und nach aus der Praxis gebannt. Damit indessen die Regierung demungeachtet die Kirche noch zu überwachen vermöchte, errichtete der Kaiser das „höhere katholische Priesterhaus" in Wien. Aus diesem sollten die Bischöfe ausschließlich hervorgehen, und hier sollte der Staat sie und sie den Staat kennen lernen. Denn Oesterreich sollte orthodox katholisch, aber nicht papistisch werden. — — Damals bildete sich auch die politisch-katholische Cotterie von Gentz, dem Grafen Münch, Schlegel, Ad. Müller, von Pilat u. A., welche jedoch erst 1815 vereint zu wirken begannen. Denn bei Abfassung der Bundesakte konnten

Bewilligungen für die deutsche katholische Kirche, so wie solche Oesterreichs Politik convenirten, nicht erreicht werden. Fürst Metternich schloß sich bei den dießfallsigen Erörterungen bald den Forderungen der sogenannten Oratoren an, bald wich er wiederum von denselben so bedeutend ab, daß endlich Art. 17 nur eine matte allgemeine Bestimmung zu Gunsten der katholischen Kirche in die Bundesakte aufgenommen wurde. Auch war das wiener Cabinet weit entfernt, sich zu einem Centralpunkt des katholischen Lebens in Deutschland aufzustellen. Dieses sollte sich von selbst, ungemacht, aus der Entwickelung deutscher Zustände ergeben, und was zur Beförderung dessen etwa beigetragen werden konnte, sollte allein durch Schriften, Journale und Zeitungen geschehen." —

Auf diesem Wege verwuchs die österreichische Politik immer inniger mit dem ultramontanischen Kirchensystem und bald ward es, selbst in des Papstes eignen Landen, dessen Hort und Hüter.

Unter solchen Umständen durften auch bald die Jesuiten wiederum ihr Haupt erheben. Ein besondrer Umstand kam ihrer theilweisen Rehabilitation sehr bald zu Hülfe. *) In Verona vermachte im Jahre 1835 ein Freund der Jesuiten eine große Summe zur Stiftung eines Jesuiten-Collegiums. Dies gab erwünschten Anlaß,

*) Schon 1832 kam ein Handbillet des Kaisers Franz an den Chef des Finanzwesens, den ganzen Ertrag aller Jesuitengüter auszuweisen, um sie ihnen wieder zurückzugeben.

die ganze Frage der Jesuiten wieder zur Sprache zu bringen. Die Frage, ob die Jesuiten wieder nach Verona kommen sollten, wurde nicht im Staatsrath, sondern bei der vereinigten Hofkanzlei von der Hofstudien=Commission unter Vorsitz des Grafen Mitt—sky verhandelt. Dieser, ein übrigens sehr aufgeklärter Mann, trug das nach seinem positiven Inhalt schon wie ein Befehl lautende Cabinetsschreiben mit der Bemerkung vor: „Meine Herren, es wird nicht viel zu berathen sein, Sie sehen, was man will.“ Alle stimmten für die Jesuiten bis auf den Prälaten Rutterstock. Dieser sagte: „Meine Meinung ist zwar die entgegengesetzteste, aber da ich allein bin, so conformire ich.“

Die Sache kam dann an den Staatsrath zu Graf Collowrath, der sie liegen ließ, weil er in der That ein aufgeklärter Staatsmann und um deßwillen nichts weniger als ein Freund der Jesuiten ist. Hier mag beiläufig bemerkt werden, daß der Erzherzog Ludwig, des Kaisers Stellvertreter im Staatsrath, im Grunde auch kein Freund der Jesuiten ist. Allein er wurde durch die Erzherzogin Sophie und deren Mann, den muthmaßlichen Thronfolger Erzherzog Franz Karl, bearbeitet. Die Camarilla, an deren Spitze die verwittwete und die regierende Kaiserin, die Erzherzogin Sophie (geb. Prinzessin von Bayern), die Herzogin von Lucca und die Este's stehen, ist eigentlich die unheilvolle Ursache, daß die Erzherzoge Karl, Ludwig, Johann,

Palatin und Rainer, allesammt sehr wackere Männer, nicht einig sind; während Metternich, die Damen Este und die übrigen Frauen sich auf's innigste zu ihrem Zweck verbanden.

Seit Jahr und Tag arbeitete Collowrath an der Reduktion der Armee, um dergestalt den kläglich darniederliegenden Finanzen etwas aufzuhelfen; Metternich verschob seine zustimmende Theilnahme an diesem Unternehmen von einem Tag zum andern, heute zugestanden, morgen wieder revocirt wegen „drohender Umstände." Endlich, da Metternich immerdar die Jesuiten wollte, gestattete er die Reduktion der Armee, dagegen Collowrath die Rückkehr der Jesuiten nach Verona.

Die Resolution wegen der Jesuiten ist vom 19. März, dem Namens- und Todestage Joseph's II, und der päpstliche Nuntius sagte in allen Salons, das sei nur eine gerechte Vergeltung, daß, was ein Joseph an der Religion verbrochen, der heilige Joseph wieder herstelle.

Dem Fürsten Metternich machte Graf Schulenburg (königl. sächsischer Gesandter in Wien, ein sehr aufgeklärter, aber überschwenglicher Ultra-Aristocrat) in Betreff der Jesuiten Gegenvorstellungen; „man werde eine Reaction der Protestanten herbeirufen." Dagegen Metternich: „Darauf bin ich gefaßt; allein am Ende muß doch der Katholizismus triumphiren."

So bald die Reduktion der Armee beschloßen war, hatte Metternich an alle Höfe Memoires erlassen, worin er sich das Verdienst als Vermittler des allgemeinen Friedens gab. Die Engländer waren die einzigen, welche replicirten. „Der orientalischen Frage und Rußlands halber sei es sehr nöthig, daß Oesterreich stark und trotzig dastände." Jetzt stellte Metternich den Grafen Collowrath als einen verkauften eingefleischten Russen dar; mit großem Unrechte, denn dieser tüchtige und ehrenwerthe Staatsmann weiß solche Nachbarn, die immer, von der Wallachei und Moldau aus, der österreichischen Monarchie im Rücken sitzen, sehr wohl zu würdigen.

Nachdem einmal Verona dem Orden der Gesellschaft Jesu geöffnet war, wurden von der Camarilla und der orthodoxen Parthei nicht Opfer noch Mühe gespart, dem Orden wieder den ganzen Kaiserstaat zugänglich zu machen. Bei der Hofstudiencommission fehlt' es aber an einem Referenten, der sich den Planen der Camarilla als blindes Werkzeug unterwarf. Da gab's schon zur Zeit des Kaisers Franz einen großen Intriguanten, Rausch, früher Professor in Salzburg. Um ihn herzubringen, machte man ihn zum Direktor der orientalischen Akademie; einen Mann, der kein Wort orientalisch versteht und sich vom Hebräischen hatte dispensiren lassen. Ein Schützling Metternichs, will er nun die Akademie erweitern; alle jungen Leute, welche Diplomatie studiren, sollen unter die Jesuiten kommen. Bekanntlich wollte schon Adam Müller

im carolyschen Hause auf der Wieden ein Erziehungshaus für die Aristocratie gründen, aus welcher ausschließlich Generale, Minister und Statthalter hervorgehen sollten. Metternich selbst wollte seinen Sohn hingeben. Dieser Plan Adam Müller's soll nun nachträglich durch Rausch und die Jesuiten realisirt werden.

Uebrigens wurde vor mehren Jahren die Sache der Jesuiten durch drei radikal-jesuitische Bischöfe vorzugsweise in praxi ungemein gefördert. An der Spitze standen der Bischof von Linz und der Bischof Zengerle in Grätz; durch ihre Hände gingen alle Vorschläge von oben herab. Die aufgeklärten Bischöfe von Lavant, Görz und Triest wurden gar nicht gefragt. In Steyermark und Polen haben die Jesuiten nun bereits sich wieder angesiedelt.

Das Haus Habsburg hat in den Repristinationen, deren einige wir hier angedeutet, seine Stellung zum Geiste unsrer Zeit und seine Aussichten in die Zukunft signalisirt. Wir können nun dieses Capitel verlassen, ohne es abzuschließen; denn wie in ihm schon mehre bezeichnende Züge für das nächstfolgende Hauptstück niedergelegt sind, so wird der weitere Verlauf unsrer Darstellung uns hinreichende Gelegenheit geben, zur Vervollständigung auch dieses Abschnitts das Nöthige nachzutragen.

Fürst Clemens von Metternich.

Unter vierzig Millionen Deutschen wird es wenige geben, die nicht schon einmal in ihrem Leben den Namen Metternich gestammelt. In dieser Wahrheit liegt die ganze verhängnißvolle Bedeutung dieses Staatsmanns in ihren allgemeinsten Umrissen ausgesprochen. Zwei Perioden gab es in der neuesten Zeitgeschichte, wo Metternich's Name die Signatur faktischer Gewaltsunbeschränktheit in Deutschland war: in der ersten Zeit der Restauration und in den ersten Jahren der Juliusepoche. Damals war diese Persönlichkeit die Loosung großer und kleiner Souveraine, die Loosung der reaktionären Aristocratie, das Feldgeschrei des Nachtvogels des Ultramontanismus. In den unruhigen Träumen des deutschen Liberalismus spielte er die Rolle eines Alles verschlingenden Molochs; in Süddeutschland lallten schon die Kinder, die Bestrebungen ihrer Väter mit der Muttermilch einsaugend, den verhängnißvollen Namen.

Die übermächtige Größe der *äussern* Bedeutung Metternich's für die neueste Zeitepoche ist eine Thatsache, an der nichts mehr zu mäckeln ist; sie steht historisch fest

und ihre Wirkungen werden noch lange in der Welt-, zumal in Deutschlands Geschichte nachzittern.

Die innre Größe und rational-politische Berechtigung des Metternich'schen Characters ist dagegen eine Frage, welche zu lösen und in ihr rechtes Licht zu stellen erst einer spätern Zeit gelingen wird. Jetzt können nur einzelne bezeichnende Züge angedeutet werden, die dem künftigen Characteristiker Metternich's das schwierige Werk erleichtern.

Es ist schon anderwärts dargethan worden, daß das unter Metternich durchgeführte neue österreichische System der Erhaltung und des Stillstands keine Erfindung des Staatskanzlers, sondern eine Geburt des staatsmännischen Geistes Kaiser Franz I. sei, der den Saamen derselben aus den Erinnerungen seines Hauses und aus dem Boden der modernen Geschichte gezogen habe. Indem hiernach Metternich nur einen schon vorhandenen Gedanken realisirte, fällt das Verdienst der ihm zugeschriebenen Erzeugung desselben von selbst hinweg und hiermit ein nicht unbedeutender Anlehnungspunkt, auf welchen sich bisher der eigenthümliche große Ruf dieses Staatsmanns stützte. Allein wer zur Durchführung eines bestimmten politischen Systems mit solchem großen Vertrauen berufen wird, wie Metternich im Jahre 1809 von Kaiser Franz, der ist zu Hinzuthaten und Abweichungen, nach eignem Zuschnitt, ermächtigt und es frägt sich alsdann nur, in welchem Geiste dies geschieht und von welchen Stand-

und Gesichtspunkten aus überhaupt dabei verfahren wird. Ein characteristisches Licht ward auf letztere, gleich nach seinem Antritte des auswärtigen Amtes, durch Metternich's entschiedene Hinneigung zur anti-Josephinischen Behandlung der österreichischen Kirchenangelegenheiten und durch das in jeder andern Hinsicht stark hervortretende Bestreben geworfen, alle Dinge und Einrichtungen in einem dem Drange der Zeit entgegengesetzten Geiste zu ordnen. In solcher Weise sollte die Basis des Historischen festgehalten und damit jeglicher im Widerspruche zur letztern stehenden Neuerung der Weg versperrt werden.

Nimmt man nun an, daß sich in diesem Verfahren das staatsmännische Talent Metternich's zu erproben suchte, so ergibt sich, daß der Fürst allein auf dieser Bahn das Zukunftsheil des österreichischen Kaiserstaates zu sichern der Ueberzeugung war. Weil aber kein Staatsmann der Welt dem begründeten Geiste einer bestimmten Zeitepoche und der in ihr zum Totalausdruck kommenden geschichtlichen Entwickelungen irgend eine Gewalt anzuthun im Stande ist, und, wenn er dies versucht, durchaus unstaatsmännisch handelt; so ist, da dem Fürsten Metternich die Befähigung zum Staatsmann niemals abgesprochen wurde, ganz klar, daß Metternich am Geiste unsrer Zeit die Merkmale eines determinirten Hinstrebens zu den Grundlagen der Staats- und Lebensformen vergangner, dunkler Epochen erkennen mußte. Irgend einem wahren Zeit- und Culturbedürfniß entgegenzuwirken,

kann dem echten Staatsmann nie einfallen; denn seine Aufgabe besteht ja eben darin, die Ideen der Zeit, in welcher er wirksam ist, einer vernünftigen und sichern Fortbildung des Staatslebens dienstbar zu machen, also ihnen eine aller phantastischen Beimischung entkleidete einfache, praktische Geltung zu vermitteln.

Den Kern der, aus den echten Geistes- und Lebensstoffen einer Zeit hervorgegangenen Ideen unterdrücken oder zerstören zu wollen, wär' eine rohe Versündigung an den Gesetzen der Natur und an den vernünftigen Entwickelungen der Geschichte; es wäre dies die Bestrebung eines Wahnsinnigen, nicht eines Staatsmanns. Den Schaum blos, den auch der beste Kern in einer allzuheftigen Erregung seiner Existenz treiben kann, abzuklären und abzuschwemmen, ist Befugniß und Pflicht der echten Politik, der wahren Wissenschaft des Staats. Aber nicht blos in die Gegenwart, es hat der Staatsmann seinen Blick eben so ernst und durchdringend in die Zukunft zu richten, und seine Maßregeln vom Standpunkte des entschieden vorwaltenden Geschichtsgeistes aus, müssen in gleich weisem Sinne für Gegenwart und Zukunft berechnet sein.

Vom Beginn seiner großen staatsmännischen Wirksamkeit an waren Metternich's Einflüsse auf die Fortbildung der innern Elemente des österreichischen Staatslebens ganz vom Geiste einer längst abgeschlossenen Culturepoche und der sogenannten katholischen Politik

beherrscht. Der letzte Begriff erhielt für Oesterreich eine durchaus eigenthümliche Bedeutung, insofern nemlich darin das orthodoxkatholische Kirchenprinzip mit seiner angemaßten Berechtigung, alles geistige Leben zu beherrschen, sich mit der Haller'schen Lehre vom Staate in eins bildete, wornach also die Grundsätze des stricten Katholizismus und die alte Staatsrechtstheorie, die den Staat gleichsam zum Privat-Eigenthum seines Fürsten macht, sich auf's Innigste durchdrangen. Hiernach handelte es sich vor allen Dingen um eine entschiedne Abweisung des reformatorischen Prinzips als des Grundsatzes der freien geistigen Bewegung und Entwickelung, der rechtlichen Gleichstellung und der politischen Mündigkeit; und um eine gründliche Bekämpfung aller Nachwirkungen derjenigen Neuerungen, welche im Geiste jenes Prinzips von Joseph II. unternommen worden. Je größere Kraft aber dem reformatorischen Prinzip allezeit inne lag und je kräftiger bereits im empfänglichen Boden der Oesterreicher der Saame Joseph's aufgegangen, um desto schärfer mußte auch sein Gegensatz hervorgekehrt und nach allen Richtungen zur Anerkennung und Geltung gebracht werden.

Gerade während der deutschen Freiheits-Kämpfe hatte sich die wiener Camarilla unter sich am kräftigsten verfestigt. Die Sterne, die damals am deutschen Himmel standen, verkündigten die baldige Erlösung vom fremden Tyrannenjoch und die Wiederkehr der Allgewalt zu den Thronen der heimischen Souveraine. Diese Zeit

hielt die Camarilla für eine der günstigsten zur allseitigen Ausstreuung ihrer Saaten.

Mit der Thatsache der Befreiung Deutschlands mußte auch der überragende politische Einfluß Oesterreichs auf Deutschland wiederkehren. Schon sah man verschiedenerseits im Geiste das heilige römische Reich wieder hergestellt und das Haus Habsburg neuerdings im Purpur unsrer Cäsare. Wie aber der ganze letzte Krieg, nach der Meinung der Camarilla, wider das Prinzip der französischen Revolution gefochten worden, also konnte bei ihr darüber kein weitrer Zweifel sein, welche Grundsätze nach Beendigung des Kriegs mußten herrschend werden. Der Hauptvertreter dieser, keiner nähern Umschreibung mehr bedürfenden, weil allgemein bekannten Grundsätze der Camarilla war damals und blieb in der ganzen Folge Fürst Metternich. Der Total-Charakter in den Bewegungen des damaligen Lebens mußte dem staatsmännischen Blicke Metternichs als unhaltbar, phantastisch und lügenhaft erscheinen und er auch deßhalb den darin sich spiegelenden Ideen und Anstrebungen der Zeit eine Rechnung zu tragen sich nicht berufen halten. Einzig von solcher Ueberzeugung aus konnte von ihm mit s t a a t s m ä n n i s c h e m Gewissen das unter seinen Händen bald starr und hörnern gewordene System seines Kaisers in Ausübung gebracht werden.

Allein im ungetrübten öffentlichen Bewußtsein waren jene Ideen ganz direkt aus dem Bildungsstande und dem

rechtlichen Bedürfniß der Nation hervorgequollen. Natürlich ist diese Thatsache kein Beweis für das staatsmännische Talent Metternich's. Was die Bethätigung desselben im Laufe der großen politischen Begebenheiten betrifft, so hatte sich Metternich erst im Sommer 1813 durch seine Zusammenkunft mit Napoleon in Dresden bemerkbar gemacht. Hier schlug er diesem die Auflösung des Rheinbundes vor. Damit glaubte Oesterreich für Deutschland das Möglichste gethan zu haben, während Preußen bereits mit andern deutschen Stämmen den Willen um Unabhängigkeit vom schmählichen Fremdenjoch mit seinem Herzblut besiegelte. Jene Unterredung des Staatskanzlers mit Napoleon ist sehr zu Metternich's Gunsten ausgelegt und beschrieen worden. Nach den Mittheilungen, die auf amtlichem und unamtlichem Wege über sie gemacht wurden, war sie eine wahre Quintessenz politischen Scharfsinns und diplomatischer Ueberredungsgabe.

Der Charakter jener Unterredung soll auf Seiten Metternich's ganz didaktisch, und Napoleon dabei die Rolle eines Schuljungen beschieden gewesen sein. Jedenfalls trug die eigenthümliche Ausbeutung dieser Thatsache von Seiten der österreichischen Cabinetspublizistik nicht wenig zur Verfestigung des staatsmännischen Ansehens Metternich's und seines Ruhmes bei, und sie legte einen bedeutenden Grund zu dem Aplomb, welchen nunmehr

der Staatskanzler in den weitern Bewegungen der europäischen Politik behauptete.

Dem politischen Talente Metternich's half übrigens dessen persönliche Stellung zu seinem Monarchen in jeglichem Bezuge drastisch nach. Keinem Staatsmann ist vielleicht von einem Souverain ein so unbegrenztes Vertrauen je bezeigt worden, als welches von Anfang an Kaiser Franz dem Fürsten Metternich bewies. Bei der hohen Verehrung der Persönlichkeit des Kaisers von Seiten der übrigen europäischen Monarchen leistete jener Umstand dem staatsmännischen Wirken und der ganzen Haltung Metternich's den außergewöhnlichsten Vorschub. Des Fürsten glänzender Geist, die Gewandheit und hohe Grazie seiner gesellschaftlichen Formen ergänzte die Eindrücke, die schon seine äussere Stellung hervorrief, zur größten Bedeutendheit. So konnt' es denn nicht fehlen, daß, nachdem endlich der Löwe aus Corsika gebändigt worden, Fürst Metternich der Mittelpunkt der großen Berathungen ward, welche die in Wien versammelten Gewalthaber über die Neugestaltung des europäischen Staatensystems pflogen. Der wiener Congreß bildet das größte und wichtigste Moment in der politischen Geschichte Metternich's. Wohl und Wehe, Ehre und Schmach von Millionen ruhten hier in des Fürsten Hand. An ihn knüpften sich alle Fäden des wunderbaren tiefverschlungenen Gewebes der am wiener Congreße thätigen großen und kleinen Diplomatie. Die

schwierigsten Aufgaben lös'te hier Metternich mit der feinsten diplomatischen Kunst. Wir setzen dies Prädikat in einer vom Begriff des Staatsmännischen durchaus abweichenden Bedeutung. Denn als Diplomat hat Metternich die Aufgaben, die ihm am wiener Congreße zufielen, in der höchsten Vollendung gelös't; nicht als Staatsmann. Als Diplomat, sich auf die Verhältnisse, die Lagen und Bezüge des Moments beschränkend, alle Anforderungen ausgleichend, nach Möglichkeit den Zwiespalt der Interessen schlichtend, konnt' er dem Geiste der Zeit, zumal der deutschen, einen Riegel vorschieben, der ihn für zwanzig, für dreissig, vielleicht für vierzig Jahre fesselte; nicht aber konnt' er dies als Staatsmann. Der Staatsmann sieht über die enge Beschränkung der Gegenwart hinaus, er mißt die Wirkungen, die das Morgen vom Heute empfängt, mit sicherm Blick, auf Jahrzehende weit weiß er die Zukunft aus der Lage und den Agentieen der Gegenwart zu abstrahiren. Der echte Staatsmann untersucht mit größter Sorgfalt die Ideen, die in der Zeit wirksam sind und mit scharfem Verstande berechnet er die materielle Kraft ihrer Schwingungen in der Zukunft. Die Ergebnisse solcher Berechnung inspiriren seine Maaßregeln; ein anderes Agens kennt er nicht.

Seit die rohe physische Gewalt von der Macht des Geistes, der Sitte und des Rechtsprinzips bewältigt ist, seit also die Epochen der Geschichte nicht mehr nach deren

äußerem Charakter, sondern nach ihrem innern Gehalt, nach der Höhe des in ihr waltenden Geistes datiren, bilden auch alleinzig die herrschenden Ideen und Ueberzeugungen die eigentliche staatliche Großmacht. Nach dem Einfluß dieser Ideen schließen die Cabinette ihre Verträge, bilden sich Associationen nach größerem und geringerem Maßstaab, entsteht der Hebel, der die Staaten und Völker trägt.

Auf dem wiener Congresse durfte Metternich [: und wenn er auch zunächst nur für die Interessen und das Zukunftswohl des österreichischen Kaiserstaates wirken wollte :] als Staatsmann die ehemals deutschen Provinzen Elsaß, Suntgau und Lothringen nicht im Staatsverbande Frankreichs lassen, durft' er nicht das Vornehmste dazu beitragen, dem deutschen Staatenbunde, statt eines Lebens nationaler Einheit und fester Normen, die Unkraft einer politischen Amphibiennatur und die Siechheit zwiespältiger Einrichtungen einzuflößen, dergestalt aber die deutsche Zukunft auf das vielbewegte Meer wilder Stürme hinauszustoßen. Solche Mißgriffe haben Fürsten und Völker gleich sehr zu büßen, doch am meisten noch die ersten, wenn in den Tagen großer Bewegungen ihre Spannkraft sich nicht am Rade der Ideen zu halten vermag.

Der echte Staatsmann ist unbestechbar, sein Handeln geht aus der Vernunft der Ideen und der Dinge hervor; indeß der Diplomat nicht unzugänglich bleibt der besiegenden Ueberredungsgabe weltlichen Glanzes.

In letztrer Hinsicht werden aus der Periode des wiener Congresses heftige Einwürfe wider Herrn von Metternich erhoben und wenn es wahr ist, was seine Freunde behaupten, daß der Fürst stets keinen andern Panegyriker als die ganze geschichtliche Wahrheit verlangt hat, so möge seinem einstigen auf dem Standpunkt unverfälschter Geschichte stehenden Charakterschilderer gelingen, auch in Wahrhaftigkeit die nakte Wahrheit vorzuführen. Der Thatsache mag hier beiläufig Erwähnung geschehen, daß der Fürst, der von Haus aus ziemlich unbemittelt war, vom wiener Congreß ab einer der reichsten Besitzer der Monarchie wurde. —

„Fürst Metternich hat das Kaiserthum Oesterreich nach dessen innerer und äußerer Stellung, nach dessen innern und äußern Möglichkeiten ganz und durch und durch verstanden, und Europa und Oesterreich gezeigt und gelehrt, was das österreichische Kaiserreich ist und was es nicht ist, was es leisten könne im Frieden und im Krieg, wenn die Noth oder die Ehre drängt, und was es zu wirken nicht vermöge, wenn die Gelegenheit auch noch so lockend, die Verhältnisse auch noch so günstigen Erfolg versprechen.“

Aus dieser Äußerung eines Publizisten, der in neuester Zeit durch eine bedeutende Schrift großes Aufsehen in Deutschland machte, ist der Versuch ersichtlich, mit wenigen Worten den ganzen politischen Charakter Metternichs zu umschreiben. In keiner Weise aber sind die

unterscheidenden Linien des Charakters ausgeführt und so enthält auch das Urtheil nur das äußere Gerippe einer politischen Individualität, deren verhängnißvolle Tiefe sich erst einer spätern Epoche enthüllen wird.

Von 1815 bis zur Julius-Revolution war der Fürst die Seele der verschiedenen, zur Aufrechthaltung der europäischen Ruhe und zur Verfestigung der innern Garantieen des deutschen Staatenbundes abgehaltenen Congresse.

So empfingen die karlsbader Beschlüße den mächtigsten Ansporn von Metternich und offenbarten sich die Beschlußfassungen der Bundesversammlung im vorherrschenden Sinne des österreichischen Systems, das, wenn auch in erster Periode durch Preußens rivale Politik etwas gehemmt, doch den Stempel seines Hochdrucks auf alle politischen Akte des föderativen Körpers prägte.

Seit dem aachener Congreß strebte die österreichische Politik in allen ihren offnen und geheimen Maßnahmen nach gründlicher Bethätigung ihres Systems wie im öffentlichen Leben sämmtlicher demselben nur einigermaßen zugänglichen Staaten Europa's, als namentlich im Staatsleben des gesammten Deutschlands. Kein Mittel, das zu diesem Zwecke führen konnte, ward unversucht gelassen, und wie einerseits die Congregation sich der geistigen Zügel gänzlich zu bemächtigen und den kirchlichen Bekehrungseifer im Großen zu realisiren suchte, also regte sich andrerseits die politische Proselytenmacherei mit nicht

minder gehässiger Energie, Alles in den steilen Rachen ihres giftigen Fanatismus zu verschlingen drohend. Die Camarilla entfaltete eine Thätigkeit wie nie zuvor, die, wenn schon vom oberflächlichen Blicke unbeachtet, bald ihre Wirkungen nur desto tiefer in's Herz der Nation verströmte, so daß der Sieg der neuen Ideen, wie mächtig sie auch sich gegen jenen Drachen rüsteten, bei der Begünstigung, die dem letztern aus den höchsten Regionen widerfuhr, fortdauernd zweifelhaft blieb.

Wie sich zur Verfügung der Congregation bald die bedeutendsten wissenschaftlichen Talente stellten, so standen im Solde Metternich's auch sehr respectable publizistische Kräfte, welche auf allen Punkten Europa's für den Sieg des Stabilitätprinzips und der Contrerevolution zu wirken hatten. Die modernen Ideen in Spanien und Italien empfanden, nach Deutschland, zunächst den Widerhall des neuen Grundtons, womit man von Wien aus die Harmonie des neuzeitlichen Lebens fundiren wollte. Die Juliustage überraschten diese Tendenzen auf dem Culme ihrer Thätigkeit. Die Reaction der Rechtsidee und des zur Freiheit berechtigten Geistes entwickelte jetzt die ganze Gewalt ihrer Innerlichkeit, mit der sie so lange widernatürlich an sich halten mußte. Jetzt gebot der Geist der Zeit dem Treiben der Congregation kluge Zurückhaltung und der österreichischen Politik wohlverstandene Mäßigung.

Auch hier muß dem Fürsten Metternich wieder nachgerühmt werden, das er die politischen Gefahren jener Tage für den Antheil Oesterreichs mit dem größten diplomatischen Geschick parirte und in den schwierigsten Lagen sich an der Höhe des neuen habsburgischen Systems aufrecht erhielt.

In kurzer Frist verzitterten die stärksten Bewegungen des Juliusgeistes in Deutschland und die Gewalt der Cabinette war wieder in statu quo. Es erfolgten die Junibeschlüße von 1832. Fürst Metternich war ihr eigentlicher Schöpfer. Sie sollten ein Palliativ gegen die freien unabhängigen Regungen des constitutionellen Geistes in der deutschen Presse und den deutschen Kammern sein und alle sonstigen Möglichkeiten eines selbstständigen politischen Volkslebens paralysiren.

Jene Innibeschlüße lagerten mit Chimborassoschwere auf das eben erst erblühte freiere politische Leben der Deutschen; sie bezweckten, allen Ideen, welche die deutsche Gegenwart durchbebten, den Athem zu verhalten. Seit jenen Beschlüßen bietet weder im Staatsleben des deutschen Bundes noch in dem der österreichischen Monarchie ein Moment sich dar, wodurch in Metternich's politischem Wirken eine neue Seite hervorgetreten wäre.

Ueberall ist derselbe Gedanke verfolgt, überall ward sich aller verfügbaren Mittel zur Verfolgung des Einen, bleibenden Zwecks bedient. So kam es, daß, als am 8. Oktober 1834 in Wien der 25. Jahrestag gefeiert

wurde, seit Fürst Metternich die Leitung der auswärtigen Geschäfte übernahm, der österreichische Beobachter schreiben durfte: „Oesterreich stand in seiner schweren Prüfungsstunde, zu Anfang des Jahres 1810, auf derselben Linie, wo es als Siegerin nach dem Einzuge in Paris stand und wo es heute noch steht. Seine Ausdehnung, seine Macht, sein Einfluß haben gewechselt, nicht sein System. — — Es stand, allein und mit andern, jederzeit als offener Feind der Revolution da, und erkannte und verwarf jede ihrer typhonischen Verwandlungen. — — Seine Fahne hat zur Aufschrift das Recht; es lehnt sich Jeder gern daran. — — Es hat sie unverwandt aufrecht gehalten. — — Dies Bestehen im Wandel von 25 Jahren, fürwahr eine merkwürdige Erscheinung! Die Geschichte wird sie würdigen und der Ruhm, der sich an den Namen Metternich hängt, wird den Charakter seines Systems haben: die Dauer.“ — Die innere Persönlichkeit des Staatskanzlers wird jetzt von unserm Standpunkt und Wissen aus noch einige Beleuchtung erfahren dürfen. Es ist schon bemerkt worden, in welchem trauten Verhältniß Metternich zum verstorbeyen Kaiser stand. Naturell und Talente derer, die ihm näher kamen, mit gesundem Blick durchforschend, nahm Franz I. in Metternich bald alle Fähigkeiten wahr, deren der Mann bedurfte, welcher von ihm berufen werden sollte, um das verjüngte habsburgische System, welches sich unter Kaiser Franz als neues österreichisches System habilitirte, nach

seinen innersten Gedanken und Bestimmungen allseitig durchzuführen. Schon binnen Kurzem bewies Metternich, daß er nicht blos dieser Aufgabe vollkommen gewachsen sei, sondern sogar die in ihn gesetzten Erwartungen noch überflügle, ein Argument, das ganz geeignet war, des Kaisers präoccupirte Meinung für seinen neuen Minister fest und fester zu begründen und sie allmählig zum innigsten persönlichen Vertrauen zu erhöhen. Dieß Vertrauen culminirte im Verlaufe der Jahre so sehr, daß nach und nach sich fast alle öffentliche Gewalt des österreichischen Staats in Metternich vereinigte und selbst Mitglieder der kaiserlichen Familie, die irgendwie dem Wirken des Staatskanzlers contrarirten, von jeglicher Theilnahme an den obersten Staatsgeschäften ausgeschlossen wurden, in welches Schicksal sogar der Erzherzog Franz Karl, nunmehriger präsumtiver Thronfolger, sich theilen mußte. Bis zum Absterben des Kaisers Franz hatte Metternich als Inhaber der geheimen Fonds ein unbedingtes Creditiv auf die Staatskasse, aus welchem Faktum sich das Floriren des metternich'schen Systems auf dem weiten Felde der Publizistik folgern und sich weiterhin begreifen läßt, wie trefflich es dem Fürsten auf solche Art gelingen mußte, durch eine Unzahl dienstfertiger Agenten alle Lebenslaute der europäischen Diplomatie und der politischen Partheien in seinen Gehörkreis zu bringen. In wie ferne die Beschuldigung Vieler, die nicht eben zu Metternich's Freunden gehören, begründet ist, wornach

der Staatskanzler aus jener beispiellosen Begünstigung mancherlei Vortheile für seine persönlichen Interessen gezogen, soll hier in Untersuchung nicht genommen werden; allein wenn Fürst Metternich von jener allgemeinen menschlichen Schwäche nicht losgesprochen werden kann, die derlei sich so aufdringlich darbietende Conjuncturen nicht unbenützt verstreichen läßt, so möchte jene Annahme nicht aller Wahrscheinlichkeit entbehren.*) So viel ist gewiß, daß die unbeschränkte Beglaubigung des Fürsten bei der Staatskasse zur Verbesserung der finanziellen Verhältnisse Oesterreichs um so weniger contribuiren konnte, je mehr es fest steht daß eine solche verführerische Befugniß zur Benützung ungeheurer Kräfte nur zu leicht mißbraucht oder excessorisch betrieben werden kann. Uebrigens mag bei dieser Gelegenheit als bemerkenswerth angeführt werden, daß Metternich mit Genz den Grundsatz aufstellte: „Das Geld sei gar nichts!“ — Wie der Staatskanzler unter dem Kaiser Franz über die Verwendung der zu geheimem Gebrauch bezogenen Gelder eine Rechnung abzulegen niemals veranlaßt ward, so wieß er auch aus der Staatskasse Pensionen an, ohne die Resolution des Kaisers einzuholen. So bezieht der bekannte Legationsrath von Pfeilschiffter aus der Staatskasse 3000 Gulden. Aus den dem Staatskanzler

*) „Gelegenheit macht Diebe!“ sagt ein ehrliches altdeutsches Sprüchwort.

nunmehr [: seit dem Regierungsantritt des gegenwärtigen Kaisers:] in einer bestimmten, nicht überschreitbaren Summe ausgeworfenen geheimen Fonds erhält der bekannte Herausgeber einer geistlosen Panegyrik Metternich's, Dr. W. Binder in Ludwigsburg, 3000 Gulden, Groß-Hoffinger gleichfalls eine beträchtliche Summe, andrer Beispiele nicht namentlich zu gedenken. Zum Beweise, wie Metternich, der für alle außer dem Connexe zum Staatsleben stehende Literatur nicht das Geringste thut, es mitunter anfing, solche Personen in seine Nähe zu bringen, zu denen er sich für seine Zwecke der besten Dienste versah, erzählt man sich auch folgende Anecdote. Als Metternich den Professor Jarcke herbeiziehen wollte, machte Collowrath dagegen einen starken Vortrag, fragend, ob denn in der ganzen österreichischen Monarchie Niemand sei, der in die Allgemeine Zeitung schreiben könne? Während der Abwesenheit Collowrath's sagte Metternich: „Hier ist etwas, Ew. Majestät, wo ich baldmöglichst einen Artikel haben muß; erlauben Sie, daß ich den Jarcke gleich kommen lasse.“ Und Jarcke kam; die kaiserliche Resolution folgte nach. Aus leicht faßlichen Gründen liebt Metternich in seiner nächsten Umgebung die Landeskinder nicht; „er will,“ sagte mir ein melancholischer Wiener „Menschen haben, die sich der T..... verschrieben hat und deßhalb nicht zu schwer bepackt sind mit Grundsätzen und Ehre, was sie ja doch nur am Fortkommen hinderte.“ —

Darauf ist schon früher hingewiesen worden, wie Metternich gleich nach Besitz-Ergreifung seines hohen Postens der Mittelpunkt der Camarilla wurde, ein Umstand, der bei der Zusammensetzung dieser Faktion aus den allerhöchsten Personen nicht wenig dazu beitrug, des Fürsten nachmalige Stellung zur erörterten Quasi-Unumschränktheit zu erheben. Er hielt die Fäden des feinen Getriebes und spann sie als Lenker der auswärtigen Geschäfte in tausend dienstbaren, von den geheimen Fonds in die heftigste Vibration versetzten Spindeln nach allen Weltgegenden aus.

Durch den Tod des Kaisers Franz erhielt die bisherige Omnipotenz Metternich's einen harten Stoß. In der letzten Zeit war die Mißstimmung gegen den Staatskanzler unter denjenigen hochgestellten Personen, welche im Interesse der Monarchie wider verschiedene Seiten des metternich'schen Verfahrens eine oppositionelle Stellung einzunehmen sich verpflichtet fühlten, in stetem Wachsthum begriffen. Die Eingriffe, welche Metternich auf den Gang der innern Verwaltung unablässig sich erlaubte, hemmten das Räderwerk der letztern nicht selten in seinem besten Schwung; Stockungen auf Stockungen hielten nicht nur die organische Entwickelung der innern Staatselemente zurück, sondern bedrohten manche derselben mit expressiver Lähmung. Sein willkührliches Schalten über die Staatsgelder im „nothwendigen Dienste der äußern Politik" machte alle Bemühungen der an der Spitze des Finanz-

wesens stehenden Staatsmänner um eine durchgreifende Reform desselben zu Schanden; vergebens kämpfte in dieser Hinsicht früher der Graf Saurau mit Energie wider Metternich's allbesiegenden Einfluß; erst Saurau's Nachfolger, dem edeln Grafen Collowrath (welchem allein der Schatten des öffentlichen Credits, der Oesterreich noch geblieben, zu verdanken ist) gelang es einigermaßen, den Staatskanzler auf sein eigentliches Gebiet zurückzuweisen.

Zufolge der aus den angedeuteten Veranlassungen sich gebildeten Opposition gegen Metternich, an deren Spitze man neben Collowrath verschiedene jüngere Mitglieder des kaiserlichen Hauses bemerkte, war in Oesterreich längere Zeit die Meinung vorherrschend, mit Franz I. Tode würde auch Metternich's Herrlichkeit zu Ende gehen. Da fand sich, als dieser Tod erfolgte, ein Testament an den König von Ungarn, den Thronfolger, vor, worin Metternich's hohes Verdienst um den Kaiserstaat gepriesen und dem Thronerben auf die Seele gebunden wurde, in den Staatsstellen nichts zu ändern, in allem und jedem Ding auf den Staatskanzler sich zu stützen und diesem wie seinem besten Freunde zu vertrauen. Das war ein starker Schreckschuß, den Metternich noch bei des Kaisers Lebzeiten in die kaiserlich-väterliche Flinte lud, um seine höchsten und hohen Gegner im nöthigen Maße einzuschüchtern. Nicht destoweniger mußte Metternich sich gefallen lassen, sein unbedingtes Creditiv bei

der Staatskasse auf eine bestimmte Summe reducirt und manche andere seiner bisherigen Einflüsse nunmehr versperrt zu sehen.

Uebrigens ließ er nach diesem für ihn so wichtigen Ereignisse nichts unversucht, seine Zukunft nach Möglichkeit zu arrondiren. Vor allen Dingen ließ er sich angelegen sein, den hochherzigen um seiner liberalen Grundsätze willen seither von allen Staatsgeschäften ausgeschlossenen Erzherzog Johann sich zu versöhnen, dessen er sich dann, nach erfolgter Aussöhnung, als Instruments bediente, um eine Annäherung mit Erzherzog Franz Karl zu bewirken, die aber blos auf einer Visite Metternich's bei Karl beruhte, bei dem er seit vier Jahren nicht gewesen war. Dabei blieb's und die beiden Erzherzoge konnten nach Belieben ihre Betrachtungen über den moralischen Charakter Metternich's fortsetzen.

Seit dem Regierungsantritte des Kaisers Ferdinand stellt sich die ganze Regierung Oesterreich's in dem Triumvirate des Erzherzogs Ludwig, des Fürsten Metternich und Grafen Collowrath dar, die nach dem Tode des Kaisers ein feierliches Compromiß eingegangen sind, daß Keiner ohne des Andern Vorwissen etwas thun und unternehmen solle.

Schon zufolge dieser Thatsache sind Metternich's Einflüsse heutigen Tages sehr durchkreuzt und seine Bedeutung für das Gesammt-Interesse der Monarchie tritt allmählig zurück vor dem Namen des Grafen Collowrath,

in dem ein seltener Verein von Tugenden zur Offenbarung kömmt. Wie Metternich nie sich ungern der falschen Künste dieser Welt bediente, so ist hingegen Collowrath die Offenheit und Wahrheit selbst und führt alle seine Entwürfe in diesem würdigen Geiste aus. Hinter Metternich freilich zurückstehend an persönlicher Gewandheit und in jener feinen Kunst, die Mittel immer durch die Zwecke zu bedingen, Menschen und Sachen im Dienste des Systems und persönlicher Eitelkeit ohne Rücksicht zu verbrauchen, übertrifft er ihn an echtem staatsmännischem Geist und geläutertem politischem Bewußtsein, welches letztere bei Metternich immerdar durch prädisponirte Gedanken verdunkelt war.

Der echte Staatsmann, in welchem Verhältnisse er stehen, innerhalb welches politischen Prinzips er wirken möge, muß der nachkommenden Generation das Werk der bürgerlichen Wohlfahrt, der staatsgesellschaftlichen Ausbildung und Vervollkommung erleichtern, nicht erschweren; sonst stößt er den Dolch in's Eingeweide des eigenen Staats, auf welchen zunächst sein Wirken berechnet war. Die Zukunft wird vielleicht diese Wahrheit nur zu früh an den Deutschen und Oesterreichern bestätigen und dann auch wird der Schlüssel zum vollkommenen Verständniß des Wirkens und der Persönlichkeit des Fürsten von Metternich gefunden sein.

Mischungen.

Unter dieser Rubrik wird sich der Verfasser verschiedener kleiner Umrisse einzelner charakteristischer Züge entledigen, welche dazu beitragen sollen, die betreffenden Personen und Dinge in ihr rechtes bezeichnendes Licht zu stellen. Der literarische Geschichtszeichner findet bisweilen unter seinem Material einzelne Bestandtheile vor, die er bei Ausführung seines Hauptgemäldes nicht passend verwenden kann; dann geschieht es wohl, daß er diese kleinen weniger gehaltvollen Stoffe in ein Nebenbildchen oder in einen Schnörkel vereinigt, wodurch der Eindruck des Ganzen nicht nur nicht gestört, sondern wohl gar ergänzt und gehoben wird. So werden die nachstehenden Notizen, für deren Authenticität der Verfasser bürgen kann, das Wesentliche seiner Schrift in vielleicht nicht ganz reizloser Weise vervollständigen.

Freimüthigkeit. Justizsache.

Metternich ist im Ganzen nicht so sehr Aristocrat wie mancher Andere, sondern er stellt sich wie Napoleon: „wen ich wähle, der ist es noth!“ —

Vor etwa zehn Jahren wußte mit Beihülfe des Beichtvaters des vorigen Kaisers (Brint) der bekannte, gegenwärtig als Kommandant in Prag situirte Fürst Windischgrätz den Fürsten-Staatskanzler sich sehr geneigt zu machen. Windischgrätz, dessen Voreltern in direkter Linie mit Wallenstein verwandt waren und bei dessen Sturze auch in sein Schicksal verflochten wurden, tritt mit einer Forderung von nahe an 2 Millionen auf, welchen Werth die gleichzeitig mit Wallensteins Besitzthümern confiscirten Güter seiner Ahnen haben sollen. Die letztern hatten zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts einen Prozeß mit dem Fiscus, worin sie ihre Güter aus den Rechtsgründen ihrer Unschuld reclamirten. Der Prozeß endigte periodisch mit einem von beiden Seiten

unterschriebenen Compromiß, worin die Kläger abgefertigt wurden und erklärten: daß sie nie mehr etwas zu fordern haben. Metternich und der Beichtvater redeten dem Kaiser ein, er könne dieß Compromiß durch Machtvollkommenheit umstoßen. Franz gab die Sache an die oberste Justiz zum Bericht. Da wurde denn eine Commission zusammengesetzt, den ganzen Bestand der Sache zu instruiren. Aber Keiner aus der Commission hatte den Muth zu sagen, daß der Kaiser das nicht thun könne. Wär's geschehen, so hätte der Kaiser als rechtschaffener Mann auch anders gehandelt. Diese Sache ist noch nicht entschieden. Die Commission ging zu Erzherzog Ludwig und erklärte, daß Windischgrätz kein Recht habe. Darauf bemerkte Ludwig: Ich muß es doch dem Metternich sagen, sonst arbeitet er mir entgegen. Metternich's Benehmen in dieser Angelegenheit scheint in naher Verwandschaft zu jenen Verwendungen zu stehen, in Gemäßheit deren gewisse alte Ansprüche der Engländer gelöscht wurden. An allen Speculationen Rothschild's hat Metternich seinen Theil.

(Conferire Genz's Briefe an Rahel.)

Die neue Volkshymne.

Vierzehn neue Volkshymnen waren eingelaufen, darunter zwei sehr gute; die eine von Seidl, die andere von Castelli. Anstatt einer von diesen die Ehre der Annahme zu schenken, engagirten Jarcke und Pilat den Herrn von Holtei zur Verfertigung der Hymne. Holtei machte sie; doch hatte sich ihr der Charakter der Bestellung so sehr angekränkelt, daß sie ganz mißrieth. Zu spät wurde darüber Lärm geschlagen. Was geschah am Tage ihrer öffentlichen Recitation? Um 7 Uhr in der Frühe wurde angeschlagen: Theater mit Volkshymne. Um 12 Uhr ließen Collowrath und Colloredo den Zettel herabreißen, um 4 Uhr Nachmittags ließ ihn Metternich wieder ankleben. Am Tag vorher, spät in der Nacht, machte der Polizeiminister Seldnitzki noch Gegenvorstellungen an Metternich. Metternich aber sagte: es muß gesungen werden, weil ich es so will. Ihre Absingung machte einen schändlichen Effect; die ganze öffentliche Ansicht war dagegen. Schon nach drei Tagen wurde sie zum letztenmal gesungen. Jarcke und Pilat hatten sich an Holtei aus proselytischen Gründen gewendet; man wollte ihn

zum Katholiken machen. Den Erzherzogen sagte Metternich, Holtei sei ein Oesterreicher, während er bekanntlich ein geborner Preuße, aus Breslau, ist. Voll Aergers verlangte Metternich, daß nun gar keine Volkshymne mehr gesungen werde. Endlich gab Collowrath dem Herrn von Zedlitz den Auftrag. Dieser entledigte sich seiner Aufgabe mit großem Geschick. Der Schluß seines Gedichts: L'empereur est clement („clemens") — ist ein eben so ausgezeichneter Wortwitz als eine treffende Anspielung auf die Stellung des Fürsten Metternich unter Franz.

Die deutsche Academie.

Als die Naturforscher in Wien versammelt waren, entwickelte sich Metternich's eminentes persönliches Darstellungstalent wieder in der glänzendsten Weise. Diese Herren verließen Wien mit Bewunderung für des Staatskanzlers Humanität, Aufklärung und Wissenschaftsliebe. Da sagte er den DD. von Littrow, Baumgartner, Jaquin und Czermark in Wien: Er wolle einen wissenschaftlichen Cirkel um sich bilden, worin blos von Naturwissenschaft die Rede sein solle, also mit Ausschluß

aller Poesie, Belletristik, Philosophie und — Geschichte. Sie, jene vier, sollten einmal oder zweimal wöchentlich bei ihm zusammenkommen, um Vorlesungen zu halten; diese sollten dann gedruckt werden. Die Zuhörer würden von ihm besonders geladen werden. Diese kleinen Versammlungen sollten der Grundstein einer neuen deutschen Akademie in Wien werden. Solche Mystification ward in Wien lange Zeit besprochen und belacht. Metternich führt das Wort Akademie ohn' Unterlaß im Munde, denkt aber nie daran, es könne ohne ihn eine deutsche Akademie durch Collowrath wirklich zu Stande kommen.

Jarcke, Metternich's Sekretair, macht dem päpstlichen Nuntius Ausarbeitungen, worin er ihm über den Katholizismus der wiener Schriftsteller referirt. Jarcke ist bekanntlich convertit.

Der gegenwärtige k. k. österr. Gesandte am Hofe von Athen, Prokesch von Osten, verbindet mit seinen großen Befähigungen und Kenntnißen ein ausgezeichnetes Talent, sich „an den Mann zu bringen;" alle Mittel zum Emporkommen sind ihm recht. Er machte auf folgende Weise sein Glück bei Metternich und Genz. „Die beste Regierungsweise" sagt er in seinen Erinnerungen

einer Reise in's Morgenland — „ist die ägyptische Theilung des Eigenthums unter König und Priester; dem Volk gehört nichts.“

In der Abwesenheit der Elsler ging Prokesch jeden Tag mit Genz vor das Bild derselben, um dort zu frühstücken und eine Libation zu machen. Der geistreiche Genz war schwach genug, dem Herrn von Prokesch diese Hingebung hoch anzurechnen.

Dr. Wierer, ein trefflicher, namentlich um das Bad Ischl hochverdienter Mann, erhielt durch Collowrath, dessen Hausarzt er ist, den Leopoldsorden. Eines Sommerabends tritt Seldnitzky in den Salon Metternich's zu Hitzing, wo er, in Abwesenheit ihres Gatten, von der Fürstin mit den Worten angesprochen wird: „Warum hat denn Wierer den Leopoldsorden empfangen?“ Seldnitzky: „Wegen seiner Verdienste!“ Die Fürstin: „Ach, bei uns gibt's keine Orden für Verdienste; den möcht' ich kennen, der ihn verdientermaßen besäße. Soll ihn noch Dr. Jäger (Allöopath) bekommen, so ist der Klystirorden fertig.“ (Die Fürstin ist eine expressive Homöopathin und sagte den nicht homöopathischen Naturforschern mitunter sehr herbe Sottissen.) Darauf Seldnitzky: „Ja, Jäger verdiente wohl das Großkreuz, wenn er Jemandem den Staar stäche!“ —

Bei der Revue in Kalisch gingen einige österreichische Cavallerie-Manoeuvers sehr schlecht; da sagten die preußischen Prinzen dem Erzherzog Karl, es sei doch Schade, daß er sich der Armee nicht mehr annehme. Darauf richtete Karl ein Schreiben an den Kaiser, worin er ihm seine Dienste für die Armee anbot, indem er den Riß seines Lebens verharrschen wolle. Metternich wollte aber seinem Opponenten Karl keine Gewalt über die Armee einräumen und dessen Erbieten ward deßhalb entschieden abgelehnt. —

Aus den

Aufzeichnungen eines Dunkelmanns.

(Im Manuscripte aufgefunden).

Bern, 14. August 1834.

Es liegt eine tiefe Wahrheit in der Behauptung, daß der Mensch, um sich in seiner Haut acht Tage lang glücklich zu fühlen, entweder ein vollendeter Bösewicht oder ein exorbitanter Dummkopf sein müsse. Ich bin weder das Eine noch das Andere; ich gehöre vielmehr zu jenem anerkennungswerthen Justemilieu, das in der Mitte dieser Extreme liegt und woran sich nach Vermögen alle wahrhaft Tüchtigen betheiligen.

Schon glaubt', ich hier einen wolkenlosen vergnüglichen Herbst, zu meiner Seele und meines Leibes Heil, verleben zu können, als nun plötzlich von allen Seiten in diese täuschungsvolle Ruhe ein mächtiger Sturm hereinzuwühlen droht.

Aus der deutschen Heimath empfange ich Briefe, nach welchen zwar dort das Werk der Repristinationen ziemlich glücklich von statten geht, nicht desto minder aber sich hin und wieder, weniger von Innen als von Außen

her, bedenkliche Hemmpunkte aufthun, zufolge deren das glückselige Werk, welches in wenig Jahren beendigt werden konnte, nun schon mehrere Jahrzehnte in Anspruch nehmen wird. Auch die freiburger Jesuiten sollen, wie mir aus ihrer Mitte berichtet wird, neuerlich mit manchen Chicanen des dortigen aus ihrer geheimen Werkstätte sie aufstörenden politischen Radikalismus zu kämpfen haben, der, durch das von Bern gegebene Beispiel verführt, in seinen Anmaßungen immer toller, in seinen Reformen immer anmaßender wird.

Wenn mich nun dies Alles schon tief betrüben mußte, so bereitete dagegen ein gestern Abend von meinem Freunde, dem Gesandten v. . . . . in . . . ., empfangener Brief mir das tödlichste Schreckniß. Unter andern hochwichtigen Anvertrauungen enthält nemlich dieser Brief auch die, daß Bern gegenwärtig von Demagogen und staatischen Auswürflingen aller Farben und Nationalitäten wimmle und sich namentlich einige Häupter des hochverrätherischen deutschen Männerbundes hierselbst niedergelassen, um den wilden Gischt der hier conciliirten revolutionären Elemente zu einem Umwälzungsbrei unsers guten Deutschlands zu verkochen.

Bei solcher Lage der Umstände sieht es der Gesandte für eine offenbare Fügung des Himmels an, daß ich mich in diesem Augenblick in Bern befinde, denn kein Anderer vermöge so gut wie ich die Aufgabe geheimer Nachforschungen und Ausspürungen zu lösen, die hier unerläßlich

seien, um das eigentliche Nest der Hyder zu entdecken. Zwar seien bereits allerhand dynastische Commissäre nach Bern, zum Zwecke genauer Recognitionen und Ermittelungen entsendet worden, allein zwei Ohren mehr, zumal so gründlich legitime, wie die meinen, würden denn doch das ihrige auch beitragen, den in Bern etablirten diplomatischen Spürsinn zu schärfen.

Daneben macht mein Freund mir keineswegs ein Hehl, wie in dieser Noth die Augen allerhöchster Personen auf mir ruhten, als auf einem tüchtigen Exemplare biederfester Loyalität und deutschen Unterthanen-Sinnes.

Bei dieser Stelle des Gesandten-Schreibens brach ich, trotz alles sonstigen durch dasselbe in mir hervorgerufenen Herzeleides, in helle Freudenthränen aus, zu mir sagend: „Wer wollte nicht Habe und Leben gerne zum Opfer bringen, wenn Anregungen zum Dienste der guten, ewig gerechten Sache von der gnädigsten Huld eines gekrönten Hauptes allerhöchstselbst ausgehn." Ich gelobte im Stillen, Alles, was man von mir nur immer Menschenmögliches verlangen werde, mit dem Enthusiasmus der unverfälschtesten deutschen Unterwürfigkeit zu thun, ob ich gleich noch ein geborner deutsch-römischer Reichsfreiherr bin.

Mein Freund, der Gesandte, legte seinem Briefe ein Schreiben an einen dahier ephemer domizilirten gelehrten Deutschen bei, den ich früher aus Reschif's Munde mehremale als ein blindes Werkzeug der S c h n e l l e schelten

hörte. Wie erstaunte ich, nun an diesen Mann, als an den Hauptfuchs der hiesigen deutschen Spione direkt und vorzugsweise verwiesen zu werden, nachdem man mir eingeredet, daß er eine Art Nachtstuhl für die politischen Ausleerungen des Burgdorfismus sei. Bei dieser Gelegenheit ging mir verschiedenes über die Brauchbarkeit der deutschen Gelehrten und über die Flexibilität unsers Federvolkes durch den Kopf, was mir im Wirrsal des Momentes tröstlich war.

Da ich gestern Abend Freund Reschif nicht mehr aufsuchen konnte, so führte mich heute in aller Frühe mein erster Gang zu ihm hin, ihm den wesentlichen Inhalt des empfangnen Schreibens zu verkünden. Er stutzte über meine Addressirung an einen ihm bisher in innigstem Rapporte zur usurpatorischen Regierung erschienenen Mann. Der intricate und epinöse Fall erregte sein Nachdenken. Endlich schien ihm die Sache klar zu sein. „Wenn Ihr Landsmann mit allen in den hiesigen Regierungsregionen vorgehenden Dingen immerdar vertraut sein will: so ist freilich sein fraternelles und sich scheinbar aufopferndes Verhältniß zu den gegenwärtigen Steuermännern eine Nothwendigkeit und sonach sein Benehmen hinreichend motivirt. Jedenfalls soll es mich freuen, wenn die patrizische Fama sich in dem Manne täuschte. Gehen Sie ohne Zögerung zu ihm, fühlen Sie ihm auf den Zahn, ein weiteres wird Ihnen dann, zumal nach übergebenem Beglaubigungsschreiben Ihres diplo-

matischen Freundes, schon offenbar werden.“ Die Begleitung Reschif's wäre mir erwünscht gewesen, doch lehnte er die dießfallsige Anmuthung entschieden ab, weil er bei seiner Partheistellung mit keinem noch nicht die politische Quarantaine passirten Manne verkehren könne. Uebrigens werd' es ihn freuen, noch heute mit Gewißheit von mir erfahren zu können, daß das in Frage stehende Individuum hierselbst im Interesse wahrer Legitimität wirksam sei.

Ich rannte demnächst ohne vorherige Rückkehr in mein Quartier nach der auf der Brief-Addresse bezeichneten Wohnung meines gelehrten Schwaben, in der sichern Hoffnung, da es noch früh am Tage war, ihn zu Hause zu treffen. Ich fand seine Wohnung nach kurzem Suchen; leider aber war er schon in aller Frühe ausgegangen und zwar „seiner regelmässigen Gewohnheit nach“, wie mir eine Frauensperson, die wahrscheinlich die Hausfrau darstellen sollte, bedeutete. Des Vormittags kehre er in der Regel nie zurück, jedoch sei der Herr Doktor ganz sicher des Mittags im „Distelzwange“ zu treffen, wo er tagtäglich speiße. Des Nachmittags sei auch kein Verlaß auf den Herrn Doktor, denn er treibe sich den lieben langen Tag, Gott wiße es, wo? herum.

Nach dieser mich im ersten Momente nicht eben sehr erbauenden Eröffnung mußt' ich mich wohl oder übel entschließen, den heutigen Mittagstisch im besagten Gasthofe einzunehmen, ob er gleich im Kreise, in dem ich zu Bern seither lebte, des allerschlechtesten Rufes genoß,

weil sich dorten stets das gesammte liberale „Lumpenpack" zu versammeln pflege. Ich begab mich zeitig nach dem Distelzwange, um überhaupt noch ein Couvert und wo möglich neben meinem Landsmanne zu erhalten. Der Oberkellner, dem ich meinen Wunsch in dringlicher Weise aussprach, erwiederte mir sehr höflich, daß grade neben dem Herrn Doktor ein Platz noch ledig sei; es werde täglich ein solcher zu seiner Seite offen gehalten, da er fast regelmässig einen Gast mit sich zu bringen pflege.

Der Oberkellner sagte dies in einer besondern Betonung der Hochachtung, dem Doktor geltend, worauf er mich selbst mit einer unbeschreiblichen Miene fixirte, die mir, um mit Schelle zu reden, insoferne dunkel blieb, als mir deren Ausdruck überhaupt unklar war.

Ich konnte vor innrer Ungeduld kaum die Mittagsglocke erwarten. Inzwischen füllte sich der comfortable Speisesaal mit allerhand Leuten, Herren und Damen, die sammt und sonders nicht viel verdächtiges in ihrem Aeussern hatten und mir zumeist als Fremde erschienen, worunter wieder die Mehrzahl sich durch das unverkennbare Gepräge ihrer Physigonomien als britischer John Bull signalisirte. Ich spähte ängstlich unter den Eintretenden nach dem so höchst eigenthümlichen schwäbischen Gesichtstypus, um meinen Doktor aus ihm herauszuwittern; aber so viel verkehrte und verstockte Menschenköpfe mir sichtbar wurden: nirgendhin wollte so recht mein ersehnter Ulmerkopf passen. Endlich ward die table

d'hôte wie ein Kuhreihen zusammen geläutet, worauf Jedermann seinen Platz besetzte. Der mir zur Linken, des Doktors seiner, blieb bedauerlichermaßen noch leer. Kaum war die Suppe wieder abgetragen, als es mit großer Behendigkeit über die colossalen Pyramiden von Kartoffeln in der Schaale und die großen Lagerstätten von frischer Butter herging, wobei namentlich John Bull eine fast wilde Begehrlichkeit entwickelte.

Ich aß fast nichts, weil noch immer der Doktor nicht erschien; die Pein der Erwartung hatte alle Spitzen meines Magens abgestumpft. Als die große Saalthür neuerdings mit großem Geräusch sich öffnete, glaubt' ich endlich den so sehr Ersehnten erblicken zu dürfen. Statt seiner aber trat ein langer, dürrer, grauaugiger Mensch herein, in dem ich alsogleich die Gestalt des ersten Rathsschreibers erkannte. Er ließ sein brillenschlangiges Auge mit unerhörter Beweglichkeit die Runde im Tafelkreise machen, grüßte nach einigen Seiten hin theils behaglich, theils anspruchsvoll, und als endlich seinem Späherblicke auch ich verfiel, stach er mit der Pupille so durchdringend spitz in mich hinein, daß ich Nadeln in mir wühlen wähnte. Dabei schnopperte er mit den Nasenflügeln wie ein unvernünftiges Thier und es schien ihn bei meinem Anblick der Gedanke verunreinigter Atmosphäre so angelegentlich zu beschäftigen, daß er, nach erfolgter Abweisung der Suppe, das dargebotene Rindfleisch nur mit sichtlichem Widerwillen ergriff.

Mittlerweile führte er sich doch alsbald ein tüchtiges Stück des letztern zu Gemüthe und hierdurch offenbar in seiner Seele etwas beruhigt, verlor er sich nach kurzer Zeit mit einem ihm zur Rechten sitzenden Herrn, den er schon bei seiner Ankunft höchst verbindlich grüßte, in ein lebendiges Gespräch. Sorgsam hinhörend unterschied ich an der wenngleich wegen der Entfernung mir unverständlichen Rede doch sofort den reinen deutschen Accent in der Aussprache des Nachbars vom Rathsschreiber. Der Mann hatte für mich überhaupt etwas Anziehendes. Ein voller markirter Kopf mit zurückgestrichenen Haaren und einem dunkeln, lebendigen, geistvollen Auge, wieß auf einen Mann aus der gelehrten Zunft, mit welcher Annahme auch seine äussere, theologisch costümirte Erscheinung stimmte. Meine Neugierde zu befriedigen, wandte ich mich an meinen nächsten Nachbar, der mir ein Einheimischer zu sein schien. Um jedoch meiner Anfrage das Gepräge der Absichtslosigkeit zu geben, griff ich in meinem Gedächtniße nach dem ersten dem besten Namen der hier angestellten gelehrten Deutschen und frug dann in sehr graziöser Weise meinen besagten Nachbar: „Nicht wahr, der schwarzgekleidete Mann neben dem Herrn Rathsschreiber ist der berühmte Historicus Kortümrer?" Der Nachbar schien ob meiner doch nichts weniger als ridicülen Frage sich kaum eines schallenden Lachens enthalten zu können. Ich brauchte mich nicht befremdet zu stellen, denn ich war's in der That.

Mein Nachbar ward dadurch an das Unschickliche seines Benehmens gemahnt und zur Abwehr weiteren Mißverständnisses berichtigte er: „Der Herr, den Sie meinen, ist nicht Professor Kortümrer, denn dieser pflegt sich an solchen Orten nicht einzustellen; wohl aber ist es ein andrer ehrenwerther Deutscher, Professor Wilhelm Snellbad, der kürzlich an die hier im Herbste zu eröffnende Hochschule gerufen wurde, und von dessen manchfachen Lebensschicksalen Sie auch schon werden gehört haben.“

Ich entsann mich dieses Namens, den Reschif häufig ausgesprochen hatte, natürlich ganz geläufig und im Anschaun des Mannes ward mir jetzt auch je mehr und mehr offenbar, daß wir höchstwahrscheinlicherweise gieſſener Commillitonen gewesen seien.

Nach meinem an seiner Eröffnung kundgegebenen Interesse ward der ohnehin sehr munter gestimmte Nachbar überaus redselig und er erzählte mir nun ganz nebenbei — denn er schmauste tüchtig! — von den Organisationsfortschritten der hier zu errichtenden Universität, wobei mir auch das Gewicht, welches in politischer und wissenschaftlicher Hinsicht auf die Berufung Snellbad's gelegt worden war, ziemlich offenbar wurde. Mein Nachbar meinte, wenn Zürich seinen Oken und seinen Schönlein habe, so dürften die Namen Snellbad, Troxling und Andere so ziemlich in die Waagschale fallen, ganz abgesehen von den übrigen bedeutenden und

berühmten Männern, die man für Bern noch zu gewinnen gedenke. Ich entnahm hieraus, wie es auf eine Rivalität mit Zürich abgesehen sei, auf eine jener engen kantonsspießbürgerlichen Rivalitäten, durch welche die Schweiz seit mehr als einem Jahrhunderte jämmerlich zerfleischt und zerspalten worden und worauf meine patrizischen Freunde noch heutiges Tages die anspruchsvollsten Hoffnungen auf baldigste Rehabilitation ihrer Rechte stützen können.

Da mein Nachbar einmal im Zuge war, so beschloß ich, diese Gelegenheit zu benützen und ihn über die radikalen Stimmungen gegen die Patrizier und die fremden politischen Gäste auszuforschen, denn daß er selbst ein Angehöriger des gottlosen Radicalismus sei, ward mir schon aus dem rücksichtslosen Naturausdrucke seines Kopfes und aus dem destructiven Accente seines scharfen Dialektes offenbar, ganz zu geschweigen die republikanische Freimüthigkeit, womit er gleich von Anfang seine innerste Herzensmeinung zum Besten gab. Auf die an ihn ergangne Anregung platzte er mit den infamsten Lobsprüchen gegen die Flüchtlinge heraus, die er geradezu Märtyrer der Wahrheit nannte, indeßen er sich so indelicater Ausdrücke gegen die gestürzte „Patrizier-Tyrannei und ihre kläglichen Ruinen“ vermaß, daß mir ganz unangenehm dabei zu Muthe ward. Er bezeichnete die Patrizier kurzweg als Verräther und verstockte, in jämmerlicher Stupidität erstarrte Uebelthäter und wieß mit wahrhaft

dantonischem Ingrimm namentlich nach dem Obersten Reschif hin, dessen Haus das Arsenal der glücklicherweise erstickten patrizischen Conterevolution gewesen sei. Der Hochverraths-Prozeß habe nun aber diesen Herrn gehörig in seine Klauen genommen, denen er nicht so leicht entrinnen werde, wie sein glatter, im Grunde nicht weniger schuldloser gnädiger Herr Cousin.

Bei diesem Uebergange des Gesprächs fühlt' ich mich von einer Art Grauen erfasst, denn dieser „Cousin" war kein anderer, als mein theurer Freund Reschif. Wenn der Nachbar mein Verhältniß zu jenem gekannt hätte, welche Anzüglichkeiten würden da nicht gegen mich abgelagert worden sein! Nichtdestoweniger sah ich nun wohl ein, wie mich das Schicksal mir so recht zum Torte heute an diese Mittagstafel verschlagen hatte. Denn ob wir gleich schon in die Mitte der Mahlzeit vorgerückt waren, ließ sich doch immer noch kein Doktor sehen. Dagegen nahm ich (als ich einmal, um nur Athem zu schöpfen, von meinem fortperorirenden Nachbar wegsahe,) wahr, wie der lange Rathsschreiber mich mit einem giftig durchbohrenden Blicke musterte und dabei immer zu dem mich ebenfalls fixirenden Universitätsmanne, in dessen Auge Ironie und Wegwerfung in ihren äußersten Angrenzungsmarken sich begegneten, munkelnd redete. Es war mir nun ganz klar, daß der Viperblick des Rathsschreibers, bei meiner und Reschif's Rückkehr vom Gurten mich fest umkrallend, in diesem Augenblicke mit frevelm

Hohne sich an seiner Beute weidete. Meine Verlegenheit wuchs von Sekunde zu Sekunde und weniger absichtlich als um nur einen Laut von mir zu geben, der mich mir selbst wieder zurückgäbe, frug ich den Oberkellner, woran es denn liege, daß heute der Doktor . . . nicht erscheine. Die Bedientenseele macht' eine Miene, die seine Unbekanntschaft mit dem Motive des fraglichen Ausbleibens andeuten sollte; worauf mein Nachbar, dessen Aufmerksamkeit in den letzten Minuten ausschließlich mit dem Bruchstücke einer Kalbskeule beschäftigt war, wiederum das Wort ergriff, um die Vermuthung auszudrücken, daß der Doktor wahrscheinlich das heute von den polnischen Refügiés veranstaltete Fest mitfeiern werde. Der Nachbar hatte diese Vermuthung kaum ausgesprochen, als eine Sitmme von der Linken sie als Thatsache bestätigte, indem der Sprecher sich dabei auf eine noch vor kaum einer Stunde vom Doktor selbst erhaltene Eröffnung bezog. In diesem Augenblicke hätte keine unangenehmere Kunde an mein Ohr ertönen können. Ich macht' aus meinem Aerger kein Hehl. „Blos dem Doktor zu lieb' bin ich hergekommen", platzte ich heraus, „und sehe in meiner Hoffnung mich nun aufs Unangenehmste getäuscht." Diese nicht eben sehr polirte Aeusserung schien seltsamerweise meinen Nachbar, dem ich schon angefangen hatte, ein Räthsel zu werden, für mich einzunehmen und nachdem er sich ohne Umschweif nach meinen Bezügen zum Doktor erkundigt [: worauf ich ihm mit einer allgemeinen

Phrase diente:] gab neuerdings ein Wort das andere, in Gefolge dessen ich erfuhr, daß der Ersehnte jeden Abend ganz sicher im **Café du pont** jenseits der Aar zu treffen sei, was auch immer den Tag über ihn in Anspruch genommen haben möge.

Nach dieser mich theilweise beruhigenden Nachricht und mit dem hartnäckigen Entschluße, den Schwaben trotz allen Teufeln und Hindernissen heute noch zu sprechen, gab ich mir das ganze Air adlicher Nonchalence, die mich in der letzten halben Stunde unverzeihlicherweise verlassen hatte, und um den Eindruck meiner hergestellten Comfortabilität zu verstärken, zog ich aus der Westentasche mein goldnes Lorgnett hervor, um mir den dämonischen Rathsschreiber nebst dessen Nachbar ganz durchdringend zu besehen. Als er mich mit der Lorgnette ihn spitzig inquiriren sah, ergelbte sein graues Auge im hektischen Grimme einer unheimlichen Gluth und ich hörte ihn deutlich zum Professor sagen: „Jetzt wird der ultramontanisch-absolutistische Duckmäuser auch noch unverschämt.“

Ich ward hierdurch so consternirt, daß meine Glieder mir bei völlig wacher Seele einzuschlafen drohten, häßliche Phantasmen, vor mir ersteigend, tummelten sich in die Kreuz und die Quer, doch behielt ich noch so viel gesunden Geistes, um einzusehen, in welche vergiftete Atmosphäre ich gerathen war. Mit der Angst eines Verpesteten zalt' ich mein Couvert und eilte ohne Begrüßung von dannen. Ein dünnes teuflisches Lachen, welches ich als das des

Rathsschreibers erkannte, verfolgte mich zur Thüre hinaus. Die weiteren Begebnisse dieses Tages schreib' ich später nieder; für heute bin ich zu erschöpft, in den Rahmen meines Tagebuchs sie einzufassen. Während der nächsten Tage aber will ich versuchen, diesen trauten Blättern einige Reflexionen einzugraben, die der heutige reichbewegte Tag in mir angeregt. Mitternacht ist nahe — verleihe der wahre römisch-christliche Gott mir einen stärkenden Schlaf!

Die alten Propheten haben in mancherlei Form einen Untergang der Welt vorhergesagt. Die Zeit dieses Untergangs wußten sie genau nicht zu bestimmen: aber das Symptom des nahen Einherschreitens desselben wollten sie immer in der Thatsache erkannt wissen, daß die Sünde überall die Stelle des Gebetes eingenommen habe.

Es hat sich jene Thatsache in keiner Epoche der Geschichte zu frecher Offenbarung kecker und mächtiger hervorgedrängt, als mit der großen französischen Revolution und dem Gefolge ihrer Entwickelungen. Durch sie war umgestürzt worden jeder Anker des wahrhaftigen, d. h. geschichtlichen Rechts, jede Idee der Verjährung im juridisch-

positiven Sinne, und jede Satzung der alleinseligmachenden christlich-katholischen Religion. Auch seufzten mehr als ein Jahrzehend alle Guten über diese unverkennbaren Merkmale einer nahebevorstehenden Welt-Auflösung. Jedoch zeigte sich nach den ersten Umwälzungen des ungeheuren Höllenwerkes gar bald, wie diesmal die strenge Ruthe Gottes sich nicht herabgelassen habe zur Erde, dieselbe zu vernichten, sondern nur um sie zu reinigen von dem giftigen, durch die Freigeisterei und Aufklärungssucht des achtzehnten Jahrhunderts in sie hineingewühlten Schlamme.

Aus einer Thatsache so fürchterlich schlimmer Art wie die französische Revolution konnte keine bessere und schlimmere Völker-Geissel hervorgehen als Napoleon. Dieser Mensch war von Gott berufen, die toll gewordne, politisch- und religiös-häretische Menschheit in starke Fesseln zu schlagen, damit sie im tiefen Knechtschaftsschlafe wieder dem Lichte der ewigen Liebe und Wahrheit entgegenzuträumen fähig würde. Erwachen sollte sie erst, wenn sie im Fegefeuer der Sünde von den dickesten Schlacken ihrer unsäglichen Verderbtheit gereinigt worden.

Die Schwingungen der französischen Revolution verröchelten ihr giftiges Lebensmark auf den Blutfeldern Rußland's und auf den Schlachtgefilden von Leipzig und

Waterloo. Nach dem Rathschlusse Gottes sollte, nach nunmehr gesühnter Sünde der Menschheit, die letztre dem langen Leidenslager erstehn, indem Alles wiederum in die Bahn des alten guten Rechts, der Religion und langhergebrachter Sitte zurückkehre. Ungesäumt auch begann das große Wiederherstellungswerk. Mittlerweile aber, da man in dessen Ausführung begriffen war, schrieen die Völker und namentlich die Deutschen (bei denen ich in dieser Betrachtung stehen bleiben will,) — als ob sie durch das abgeschüttelte Fremdenjoch mündig geworden, — nach einer sichern Garantie ihrer bürgerlichen Rechte, ihrer religiösen und politischen Freiheit. Diejenigen, welche vom Herrn aller Dinge zur vorzugsweisen Beherrschung der Völker geschaffen worden: die Adelichen, wollten, als sie diese plebejischen Rufe vernahmen, kaum ihren Ohren trauen.

„— Um deßwillen wohl" so erscholl's empört von unserer, der Adelichen, Seite „— um deßwillen also hätten wir die stupide Canaille in den Kampf geführt, um nach erfochtenem Siege sie ihre Waffen gegen uns selbst kehren zu lehren? Das wäre ja des Teufels! D'rum laßt uns ja Alles aufbieten, diesem freveln Beginnen ein Ziel zu setzen!" — Das Volk aber, unsrer dominirenden Miene spottend, entblödete sich nicht, es geradezu herauszusagen, wie es die Fremdherrschaft durch sich selbst, ohne unsre Vogelscheuchen, abgeworfen habe, und daß nun zur Sicherstellung seiner schwerer-

rungenen Emancipation blos noch die vollkommene Demolirung jener jämmerlichen privilegirten Kaste nöthig sei, die, in armseligem Uebermuthe sich bislang besser dünckend als die übrigen Klassen des Volks, sich auch immerdar zur Rechtsbeeinträchtigung und Aussaugung der letztern als von Gottes Gnaden berufen gehalten habe.

So begann also zwischen den gebornen Trägern der Gewalt und des rechtmäßigen Besitzes, nachdem dieselben eben erst in ihre unverjährbaren Privilegien wieder sollten eingesetzt werden, und dem rechtlosen vulgus ein neuer Kampf, der, so tapfer er auch von unsrer Seite mit allen Waffen der List, der Verschlagenheit und eines rechtzeitig energischen Hervortretens gefochten ward, doch die erwarteten Resultate keineswegs erzielte, sondern im Gegentheil sich der Plebs je mehr und mehr in den Besitz von Rechten eingesetzt sahe, die bisher nach allen weltlichen und kanonischen Gesetzen allein dem Adel eigneten. Wiewohl nun aber in solcher Lage der Dinge, in solcher Verkehrung aller früheren Verhältnisse neuerdings ein unverkennbares Symptom hervortrat, wornach der in der Menschheit fortwuchernde Geist der Gottlosigkeit es unmöglich mache, in die alten Fugen zurückzukehren; so schien hierin auch für den Adel der Beweis zu liegen, daß die zur Züchtigung der Völker bestimmten Schickungen des Himmels zum Abschluße noch nicht reif seien. Die Aristocratie, hierin einen Fingerzeig Gottes

erkennend, ersahe es für das Beste, sich im Augenblicke scheinbar zufrieden zu geben, dabei jedoch fest auf ihre gute Sache, auf ihr unverrück- und unzerstückbares Recht vertrauend und im Stillen am baldigsten Siege der einen und des andern arbeitend mit aller Kraft und aller adelichen List. —

Auch erwiesen sich solchem Bestreben schon die ersten dem wiener Congresse succedirenden Jahre ungemein günstig, indem täglich das Werk der Restauration an Umfang und Intensität gewann. In Frankreich gingen die Bourbons mit dem guten Beispiele voran. Ihre Vettern in Spanien folgten. Der heilige Vater streckte wieder, wie früherhin, seine segnenden Arme über die gläubige Christenheit aus. Gegenüber diesen Thatsachen mußten die deutschen Fürsten einsehen, daß es gewagt sein würde, hinter solchen Manifestationen eines legitimen Zeitgeistes zurückzubleiben. Manchen unter ihnen war — soll man's zum Lobe oder zum Tadel ihnen nachsagen? — nach der anno 1815 begründeten Neugestaltung der Dinge trotz aller Souverainetät doch ihren Völkern gegenüber seltsam bang, ja fast unheimlich geworden, aus keinem andern als dem einfachen Grunde, weil diese fortan so viel Geschrei's von sich und über sich erhuben, daß man wirklich hätte glauben mögen: sie,

diese großen Haufen, seien von jeher im Besitze eines umfassenden öffentlichen Rechts gewesen und hätten nun durch die letzten Kriege sich vollends zum Inbegriffe nationaler Rechts-Existenzen durchgerungen. Die den deutschen Völkern auf dem wiener Congreße so durchaus ungeschickterweise gemachten Zugeständnisse forderten freilich die zunehmende Ungeberdigkeit derselben erst eigentlich hervor, wie man denn ein halbes Jahrzehend später sich hiervon auf's deutlichste aus den Untersuchungs-Akten überzeugen konnte, welche die mainzer Commission über die burschenschaftlichen Umtriebe der „Jungen" und die Agitationen des freiheitschwindelnden und königsmörderischen Carbonarismus der „Alten" zu Tage förderte, und aus welchen mehr als klar hervorging, daß der damalige excentrische Liberalismus sich nicht mit den unter himmelschreiender Beeinträchtigung der Aristocratie den Deutschen verliehenen Gerechtsamen begnügte, sondern sträflicherweise dahin gewillt war, alles bisherige deutsch-historische Recht zu zertrümmern und über dessen Ruinen eine Art vermessenen Volksregiments in altgriechischem Style unter der Einheits-Popanz eines deuschen Wahl-Kaisers zu begründen, eines Kaisers, dem Hände und Füße so gebunden worden wären, daß er kaum die Rechte eines polnischen Wahlkönigs, traurigen Andenkens, in sich vereinigt haben würde. Glücklicherweise wurden alle diese hochverrätherischen Anschläge rechtzeitig entdeckt, nicht ohne daß der verehrungswürdige Herr von Kotzebue

(der während seiner langjährigen öffentlichen und geheimen Thätigkeit der guten Sache so manche wesentliche Dienste leistete) noch vermög des Meuchelmordes, den die schwarze Verbrüderung der Fürstenmörder an ihm verübte, dem unverjährbaren Besitze angeerbter Gewalten und Vorrechte in seinem Kampfe gegen die nivellirende Propaganda kräftigst zu Hülfe gekommen wäre.

So brach das dritte Jahrzehend dieses merkwürdigen Säculums unter den besten Auspizien für die Wiederherstellung der gekränkten Rechte der Geburtsaristocratie an. Allüberall trat der Adel und für den Antheil der katholischen Staaten auch der Clerus immer weiter in den Vordergrund. Das Gebrüll der Volkshyäne, ihren Rachen zerstoßend am Eisen der Gewalt, verstummte. In Spanien und in Italien ward die Brut der Revolution erstickt und die Regierungen, mit dem Umsturze bedroht, traten jetzt nur um so fester aus der gräulichen Gefahr hervor. Auf der pyrenäischen Halbinsel, in Italien, in Frankreich und in Deutschland gelangte die Curie Rom's, durch ihre heilige Propaganda überall vertreten und beschützt, zu einem seit lange nicht mehr behaupteten Ansehn. Diesen prävalirenden Einflüßen entgegen wirkte leider in Deutschland die Begeisterung für die Griechen, eine Begeisterung, die, obgleich einem

ketzerischen Volke zumeist durch Ketzer zu Gute kommend, doch erst dadurch überaus peinlich und frevelhaft ward, daß sie die Geister immer rege und der Sache der Völkerfreiheit hingegeben erhielt. Da mein Gebet zu Gott: „daß die Griechen, im Interesse der Legitimität, dem Sultan nicht verloren gehen möchten," keine Erhörung fand, so goß Dom Miguel durch sein Verfahren in Portugal das nöthige Oel in meinen Schmerz. Von seinem ersten Auftreten an war ich begeistert für diesen Prinzen. Eine gleiche Fähigkeit, den ererbten Glanz der Geburt, das ererbte Vorrecht über den rechtlosen Haufen auszuschatten, hatte sich seit lange nicht mehr angekündigt. Dom Miguel ging dem freveln Zeitalter unläugbar als ein Verheißungs-Stern des gerechten Gottes auf; deßhalb konnte auch nicht rechtmäßige Gewalt sondern nur die Hyder der Revolution ihn von dem Throne treiben. Jedoch war dieser Prinz, als das dritte Jahrzehend endete, noch siegreich. So durfte denn mit Recht angenommen werden, daß das neue Jahrzehend eine allseitige Resurrektion der alten Weltzustände, und dies namentlich in Deutschland, wo zu solchem Ergebnisse so viele Vorbereitungen bereits geglückt waren, mit sich bringen werde. Aber wie schändlich wurde durch die Niedertracht der Menschen das gerechte Hoffen und Harren enttäuscht! —

Es brachte nemlich der Beginn des neuen Jahrzehnds das gerade Gegentheil dessen, was von uns seit fünfzehn Jahren erhofft und erstrebt worden war. In Frankreich die Julirevolution, Polen in allgemeinem Aufstande und was das Schlimste von Allem war: in Deutschland allerorten gottvergessne Insurrectionen. Ich will rasch über diese Thatumstände dahin streifen, denn das Gedächtniß an sie und an die aus ihnen hervorgegangenen Folgerungen zerwühlt in solchem Maße meine Brust, daß ich dieser gefräßigen Schlange meine halbsieche Gesundheit verdanke. Hätt' es nicht seit zwei Jahren wiederum den Anschein, daß sich Alles noch zum Guten neigen werde, so würde mir jegliches Dasein zuwieder sein.

Im Grunde auch mögen meine ehrwürdigen Freunde in Freiburg Recht haben, wornach Gott die Ereignisse deren ich eben gedacht habe, nur um deßwillen zuließ, damit die Starken im Herrn in verjüngter Kraft sich sammeln, dem Heere der Pharisäer allseitig in die Flanken zu fallen und es zu vernichten mit den Waffen äußrer Gewalt und tiefer gottgefälliger Schlauheit.

Den Freunden Rom's, d. h. der alleinseligmachenden Kirche, ist heutzutage die Aufgabe einer Weltverjüngung im Sinne des echten und gerechten Christenthums zugefallen. Eine Verjüngung aber ist immerdar eine Zu-

rückführung individueller oder genereller Existenzen in den Zustand ihrer verlornen Blüthe. Das Christenthum blühte, oder vielmehr die Welt der Christenheit war in der That und in der Wahrheit auf Petri Fels gebaut, als schon zufolge eines Wortes aus Rom die christliche Menschheit erbebte und Kronen und Scepter derselben zu den Füßen des heiligen Stuhles lagen. Das Verderbniß brach über die Christenheit herein zunächst mit der Häretie, dann mit dem vollständig in der Reformation sich ausprägenden Schisma, aus welchem wiederum die frevele Aufklärung und die sogenannte Geistes- und Gewissensfreiheit der letzten Jahrhunderte hervorging. Die Reformation ist der große Sündenfall eines Theils der christlichen Menschheit. Natürlich, daß sich nur Fluch und Verderbniß als sein Gefolge verkündigten.

Jener Sündenfall kann nur dadurch in den Wirkungen seines Fluches vernichtet werden, daß die von der ewigen Mutterkirche abgefallne Christenheit wieder in den Schoos derselben, den ihr die göttliche Gnade immerdar offen erhielt, reuig und bußfertig zurückkehre.

Da nun aber die Mehrzahl der Menschheit das Gute nie aus innerm Antriebe thut, sondern sich blos durch äußre Vortheile oder durch Ueberredung dazu bestimmen läßt: so ist es die vorzugsweise Verpflichtung der treuen Knechte Roms, und zumal der heiligen Propaganda, jene Vortheile überall ostensibel zu machen, den Reuigen auch durch weltliche Reize zu kirren, und endlich da, wo das Gelispel sanfter Vorstellungen nicht durchzudringen vermag, das Drohen und die Schrecken der ewigen Gewalten anzurufen.

Der Protestantismus, als der von Gott verdammte Vater der modernen Aufklärung und Wissenschaft, muß in sich selbst zerspalten, das ihm enttröpfelnde Gift muß zur Verderbniß seiner eignen Eingeweide zersetzt und zugerichtet werden. Die Anomalien seiner Sekten müssen unsrer Propaganda dazu dienen, den Beweis zu führen, wie ein Glaube, der in sich selbst so uneins und zerrissen sei, die Kainsmale des göttlichen Fluches an sich trage.

Hauptsächlich aber muß darauf Bedacht genommen werden, recht viele solcher Ketzer auf unsre Seite zu

bringen, die durch ihre Stellung, Geist und Wirksamkeit einen besondern Einfluß auf ihre Confessionsverwandten üben. Das Beispiel thut Wunder.

Ueber solche Convertiten wird unsre Kirche eine unendliche Fülle Segens ausgiessen. Auch gelang es der Curie zu allen Zeiten, gerade die Gebildetsten im großen Haufen der Abgefallenen zur Gnaden-Mutter zurückzuführen. Namentlich aber liefert die neuere Zeit dieser Beispiele eine Menge. Ich erinnere nur an verschiedne Begründer und Anhänger der im Beginne dieses Jahrhunderts aufgetauchten didaktisch-romantischen Poesie und eines dahin einschlagenden Criticismus.

Der heilige Vater muß sich in ein immer innigeres Verhältniß zu den katholischen Potentaten setzen. Dadurch gewinnt er einen mächtigen Vorschub gegenüber den protestantischen Fürsten und die Möglichkeit, wider deren katholische Unterthanen im Falle der Noth durchgreifende Schritte einzuleiten.

Der geheime Saame der Zwietracht, von unsrer Propaganda zwischen Katholiken und Protestanten ausgesäet, wird dann tiefere Wurzeln faßen und kräftigere Früchte tragen.

Alle bürgerliche Harmonie zwischen Protestanten und Katholiken — dies mögen die Unsrigen

nur nie aus dem Auge laßen! — ist der allein beseligenden Kirche ein großer Stein des Anstoßes. Deßhalb darf vom echten Rechtgläubigen nichts versäumt werden, um jene Harmonie niemalen und nirgend aufkommen zu lassen, oder sie da, wo sie besteht, zu zerschüttern.

Jene Harmonie ist die Erzeugerin unsäglichen Verdrusses für den römischen Stuhl; denn es ist unchristlich vom Katholiken, mit einem Ketzer friedlich zusammenzuleben. Nur durch fortdauernden Zwiespalt mit uns können die letztern überführt werden, daß es um ihres Heils und ihres Friedens willen unerläßlich sei, den falschen Glauben abzuschwören.

Mit großem Rechte und einleuchtendem Scharfsinne behaupten meine Freunde in Freiburg, daß die alleinseligmachende Kirche eine Stütze des christlichweltlichen Absolutismus sei und daß hinwiederum sie selbst nicht ohne diesen würde bestehen können. Aus diesen innig ineinander verschmolznen Interessen folgt, daß ihrer Beider Handeln auch stets von einem gemeinsamen Gesichtspunkte ausgehen müße. Die gedachten Freunde aber knüpfen an diese innre Nothwendigkeit die unzerstörbare Zuversicht der endlichen vollkommenen Unterdrückung des Protestantismus durch das brachium saeculare, und des

Untergangs aller jener fluchwürdigen Staatsformen, in denen der Fürst nicht den ganzen Inbegriff des öffentlichen Rechts und aller Gewalten in sich faßt.

Eine „Constitution" ist allzeit ein Sinnbild sich aufdringender unrechtmäßiger Gewalt, die schon um deßwillen den Wurm des Fluches in sich trägt; sie ist ein Sinnbild der abgefallenen politischen Tugend und das Symbol der zu Fall gebrachten Rechtsidee, die nur im allein und unbeschränkt herrschenden Regenten zur wahrhaftigen Offenbarung kommt. Denn die Person des Fürsten ist — wie der geistvolle Jarcke mit allem Fug behauptet — dem Staate präexistent, das heißt: jener hat sich diesen gebildet; woraus mehr als deutlich hervorgeht, daß der Fürst der allein Berechtigte, und der Staat, als dessen Geschöpf, der allein Verpflichtete ist.

Was aber am augenscheinlichsten gegen die Constitutionen zeugt, das ist die Thatsache, daß Gott mit ihnen vorzugsweise die ketzerischen Völker heimsuchte. Auf der echtkatholischen pyrenäischen Halbinsel will der böse Feind ebenfalls sogenannte freisinnige Institutionen aussäen, und ließ deßhalb den wackern Prinzen Dom Miguel von dessen pharisäischem Bruder bezwungen werden; allein mein Hoffen steht nun auf dem spanischen Don Karl,

der fürwahr seine Sache, die zugleich Sache Gottes ist, nicht so leicht aufgeben, vielmehr die falschen Priester aus dem Lande jagen und nach festbegründetem eignem Throne auch den rechtmäßigen Erben der portugiesischen Krone in seine Rechte wieder einsetzen wird. —

Den 18. August 1834.

Nun ist es aber endlich Zeit, daß ich die Geschichte des famosen Abends vom 14. d. erzähle. Nachdem ich in besagter Weise die mir so unangenehm gewordene table d'hôte im „Distelzwang" verlassen hatte, eilte ich in meiner Consternation zu Reschif, um in sein treues Freundesherz all' meine Wuth und meinen Ärger auszuschütten. Er war nicht zu Hause; mit einem Verwandten war er in ein nahegelegenes Dorf spaziren gefahren. Ich kehrte nun, ein Opfer der größten innern Zerschlagenheit, in meine eigne Wohnung zurück. Hier legt' ich mich auf's Sopha, schloß die Augen zu, um in die jetzt meine Brust durchkreuzenden verworrnen Bilder erträgliche Ordnung zu bringen. Lange kämpft' ich um die so sehr mir nöthige Harmonie; endlich aber erstand ich unter dem Harnisch eines tüchtigen Entschlußes aus meiner

Apathie. Das müßte ja aber auch nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn ein deutscher Edelmann jemalen und zwar ungeachtet der jämmerlichen Umwandlungen der neuern und neuesten Zeit, seine angeborne Contenance verlöre! Als ich auf die Uhr sahe, war es eine halbe Stunde nach vier. Ich brachte nunmehr meine Toilette wieder in die größte Ordnung und in kurzer Zeit war ich auf dem Wege nach dem Café du pont. Nachdem ich der Aar entlang noch ein viertelstündchen gelustwandelt, passirte ich die neue hölzerne Brücke, auf die sich, wie ich höre, die neue Regierung Verschiedenes zu gute thut. Auch entspricht der letztern schwankendes Dasein so recht innerlichst jenem dünnen zerbrechlichen Holz. Zudem weiß ich nicht wie diese ungeschlachten burgdorfer Bauern es anfangen wollten, andre Dinge als hölzerne, hervorzubringen.

Wenn man die Brücke überschritten hat, so ist man in wenigen Secunden in der Demagogenherberge: Café du pont. Bevor ich in die profanen Räume eintrat, schlug ich einigemal das Kreuz. Ich that dies nicht als Edelmann, sondern als wahrer, echter und gerechter Katholik. Als ich durch die geöffnete Thüre in's Wirthsgemach des obern Stockes, in den man vom Berge her zu ebner Erde eintritt, hineinsahe, gewahrt' ich einen leeren Raum: nichts Menschliches war sichtbar. Ich nahm indessen ohne Umschweif Platz und nach kurzem Verweilen trat auch ein allerliebstes weibliches Wesen

ein, das in seinem barocken berner Deutsch sich nach meinem Begehr erkundigte. Nach bestelltem Caffee frug ich sie, ob nicht zu dieser Stunde oder etwas später sich größere Gesellschaft hier zu versammeln pflege. Sie bejahte es und als ich ihr den schwäbischen Doktor bei Namen als denjenigen bezeichnete, den ich hier sicher zu treffen gedächte, antwortete sie in rein deutscher Uebersetzung: „Na, da seien Sie nur unbesorgt, der kommt gewiß noch!" — Ein schelmisches Lächeln glitt bei dieser Versicherung über ihren fürwahr nicht unangenehmen Mund. Nach genossenem Caffee nahm meine Stimmung eine steigendheitere Färbung an und ich erprüfte jetzt auf's Neue an mir die Wahrheit, daß in der kräftigen Mannesbrust aus dem Zwiespalte widerwärtiger Begegnungen und Empfindungen immerdar der Paradiesvogel einer größern Harmonie hervorgehe. Auch lächelte mir das Geschick jetzt freundlichst zu. Denn ich mochte kaum mir eine Viertelstunde allein überlassen gewesen sein, als die Thüre ungestüm sich öffnete und ein langer wohlbeleibter Mann, in einem Alter zwischen 30 und 40 Jahren mit nachläßig geschlungener Halsbinde und einem vor Echauffement glühenden Gesicht hereinkollerte. Hinter ihm drein die Weibsperson von vorhin. Sie deutete auf mich und sagte: „Der Herr da erwartet Sie schon lange!" —

Ueberrascht erhob ich mich von meinem Stuhle.

„Hab' ich die Ehre den Herrn Dr. . . . zu bekomplimentiren?“ fing ich nicht ohn' einiges aristocratische Comfort an. Er bejahte es mit einer Stimme, die es deutlich merken ließ, daß sie heute durch Praktiken aller Art aus der diskanten Höhe, die ihr sonst wohl eigen sein mochte, in einen heißern Baß herabgestimmt worden. „Und wen hab' ich das Vergnügen, vor mir zu sehen?“ setzte er hinzu. Ich gestehe, daß es mir im ersten Momente schwer fiel, ihm meinen Namen zu nennen; eine feindselige Macht hielt denselben einige Sekunden auf meiner Zunge zurück. Endlich bracht' ich ihn, ob zwar noch immer widerstrebend, heraus. Als ihn der Doktor vernommen, da schien etwas, wie das Zirpen eines Heimchens, durch sein Ohr zu klingen und sein graues inquisitorisches Auge nahm noch einen bestimmtern Ausdruck dieser interessanten Eigenthümlichkeit an. Wahrhaft imperatorisch bohrte sich sein Blick in meine altadeliche Physiognomie, und es gehörte die ganze Gegenwart meines Geistes dazu, um in dem Manne vor mir nichts Mehreres, als eben einen polizeilich distinguirten schwäbischen Magister zu erblicken.

Ueberaus gern hätt' ich ihn in eine kleine Versuchung geführt, wenn ich mir im Momente nur bewußt geworden wäre, wie dies anzufangen? Aber die herausfordernde Entschiedenheit seines Wesens raubte mir die dazu nöthige Contenance. Um ihm und mir jede weitere Verlegenheit zu ersparen, nahm ich das für ihn bestimmte

Schreiben des Gesandten aus meinem Portefeuille und händigte es ihm ein. Während er die Addresse in der ihm wohlbekannten Handschrift las, sprang sein faustisch-kluger Blick mehrmals in unbeschreiblicher Absonderlichkeit auf mich zurück, in einer Weise freilich, die mich sofort überzeugte, daß dieses der rechte Mann für die ihm zugewiesene difficile Stelle sei.

Ehe er den Brief öffnete, wischte er sich den triefenden Schweiß aus seinem vollen runden Angesicht, entschuldigte sich dann, indem er das Siegel erbrach, recht unterthänig und las.

Es würde mir wirklich schwer fallen, wenn ich versuchen wollte, die merkwürdige Wandlung im Geiste und in den Stimmungen darzustellen, welche jetzt in des Doktors Wesen erfolgte. Er kam auf mich zu mit der ganzen Inbrunst eines treuen alten Freundes, von dem wir seit Jahren getrennt gewesen; nicht ohne daß mit solcher eminenten Cordialität eine in jeder Gesichtsfalte ostensible Ehrerbietung wetteiferte.

Nachdem wir uns gegenseitig in unsrer Wesenheit erfaßt hatten, wogten wir bald in einem Strome von Besprechungen, der naturgemäß aus den offnen Schleusen unsrer eigenthümlichen Erkennungsscene floß. Er entwarf mir ein Bild des heutigen Gastmahls der hier vereinigten exoterischen Propaganda, von welchem er eben herkam. Zuerst machte er mich, unter den sich häufig wiederholenden Exclamationen meines Erstaunens,

mit dem Geiste der stattgehabten Verhandlungen und der executirten Tischreden im Allgemeinen bekannt; worauf er mir die hervorragendsten Persönlichkeiten in sichern durch die Schärfe und Lebendigkeit des Schwarzstifts überraschenden Schattenrißen vorführte und eine Schilderung ihrer Tendenzen anknüpfte. Ich konnte in meiner Verwunderung mich geraume Zeit nicht zurechtfinden. Ueberzeugend thaten mir des Doktors gründliche Mittheilungen dar, daß die italische Fraktion der zu Bern etablirten Propaganda einen Umsturz aller heimischen Regierungen und die Begründung einer allgemeinen italischen Republik in altrömischem Style; die polnische die Wiederherstellung ihrer Nationalität unter ihrem alten Reichsverbande, (jedoch mit Hinweglassung des sich als unpraktisch erwiesenen Instituts eines Wahlkönigs) gleichwie eine energische Demüthigung und Schwächung des Czaars; die französche die Vertreibung des tiefverhaßten Ludwig Philipp und Errichtung einer vollständigen Demokratie ohn' alle constitutionelle Einschränkung; und endlich die deutsche Fraktion ein germanisches, in republikanischen Formen aufgeführtes Kaiserreich bei alljährlicher Alternirung der Kaiserwürde zwischen Oesterreich, Preußen, dem Präsidenten des Sachsen-Bundes und dem zu Freiburg im Breisgau residirenden Könige der vereinigten Schwaben, Franken, Hessen und Allemannen, bezwecke.

Mir schwindelte der Kopf und ich fiel mehremale in meiner Herzensangst dem Doktor um den Hals.

Als ich das Gespräch auf den Männerbund brachte, dessen der Gesandte ausdrücklich als eines, seinen Rachen neuerdings aufsperrenden Ungeheuers von deutschem Fleisch und Blut, gedachte, da brach der Doktor in ein fast unbändiges Gelächter aus. Er betheuerte, daß dies eine chimärische Spuckgestalt sei, die in ihr aberwitziges Nichts zerfließe, so wie man näher nach ihrem Dasein greife. Ueberhaupt sei das Chimärische und Abentheuerliche ein charakteristisches Symtom aller sogenannten deutschen Freiheitsbestrebungen; das Ziel derselben verschwimme und gerinne immer wieder in hohler Phrasenmacherei, weil sich eben der Zweck selbst nie eines nebulosen Kerns entschlagen könne. Auch seien um deßwillen die Träumereien dieser handvoll verjagter deutscher Studenten und lüderlicher Handwerksburschen kaum der Rede werth; bequemte man sich dazu, die erstern amnestirend zurückzurufen und sie sicher in irgend einer Kanzlei unterzubringen, so würde man aus ihnen die devotesten Philister, jedenfalls aber ausgezeichnete Polizeibeamten erziehen; und die letztern anlangend, so möcht' es vollkommen genügen, denselben die Heiligkeit des Gesetzes und der deutschen Ordnungsliebe in entsprechender Masse ad posteriora demonstriren zu lassen, um sie für immer von allen unnützen Blutaufwallungen zu kuriren.

Weit ernster seien die Tendenzen der italienischen und polnischen **refugiés** zu nehmen. Der praktische Blick und Anhaltspunkt entbreche diesen nicht; und wie einerseits das romanische Element des Italieners ein spitziges gefährliches Machiniren begünstige, so trage andrerseits das polnische Slaventhum, das sich überdem noch des ebenerwähnten romanischen Naturells erfreue, die Wurzeln einer festen Stetigkeit in sich. Viel ungefährlicher seien wiederum die Franzosen; ihre leicht erregte und eben deßhalb leicht zerflatternde Extase sei die umgekehrte deutsche Tölpelei, darum auch gleich dieser ohne die Chancen sich klar bewußter Zwecke und hierdurch fest markirter Aussichten.

Des Doktors Auseinandersetzungen fesselten mich ungemein und versetzten mich thatsächlich in eine erhöhete Stimmung. Betreffend die geschilderte Unbedeutendheit des politischen jungen Deutschlands, zumal seiner Schildträger in Bern und auf andern Punkten der Schweiz, so erschien mir übrigens des Doktors Auffassung doch etwas unerschöpfend und lückenhaft, und ich konnte nicht umhin, auf Thatsachen und auf den mir bekannten Inhalt gerichtlicher Aktenstücke gestützt, meine diesfallsigen Zweifel laut werden zu lassen.

Ich frug unter Anderm den Doktor, ob er denn glaube, daß die frankfurter Emeute auch nichts anders als eine hohle Phantasterei gewesen sei? Nichts anders! antwortete der Doktor mit interessantem Nachdruck. Die

frankfurter Emeute ist ja eben einer der unwiderlegbarsten Beweise von der Hirnverrücktheit unsers großmauligen Radikalismus, der, gleichviel ob jung oder alt, einer wahrhaft realisirbaren destructiven Staatstendenz um deßwillen nie fähig werden wird, weil seine träumerische Unklarheit oder die Exaltation seiner Bestrebungen ihn über seine Mittel und Zwecke stets in einer selbstverrätherischen Ungewißheit lassen. Zudem können gründliche politische Umwälzungen nur aus einem vulcanischen Volksboden hervorgehen. Dieser findet sich in Deutschland nicht. Der alte Feuergeist des germanischen Elementes ist in dem mark- und knochenlosen Philistrismus der Neuern abgestorben, eine allgemeine Blasirtheit hat sich an die Stelle eines einstigen Enthusiasmus gesetzt und keine Spur mehr der altdeutschen Entschiedenheit ist in der heutigen Unfertigkeit erkennbar. Der praktische Kopf, welcher in diese durch die objectiven Interessen entseelten Philister wieder neuen Begeisterungs-Zunder legte und die neu geschaffnen Leidenschaften für einen allgemeinen großen Zweck zu elektrisiren vermöchte, muß noch geboren werden. Inzwischen ist zur Geburt eines solchen Kopfes unsre Zeit noch lange nicht reif.

Diese muß zuvörderst die Schmach, welche die letztvergangnen Jahrhunderte auf sie vererbten, in weltgeschichtlicher Kasteiung abgebüßt haben: der Wurm der Knechtschafts-Sünde in ihr, dessen Hörner im Herzen der Völker zu wühlen noch nicht aufhören,

muß vom Fuße eines neu gebornen starken Geistes der Freiheit zertreten sein. Jene über die neuere europäische Menschheit verhängte Büßung begann mit der großen französischen Revolution, und einfältige Schwärmer glaubten, daß sie ihre Endschaft im Jahr 1815 gefunden habe; währnend entschieden angenommen werden kann, daß die Büßung erst eigentlich von letztgedachter Zeit wieder anhebe, aus dem Grunde, weil die Völker, währnend, die Rückkehr der lang entbehrten Freiheit sei erfolgt, in besagtem Jahre sich wiederum gründlichst um dieselbe prellen ließen. —

Es läßt sich unschwer denken, wie mir bei dieser, aus meinem guten Gedächtniße treu reproducirten Expectoration des Doktors zu Muthe war. Mein Erstaunen mußte sich in allen meinen Zügen offenbaren, noch eh' ich dasselbe in Worten auszudrücken die nöthige Ruhe gefunden hatte. Jedoch verlor der Doktor seine unerschütterliche Geistespräsenz nicht.

„Aha" hub er satyrisch lächelnd an, „da hab' ich in momentaner Verlorenheit schon wieder einmal gewähnt, meinen hiesigen Landsleuten oder einem burgdorfer Herrn gegenüber zu stehn. Aber wer eben von einem Gastmahle der Propaganda kommt und so viel hochverrätherische Radomontaden und Provocationen mit anhörte, müßte ja entweder ein Dummkopf oder ein Zeno sein, wenn er in seinem Ideengange nicht einigermaßen geirrt würde.

Verzeihung, Herr Baron! Wir werden schon noch zusammen auf's rechte Capitel kommen, für den heutigen Abend aber, der, wie ich vermuthe, uns noch verschiedene Ueberraschungen bringen wird, lassen Sie uns diesen letztern gedankenschlendernd entgegengehn und uns als Fröhliche mit den Fröhlichen erfreun."

Ich gestehe, daß diese Excusation des Doktors, keineswegs geeignet, mich zu beruhigen, vielmehr einen fast unheimlichen Eindruck auf mich hervorbrachte und mein patrizisch-instinctives Mißtrauen gegen den bürgerlichen Schwaben entschieden erregte. Wenn ich so recht mir seinen ausdrucksvollen Kopf besahe, glaubt' ich auf die wunderlichsten Widersprüche zu gerathen, und wenn immerhin ein gewißer Unterthänigkeits-Sinn im Kinn sich ausprägte, so lag hingegen um den Mund und in der Stirne ein so hervorstehend democratischer Zug, daß ich mit Grauen davon erfüllt ward.

Mittlerweile vermocht' ich den Gedanken, die durch solche Wahrnehmung in mir erregt wurden, nicht weiter nachzugehen, denn noch kaum hatt' ich mir den Schweiß aus dem Gesicht gewischt, als sich nach einem vorausgegangenen Wortgeräusche die Thüre öffnete und zwei Herren hereintraten, denen mein Doktor unter freundschaftlicher Grimassirung seiner Freude einen lauten „guten Abend!" entgegenrief.

Die beiden Männer stellten sich in ihrer eigenthümlich brüsken Manier fast an, als bemerkten sie mich nicht,

indem sie gleichzeitig sich mit dem Doktor in einen lebhaften Rede-Austausch verloren, der jedoch anfänglich keine steril politische Färbung hatte. Inzwischen benutzt' ich die mir ungalanterweise übertragne Pause, um mir die beiden Angekommenen en detail zu besehen.

Der Eine bot durchaus ein Bild des kläglichen ci-devant burschenschaftlichen Demagogismus aus der Turnerperiode dar. Wilde, lange, ungekämmte Haare auf einem spitzwinklichen Kopfe, in dessen frechem, burschikos- und doch pedantisch-schroffen Gesichte nicht eine einzige loyale Stimmung bemerkbar war. Demnächst hing sein etwas schwächlicher Corpus in einem mehrfach geflickten Costüm und sein Dialekt wieß so unverkennbar nach dem deutschen Natur- Ur-Zustande ostfriesischer Bildung hin, daß ich über seine Abstammung nicht einen Augenblick im Zweifel blieb.

Dagegen gewährte der Andre einen ziemlich cultivirten Anblick. Sein Kopf präsentirte eine Physiognomie, die es für so lange zweifelhaft ließ, ob der Besitzer plebejischen oder adelichen Ursprungs sei, bis darin ein kekgemeiner Zug erkenntlich ward, der für die erstre Version entschied. Sein Accent besaß etwas von jenem angenehmen Idiom, das man am Rheine und in Frankfurt spricht und das ich um deßwillen kein jüdisches nenne, weil es heutzutage zum guten Tone gehört keinem Dinge, das widerwärtig klingt, eine mosaische Eigenschaft beizumischen.

Der erste der Herren wurde mit „Professor,“ der zweite von meinem Schwaben mit „Doktor“ angesprochen.

Gewiß hatte man eine halbe Viertel-Stunde mich völlig ignorirt, als es doch endlich dem mir immer verfänglicher und räthselhafter werdenden schwäbischen Landsmann einfiel, mich in persönliche Beziehung zu den Neu-Angekommenen zu setzen. Demnach hatt' ich das Vergnügen, im wilden Langhaarigen den Burschenschaftler Kortümrer und im Quasi-Cultivirten den berühmten Advokaten Garthius aus Frankfurt kennen zu lernen, welch' letztrer notorischermaßen einer der Haupträdelsführer der frankfurter Aprilrevolte war. Man kann sich eine Vorstellung von dem eigenthümlichen Eindruck machen, den diese neue Connaissance in mir bewirkte. Wär' ich auf Ueberraschungen nicht von vornherein gefaßt gewesen, so würd' ich zweifelsohne mein Gleichgewicht verloren haben. Jedoch ein giftiger Messerstich durchdrang mein Herz, als der schwäbische Magister an die Verlautbarung meines altehrwürdigen Namens die hochverrätherische Klausel knüpfte: „Ein deutscher Patriot!“

Bei dieser Bezeichnung mußt' auch die ganze aristocratische Kehrseite meiner Natur in finstrer Entrüstung hervorgetreten sein, denn K. und G. wechselten unter sich und mit mir Blicke, die in dieser republikanischen Ortsatmosphäre nichts weniger als beruhigend waren. Doch mußt' ich neuerdings bei dieser Gelegenheit die expedite Gewandheit meines Schwaben bewundern. Er wußte näm-

lich die Unterhaltung, die sich nun entspann, dermaßen zu koupiren, ihr einen solchen Anstrich geselligen Tacts und landsmännischer Rücksichten zu vermitteln, daß das ursprünglich-Abstossende in meiner Begegnung mit den andern Zwei je mehr und mehr sich milderte und ich, ohne daß es den Anschein gewann, als läge eine Absicht hierzu vor, in die Rolle eines Zuhörers verwiesen wurde, worin ich hinreichender Vorbereitung genoß, alle während des Gesprächs in mir aufsteigenden Affecte stets rechtzeitig niederzukämpfen. Dieses Gespräch drehte sich, obzwar es sich zunächst an schweizerische Verhältnisse knüpfte, doch eigentlich um deutsche Zustände herum, und es war klar, daß man jene nur als Folie benützte.

Insofern ich aus der abstrusen Hülle, worin die Ansichten Kortümrer's über die „deutsche Gegenwart" zur Offenbarung kamen, einen vernünftigen Kern herauszugrübeln vermochte, ward mir deutlich, daß dieses Orginal sich einer herzlichen Verachtung der „deutschen Neuzeit" befleißige, einer Verachtung, die freilich ganz andern Vordersätzen entspringt als das Mißvergnügen unsrer heutigen Aristocratie. Ein treuer Sclave weiland jener burschenschaftlichen Tendenzen, über welche alle Vernünftige längst den Stab gebrochen, erscheint ihm Deutschland auch jetzt noch in dem unsinnig-lächerlichen Reflector einer knabenhaft-einseitigen Begeisterung, so zwar, daß Alles, was über demselben hinausliegt, als unnütz, irrational und jämmerlich beschrieen wird.

Ueberhaupt vermählte sich dem eigensten Geiste der Turnerperiode ein interessanter Fluch, dessen Werke sich nachmals in jener innern Zerklüftung offenbarten, wodurch die studentischen Hochverräther sich selbst und ihren Bund zersprengten.

Hätte in der That und in der Wahrheit ein deutsch-nationaler Gedanke der Burschenschaft zu Grunde gelegen, so hätte, bei veränderter Zeit, dieser Gedanke einer vernunftgemäßen Weiterbildung sich schmiegen müssen, anstatt daß er, wie sich bald ergab, in schroffem und stupidem Isolirungsgeiste sich in sich selbst verschloß und hier von seines Hochmuths plumper Speise zehrte.

So kam's in consequenter Folge, daß die meisten persönlichen Trümmer der Burschenschaft den spätern Auffassungen deutscher politischer Reformen, wie sie im Sinne des modernen Liberalismus lagen, ganz unzugänglich blieben und so recht eigentlich das Rad des Wagens, auf dem sie früher einer großen Zukunft entgegeneilen wollten, selbsteigen hemmten. Denn nur dieser corrupten Uneinigkeit der wühlerischen Elemente unter sich kann es verdankt werden, daß die Plane des neuen Liberalismus sich keiner so allseitigen Bekräftigung erfreuten, als bei einer vorwaltenden Harmonie geschehen mußte.

An diesem K. ward jener Zwiespalt mir recht durchsichtig klar.

Gegenüber den Ansichten Garthiu's, eines Repräsentanten der excentrischen Linken des modernen Liberalismus, die mit den Strebungen der alten Burschenschaft am nächsten zusammenfällt, trat K. aus der sterilen Zwangsjacke des allein beseligenden burschenschaftlichen Glaubensbekenntnißes nicht heraus, und wenn er auch die Manifestationen der frankfurter Emeute kritisch schonte, so ergoß er dagegen den giftigsten Spott gegen jene Art von Liberalismus, wie sie seit einigen Jahren anfängt sich in den deutschen Ständekammern auszusprechen. Im letztern Punkte stimmt' ich, wenn auch freilich aus ganz andern Gründen, seinem Hohne bei, und freute mich daneben innerlichst, wie sich die beiden Revolutionäre in eine zwieträchtige Stimmung hinein ereiferten, die den Anschein hatte, mit einem vollkommenen Bruche zu endigen, ehe der schwäbische Doktor unter derb-heftigen Gestikulationen das intervenirende Wort ergriff. Er that's, indem er in kunstgeübter Dialektik damit anhub, die Zwiespältigen an die gemeinsame Nationalität zu erinnern, welche vor allen Stücken bei Besprechung vaterländischer Angelegenheiten eine ruhige und vernünftige Haltung erheische.

Demnächst ergriff er diese Veranlassung, ein langes Capitel über „deutsche Nationalität" im Allgemeinen zu dociren. „Das aber ist's" sagt' er unter Anderm mit geschärftem Accent, „wodurch wir Deutschen zu einer wachsend jämmerlichen Zersplitterung verurtheilt werden, daß wir vom tiefen Gedanken unsrer bedeutsamen

Nationalität zu wenig ergriffen sind, um, durch ihn gepanzert und getragen, auch künftig, wie wir's Jahrhunderte lang thaten, die Waagschale der Weltgeschichte halten zu können. Wären wir immer und allezeit im Besitze jenes zauberkräftigen Gedankens; brächten wir nicht auf Kosten unsrer eignen Nationalität uns stets mit knechtischem Bewunderungstriebe den fremden Nationalitäten dar; wären wir nicht immerdar entweder schwindelnde, donquijottische paradoxe Weltbürger oder kläglich erbärmliche, nie aus dem Schneckenhause ihrer moralischen Thatkraft heraustretende Spießbürger: dann würd' es bald mit uns ganz anders stehn, wir würden ebensowenig uns vor Franzosen und Kosaken, als vor den verschiedenen politischen und kirchlichen Propaganden zu fürchten haben. So aber vernichten wir uns einmal in der Weise des berüchtigten Illuminaten-Bundes, der in seinen kosmopolitischen Tendenzen alle Nationalunterschiede und Patriotismen aufhob und in seiner Hingebung an's Allgemeine einst so weit ging, das deutsche Vaterland an die Franzosen, diese Erbfeinde des deutschen Namens, zu verrathen.

Dann aber vermögen wir auf der andern Seite uns zu allgemeinern Ideen, namentlich zur national-politischen unsers Deutschland's, gar nicht aufzuschwingen, uns solcherart in's Widerspiel zweier spitzen Extreme stellend, bei deren wechselseitiger Vorherrschaft nie etwas anders resultirt, als unsre nationale Schmach und Er-

niedrigung. Wie viel Prüfungen werden über uns noch ergehen müssen, eh' wir erkennen, daß wir so lange Sclaven fremder Einflüsse und des Getriebes der Partheien sein werden, als nicht unsre volksrechtliche Existenz im energischen Grunde patriotischer Einigung und eines stolzen, alles Fremde mächtig zurückwerfenden nationalen Selbstgefühl's wurzelt und festankert." —

Ich will nicht von den Empfindungen sprechen, welche solche und ähnliche Reden des Doktors in mir angeregt. Gern hätt' ich ihn an verschiedenen Stellen unterbrochen, um ihn alles Ernstes zu fragen, ob derlei rednerische Manipulationen im Verhaltregister seiner diplomatischen Agentschaft verzeichnet seien? Doch war ich natürlicherweise genöthigt, mich passiv zu verhalten und höchsten Falles meinem innersten Erstaunen einen leisen physiognomischen Ausdruck zu gestatten.

Uebrigens aber erreichte die schwäbische Dazwischenkunft die gehofften Erfolge nicht. K. schnitt vielmehr eines jener burschenschaftlichen Gesichter, von denen, wenn ich mich recht entsinne, einstmals behauptet worden ist, daß sie von verstockten Ideen so verballhornt seien, um auf sich keinerlei Einwirkungen politischer Vernunft und praktischer Lebensansicht zu ermöglichen; und so schroff trat aus jeder Linie seines Gesichts in diesem Moment ein flegelhafter Jahnianismus hervor, daß ich

bei aller patrizischen Einsicht nicht begreife, wie bei solcher offenbaren Einseitigkeit des Standpunkts Herr K. jenes Rufs als Historiker theilhaftig werden konnte, dessen er, wie ich wohl weiß, in der gelehrten Welt genießt. Und doch sind seine Monographie Kaisers Friedrich Barbarossa, seine Geschichtsabrisse verschiedner weiland italischer Republiken, seine Darstellung des englischen gemeinen Wesens unter dem Revolutionsscepter Cromwells, und endlich seine jüngst erschienene Geschichte des Mittelalters nichts mehr und nichts weniger als ein fades Gebräu historischer Daten, untermischt mit zahlreichen mecklenburgisch-breitspurigen Phrasen allgemeinen, radical-renommistischen, politisch-unzüchtigen Inhalts.

Anlangend den Herrn G., so schien dieser demagogische Fashionable von dem patriotischen Zuspruche des Schwaben zwar etwas mehr als K., doch auch nicht inniggenug ergriffen zu sein, um sofort den Geist seiner erstarrten Disparatheit am Altare des „gemeinsamen Vaterlands," des „deutschen Nationalsinns" aufzuopfern.

Er machte ein kluges advokatisches Gesicht, meinte, ehe von einem wirksamen deutschen Patriotismus in des Doktors Sinne die Rede sein könne, müßte zuvor die eschenheimer Gasse in Frankfurt a. M. vom Baustyle einer gewissen conföderativen Einrichtung gereinigt werden, jedoch ankere die Hoffnung solcher politisch-architectonischen Purification weniger am deutschen Frei-

heitsgeiste selbst, als vielmehr an der freundschaftlichen Zuneigung des unvergleichen Franzosenvolks.

Bei dieser characteristischen Wendung in der G...'schen Rede fuhr Kortümrer in wüthender Wildheit auf, betheuerte unter den expressivsten Grimassen, daß er jegliche, mit den „Wälschen" sympathisirende deutsche Idee für ein Machwerk des Teufels, für einen Verrath an Deutschland betrachte, und daß diejenigen unsrer Landsleute, welche eines blinden Glaubens an die Möglichkeit eines Zusammenwirkens der französischen und deutschen Volksfaktoren sich noch immer nicht entschlagen könnten, allesammt verdienten, in den ätzenden Gewässern der Seine von ihrem giftigen, innationalen Aussatze gereinigt zu werden.

Dies sagend und noch einen grimmenden Blick auf G... werfend, schüttete er den Rest des vor ihm stehenden Biers in seinen gallig-incitirten Schlund, ergriff dann seinen alten Filz und eilte ohne Gruß davon.

Wir sahen ihm durch's Fenster nach und bei aller Intrication meiner Stimmung macht' es auf mich doch einen äusserst komischen Eindruck, als ich den originellen Mann in den weiten um die schmächtigen Waden tanzenden Beinkleidern, dem defecten Frak und den erdfahlen Schuhen, auf welche die nichts weniger als städtisch-feinen Strümpfe, des Strumpfbands ledig, in romantischer Ungezwungenheit herabkollerten, in barocker Eile davonlaufen sah.

G . . . enthielt sich eines seltsamen Lachens nicht; mein Schwabe aber schien von dem Auftritte unangenehm ergriffen zu sein und in seinem Gesichte spiegelten sich Dinge, die, wie mich bedünken wollte, nicht so ganz mit dem Bewußtsein harmonirten, welches ihm als einem Vigilator rechtshistorischer Interessen zukam.

Es erfolgte eine Pause, während welcher ich Gelegenheit hatte, ohne Störung die Eindrücke des eben Erlebten zu sammeln.

Natürlich konnt' ich mir nicht verhehlen, daß die von den verschiednen Seiten mir kundgewordnen politischen Anschauungen, Aussichten und Bestrebungen allzumal den Drachen einer Umwälzung in sich beherbergten; inzwischen der Gedanke, daß die manchfachen Abarten dieser Drachennatur sich gegenseitig wieder selbst zerwühlten und vernichteten, mußte den Eindruck jenes Bewußtseins beträchtlich schwächen, und die ganze Spitze desselben abstumpfen.

Uebrigens sollte die Pause, in die wir, Jeder seinen Gedanken hingegeben, verfallen waren, nicht lange andauern, denn noch mochte der flüchtige Meklenburger kaum tausend Schritte von dannen gegangen sein, als desselben Weges ein paar ernste, in lebhaftem Gespräch begriffene Männer daher zogen, in deren einem ich sogleich den heutigen Tischnachbar des Rathsschreibers, Professor Snellbad erkannte.

Den Mann an seiner Seite bezeichnete mir der Doktor als den vielberüchtigten Dr. Pfeiffersieb.

Meine Neugierde, diesen Kapitaldemagogen von Angesicht zu Angesicht zu schauen, war längst rege; und als sie vielleicht jetzt schon nach wenigen Augenblicken befriedigt werden sollte, schnitt mir nichts destoweniger ein zweischneidiges Mißgefühl durch's Herz, zweifelsohne zufolge des Naturgesetzes gegenseitiger psychischer Abstossung.

Als, nur noch einige Schritte von der Tabagie entfernt, uns die Ankömmlinge an der Fensterwölbung gewahrten, grüßten sie ungemein verbindlich herauf und traten dann nach mehren Secunden zu uns herein.

Meine Aufmerksamkeit richtete sich vorderhand fast ausschließlich auf Pfeiffersieb.

Eine mittelgroße, offenbar in sich ungefestete Gestalt, mit einer bleichgelben, hektischen Physiognomie, darin zwei brennend-schwarze, stechend-blitzende Augen.

Ich ward wiederum mit dem scharf betonten Nachsatz: „Ein deutscher Patriot!" vorgestellt.

Pfeiffersieb besah mich hierbei mit einem jener illoyalen hambachischen Blicke, welche, schon an und für sich schneidend, in ihrer plebejischen Zuspitzung wider den Adel noch besonderer giftiger Schärfe sich vermessen. Von andrer, nicht minder gewichtiger Innerlichkeit waren die examinatorischen Blicke Snellbads. Ohnehin Kriminialist, und zwar ein sehr berühmter, lag sein tiefsinnig-

dunkles Auge einige Secunden lang so durchdringend fest auf mir, daß ich mein eignes niederzuschlagen mich fast vergessen hätte. Dann glitt ein leichtes gutmüthiges Lächeln über sein Gesicht und bei der Wirthin eine halbe Flasche Markgräflers sich bestellend, schien er sofort rücksichtlich meiner durchaus mit sich im Reinen zu sein. Am deutlichsten leuchtete dies daraus hervor, daß er auf keinerlei politische Anregung des Doktors einging, zur Erzählung aber in Betreff der komischen Flucht seines Specialfreundes, des meklenburgischen Historikers und deren Ursache, nur einigemal lächelnd die Achseln zuckte und schließlich etliche allgemeine Redensarten zum Vorschein brachte, woran in gleichem veranlassendem Geiste die Uebrigen, mit Ausnahme des Schwaben, nach Kräften participirten.

Mittlerweile entging mir das Bedrückte und die gemachte Unverfänglichkeit ihrer Phrasen nicht und ich erkannte alsbald klar, daß diese Männer sich für hinlänglich verpflichtet hielten, sowohl wider sich wie gegen andre auf der Hut zu sein, vornehmlich gegen deutsche Barone, die unter dem Aushängeschild verfolgter Patrioten die „freie" Schweiz durchstreiften. Mitunter entschädigten sie sich freilich für den sich angethanen Zwang durch einzelne höllische Exclamationen, die, obwohl ohne scharfgedrungnen Inhalt, in ihrer Allgemeinheit sich doch so derb-prägnant manifestirten, daß mir dabei Mark und Nerven zitterten.

Indeß aber diese seltsame Scene spielte, hatt' ich von dem Rumor, der in dem durch zahlreiche Tische punktirten Hofraume sich je lauter und mannigfaltiger erhob, Veranlassung genommen, von Zeit zu Zeit dem Grunde davon nachzusehen und nun konnt' ich gewahren, wie besagter Hof sich nach und nach mit einer großen Zahl meist handwerksmässig aussehender junger Leute füllte, unter denen zuweilen eine edler gebaute und feiner gekleidete Gestalt auftauchte.

Die Aufmerksamkeit meiner Landsleute, in deren wenig erbaulichen Mitte ich mich befand, geruhte nun ebenfalls, von dem Lärm Notiz zu nehmen. In Snellbad's Gesicht, da es zu den Gesellen hinabsahe, zeigte sich ein halb ernstes halb ironisches Lächeln, das ich nicht recht zu deuten verstand; der frankfurter Demagoge spiegelte sich in den Freuden seines democratischen Berserkergeistes; Pfeiffersieb drückte seinen hochverrätherischen Kopf etwas tiefer in die unansehnliche Kravatte und mein Schwabe, einigen präsumtiven Indigestibilien von heute Mittag erliegend, gehabte seinen Kopf in unvergleichlichem Trägsinn. Etliche anzügliche Farben an den Mützen und den Uhrbändern der jungen Leute machten mich stutzig, hingegen flößte der je mehr und mehr sich erhobene Lärm mir allmähliges Entsetzen ein. Zu allem Ueberfluß warfen die wilden Gesellen mitunter nach unsern Fenstern so rücksichts- und anstandslose Blicke,

daß ich bald vollends gewiß war, eine Compagnie Volksaufwiegler vor mir zu haben.

In meiner Contraktion frug ich Snellbad'n, was es mit dieser Versammlung für eine Bewandniß habe. Ich hatte mich wahrscheinlich etwas unsicher ausgedrückt, denn der Befragte fixirte mich mit einschneidendem Humor und sprach: „Mein Herr, das sind einige Pfrofreise einer deutschen Revolution!"

Ob nach solcher Eröffnung meine Pulse etwas lauter pochten als zuvor, weiß ich nicht; jedoch geschah es, offenbar zur Erhaltung meines moralischen Gleichgewichts, daß der Doktor, erwachend plötzlich aus seiner thierisch-somnambulen Apathie, sein wohlgenährtes Angesicht zu mir herüber streckte und mir darinnen einen Optimismus zeigte, der unverkennbar sagen sollte: „Mein theuerster Baron: nur keine Furcht!" —

Unterdessen blieb es unten im Hofe nicht beim regen Rumor, sondern mehre gellende und heftige Organe ließen ein Geschrei, das Gesang bedeuten sollte, von sich vernehmen, und es wurden nunmehr meinen Ohren **successive** die angenehmen Melodieen verschiedner Körnerscher Lieder, etlicher Jahnischer Burschenpsalter und einer dem deutschen Demagogismus angepaßten Uebertragung der **Marseillaise** vorgeführt. Dies war die Ouvertüre.

Wilder Gläserklang alsdann erschallte und nachdem der „deutschen Nation" ein wüthendes Lebehoch, und

deren „Tyrannen" ein terroristisches Pereat ausgebracht worden, bestieg einer der jungen Tagediebe einen Tisch und debütirte vor der Versammlung in teuflisch-incisiver Uebertreibung mit einer Rede über die „fluchwürdigen Mißstände und die Tyrannenherrschaft in Deutschland."

Kaum hatte diese Canaille geendigt so ergriff ein Andrer aus dem Haufen das Wort, brüllend und singend; dergestalt lößten sie sich ab, bis wenigstens sechs gesprochen hatten.

Während der Zeit, in der sich Alles dies begab, war es Nacht geworden, und die letzten Sprecher redeten im Zwielicht unstet flackernder Lampen, die nicht genug vor der Luft geschützt waren, welche vom Fluß heftig herüber wehte.

Dem Wortlaute nach den Inhalt dessen, was die hochverrätherische Brut gesprochen, hier zu rekapituliren, ist mir unmöglich. Eine innere Betäubung hatte schon nach der Perroration des ersten Gesellen meinen innern Menschen halb verdrückt, und was die übrigen dann noch von sich gäben, verhallte auf der gestörten Resonnanz meines Gehör-Organs. Nur die Gedanken im Allgemeinen waren mir allerdings vernehmbar; sie alle aber bewegten sich um dieselbe Spitze, um die Spitze nehmlich der „tausendköpfigen Tyrannenhyder Deutschlands," welcher den Kopf abzuschlagen diese kleine Demagogenschaar offenbar gewillt schien.

Zu einem deutlichen Bewußtsein des freveln, vor meinen Augen sich begebenen Unsinns gelangt' ich erst, als einige derbe Schläge sich die Freiheit nahmen, meine rechte Schulter zu insultiren.

„Bei Ihrem Wappen!" raunte mir die Stimme des Doktors in's Ohr, „vergessen Sie sich nicht und bedenken Sie vielmehr, daß die Beseitigung Ihres Patriotenthums Ihnen die Anwartschaft auf ein Nachtbad in der Aar verschafft." „Bei allen Heiligen, was that ich denn!" antwortete ich dem Doktor erstaunt und mit gedrücktem Accente. Mich keiner Auskunft würdigend, ergriff der Doktor mich beim Arme, verkündigte mir, daß er die Zeche bezahlt habe, und schleppte mich dann zur Thüre hinaus. Draussen in der frischen Nachtluft athmete ich hoch auf und folgte, immer in seinem Arm, mehr instinctiv als freiwillig dem rasch davon eilenden Schwaben.

Ohne ein Wort mit einander gewechselt zu haben, erreichten wir die Stadt und meine Wohnung. Der Doktor begleitete mich in diese. Er war aufgeregt, ich zitterte an Händen und Füßen. Ermüdet sank ich, während der Doktor meine Stube verschloß, auf's Sopha.

„Was haben Sie vor, mein Herr!" rief ich beklommen, als ich den Riegel knarren hörte und der Schwabe mit einer Geberde, die aller Galanterie entledigt war, einen Sessel vor mich hinrückte und auf demselben unter den seltsamsten Gesten sich niederließ. „Vorhin

bin ich," begann er dann, „wenn auch nicht der Retter Ihres Lebens, so doch das Palliativ vor einer lebensgefährlichen Erkältung gewesen, die Sie leicht bei etlichen Graden Wasserfrosts durch Ihre Unbesonnenheit sich zuziehen konnten. Denn einer gelindern Bezeichnung ist Ihr Sich selbst vergessen, dem Sie im **Café du pont** verfielen, nicht fähig. Da Sie in Folge Ihrer geistigen Absenz natürlich der nähern Umstände dieses Verlorenseins sich nicht erinnern, so bin ich genöthigt, Ihnen die Thatsache auseinanderzusetzen. Sie waren, wie Sie zugestehen werden, ein höchst aufmerksamer Zeuge alles im Hofe der Tabagie sich Zugetragenen. Sie begnügten jedoch sich nicht, Ihr Erstaunen blos die innersten Fasern Ihres Menschen berühren zu lassen, sondern alsbald trat dasselbe aus Ihren gesammten äussern Sinnen hervor. Ihre Augen blinckerten wie geäzt von brennendem Giftstaub, Ihre Nase schnopperte als sei ein Miasma von irgendwoher im Anzug, Ihre Ohren vibrirten wie die Ohren jenes Thiers, das in guter Gesellschaft nie ohne Selbstverleugnung genannt wird, und wenn ich unbescheiden sein soll, so kann ich wohl sagen, daß Ihre Zunge, als die Vertreterin Ihres Sprech- und Denkvermögens, indem ihr die Spitze aus den feudalistisch-geöffneten Lippen heraushing, etwelche Töne von sich gab, die unstreitig weniger ob ihres unarticulirten Characters als wegen jener inexplicabeln Eigenthümlichkeit auffielen, wodurch so sehr sie von dem Laute echter männlicher

Biederkeit sich unterschieden. Nächstdem machte an Ihrem ganzen Körper ein gewisses Zittern sich bemerkbar, das für nichts weniger denn als ein Tremuliren deutsch-patriotischer Ideen sich darzustellen vermochte, so daß es, diese Symptome zusammengefaßt, nicht fehlen konnte, daß das scharfe Auge eines Pfeiffersieb's und Snellbad's, alsbald den aristocratisch-schlimmen, vigilirenden Kautz in Ihnen erkannte.

Diese Erkenntniß aber sprach sich in einigen rednerischen Einschnitten über Spionage, niederträchtigen Knechtssinn, Aristocratenbrut und dergleichen aus, indem verschiedene Seitenblicke auf meine eigne Persönlichkeit fielen, die in diesem Augenblicke mir jedenfalls höchst lästig waren.

Bei der Stimmung unten im Hofe, Herr Baron, mögen Sie leicht ermessen, welche Wirkungen ein von jenen Herren der Gesellschaft geäußerter Verdacht rücksichts dessen, wofür Sie gehalten wurden, zur Folge haben mußte und Sie sind daher ganz in der Lage, einerseits die urbane Toleranz unsrer deutschen Landsleute, und andrerseits die Dazwischenkunft zu würdigen, vermittels deren ich Sie von der unsichern Stätte hinwegbrachte. Die unerbaulichen Reden, die uns zur Thüre hinaus begleiteten, hörten Sie wahrscheinlich nicht und jedenfalls ist Ihnen jener gelbe robespierre'sche Blick entgangen, mit dem Herr Pfeiffersieb Ihren Rücken maß, während der Frankfurter gegen Snellbaden betreffs Ihrer einige

ausholende Handbewegungen machte, die nicht auf die besten Intentionen deuteten. So stehn die Dinge, Baron; das ist die sich begebne Thatsache. Ich werde morgen den ganzen geschlagenen Tag bei den Matadoren der deutschen Freiheitszunft herumwandern müssen, um das gegen mich selbst erregte Mißtrauen zu aboliren und Sie, mein hochgeehrter Herr, vor unangenehmen Nachforschungen sicher zu stellen." —

So der Doktor. Ich war perplex. Auf's Neue ward ich an der Chamäleonsnatur des Schwaben irre.

„Sollt' er dennoch aufrichtig und ein echter und gerechter Leibeigner der guten Sache sein?" so sagt' ich zu mir selbst. Es drängte mich, der Zweifel los zu werden. Also hub ich, nachdem ich mich gesammelt hatte, zum Doktor an: „Verzeihen Sie, mein Landsmann, wenn ich Ihr Gewissen mit einigen Fragen behellige, die ob der Ursache, aus welcher sie hervorgehn, ein Recht auf Ihre Nachsicht haben. Ich sahe nemlich Sie heute in so verschiednen Stimmungen und Hingebungen, daß es mir schwerfiel, in Ihren Reden die Wahrheit von der Fiktion, darin den innern Menschen von der Ihnen übertragenen Rolle zu unterscheiden. Sie decouvrirten sich mir zuerst als einen der Sache des historischen Rechts, der Throne, der Aristocratie und der Kirche ergebnen Mann, um sich mir wiederum gleich darauf als einen Anhänger jener neuen fluchbeladnen Ideen zu offenbaren, die schon so viel Unheil über die Welt heraufbeschworen

haben. Sie schilderten das Wesen deutscher Zustände mit einer Wärme, welche, indem sie auf eine genaue Kenntniß derselben hindeutet, zugleich eine große Mitleidenheit mit deren Schwächen voraussetzt, und immer glaubt' ich Ihren eigensten Geist in allen den Fällen besonders aufleben zu sehen, wenn es Ihnen vergönnt war, auf irgend eine wahre oder vermeintliche Schattenseite im deutschen Nationalcharakter hinzuweisen.

Verzeihen Sie, lieber Doktor, wenn ein Mann meiner Art und Herkunft gegenüber von Personen bürgerlicher Geburt, hinsichts derer ihm noch nicht alle nöthigen Garantieen geworden sind, stets einiges Mißtrauen beibehält und betrachten Sie es als ein Zeichen besonderer Achtung, wenn ich Ihnen meine Zweifel kurzweg vortrage, um Sie zu veranlassen, dieselben unter Documentirung thatsächlicher, in sich begründeter Gegenargumente zu beseitigen."

Auf diesen Angriff stellte sich der Doktor überrascht, ohne daß diesem Affect' eine Spur eigentlicher Empfindlichkeit sich beimischte. Er besaß, wie ich nun mehr und mehr mich überzeugte, sich jederzeit vollkommen. Eh' er meinen doch gewiß recht gentlemantike geführten Hieb parirte, huschte etwas über sein Angesicht wie Hochmuth und Spott in moralisch-chemischer Mischung, dann nahm er eine rechte Professorsmiene an und begann: „Ich bin mir nicht ganz bewußt, verehrter Herr Baron, was ich auf Ihre ausgesprochnen Zweifel entgegnen soll.

Erlauben Sie mir daher, ohne an den speziellen Gegenstand derselben mich zu kehren, Ihnen einiges Allgemeine darauf zu erwiedern, was eben so gut in die Luft gesprochen sein könnte, so daß ich Sie auch ersuche, im Falle, daß Ihnen die Antwort nicht entspricht, dieselbe für eine Addresse an die Geister der Luft anzusehen.

Laßen Sie mich Ihnen vor allen Dingen gestehen, daß ich in der eigenthümlichen Haltung Ihres heutigen Benehmens einen Beweis mehr erblicke, wie Ihre Standesgenossen die ihnen im deutschen öffentlichen Leben durch die Neuzeit angewiesene Stellung ganz und gar mißkennen. Die Einen geben in lächerlichem Spleen den abgefaulten Ideen einer morsch-zusammengefallnen Zeit sich hin, ohne eines klaren Blicks in die Gegenwart und Zukunft zu genießen; indeß die Andern, obzwar nicht blind für die moralischen Nothwendigkeiten, aus welchen die Gestaltung der neuen Dinge hervorgegangen, in ihrer blöden Unkenntniß des Weltgesetzes nicht destoweniger sich vermessen, dem in letzterm sich spiegelnden Geschichtsgeiste ein Bein zu stellen und so ein unvermeidliches gründliches Verderben auf sich heranzuführen. Wenn der deutsche Adel der Gegenwart seine Stellung wahrhaft begriffe, dann müßte er, sich völlig begebend des letzten Plunder-Rests seiner feudalistischen Vergangenheit, fest sich anklammern an den Kern des Volks, demselben sich inkarniren mit Allem, woran sein Herz, sein Bewußtsein, seine Zukunft hängt. Denn hinführo gibt es keine Geschichte der

Throne mehr, an welche die heruntergekommene Aristocratie ihre Schicksale anzuknüpfen vermöchte, sondern nur eine Geschichte der Nationen, über welche fürder keine Idee des Rechts noch überhaupt ein größeres Interesse hinausliegt. Das Wort „Vorrecht,“ ein kläglicher, in der Sonne der Vernunft erstickter Begriff, auf welchem bisher die Anmaßlichkeit des Adels fußte, darf künftig, wenn die Menschheit in rational-historischer Entwickelung wirklich vorwärtsschreitet, nicht einmal dem äußern Schalle nach vernommen werden, geschweige, daß er noch einmal die Initiative zu schmählichen Corruptionen des öffentlichen und privaten Rechts ergriffe.

Anstatt nun aber einzusehen, daß jegliche Hoffnung auf eine Wiederherstellung im Sinne feudalistischer Renaissance eine Thorheit, die Tochter eines armseligen Stumpfsinns ist, hockt die deutsche Aristocratie noch immer über dem Dotter einer phantastischen Neugeburt, schimpft über den Parvenu, genannt Bürgerthum, und bietet, weder gehoben durch Charakterkraft noch Geistesbildung, in ihren Salons das fratzenhafte Bild eines perfiden Larvenlebens dar, das des Bürgers unverdorbnen Sinn von Menschenwerth mit Verachtung erfüllt. Eine der dreistesten Abartungen eines Theils des deutschen Adels, des katholischen, macht sich vornehmlich noch in jener Liaison mit dem Clerus, mit dem römischen Popanze kund, in welchem er starrsinnig die Zauberquelle neuer Strömungen erblickt, die ihn in mächtigen Wellenschlägen

durch die Niederungen und über das platte Feld des eigentlichen Volksganzen wiederum tragen sollen. In dieser blinden Köhlerhoffnung hört er das Hämmern des Zeitgeistes nicht, der den Sarg seiner Aussichten schon bald fertig gezimmert.

Während der Doktor solchergestalt redete, war mir, als drück' es mich immer tiefer in die weichen Kissen meines Sopha's hinein, gleich als ob ich aus den Höhlen der Pferdehaare nicht wieder erstehen solle. Es blinkerte mir vor den Augen wie Feuerfunken, ersprühend der mächtigen Reibung von Stein und Stahl. Ich wußte jetzt nicht, wie ich mich gegen den Schwaben noch gebahen sollte.

Am liebsten wäre mir gewesen, daß er mich verlassen hätte. Doch schien er hierzu nicht nur keineswegs gewillt zu sein, sondern er fixirte mich auch noch in allen Wandelungen eines Mienenspiels, worin die erkünstelte Bonhommie einen kaum mittelmäßigen Sieg über den allseitig hervorbrechenden Hohn davon trug. Natürlich konnt' es ihm nicht schwer fallen, den ganzen Eindruck zu bemessen, den seine letzte sträfliche Explication auf mich hervorgebracht. Um deßwillen begann er neuerdings in jener coulanten Weise, die ich schon mehremale als Anomalie der gewöhnlichen Schwabennatur bewundern mußte und die begreiflicherweise das ihrige dazu beitrug, die räthselhafte Erscheinung des Doktors vor meinen Augen zu erhöhen.

Ich bemerke wohl, hub er an, daß Sie noch immer Ihres einseitigen Mißtrauens gegen mich sich nicht erwehren können. Jedoch lassen Sie immerhin es fahren, mein verehrtester Baron! Denn zweifelsohne mag es besser sein, die Wahrheit aus dem Munde eines ergebenen Freundes zu hören, als von der Vyperzunge eines Feindes, dessen Grundsatz es ist, weder im Worte noch in der That eine Schonung zu kennen. Ueberhaupt ist heutzutage die Wahrheit ein köstliches, sicher zum Ziele führendes Ding. So allgemein hat die Lüge in geschminkter und ungeschminkter Gestalt sich in alle öffentlichen und privaten Bezüge des Jetzt-Lebens eingeschlichen, daß ihre Wirkungen je mehr und mehr an sich selbst erlahmen und die Wahrheit schon um ihrer Seltenheit willen eines sichern, ihre Ziele garantirenden, Nachdrucks sich erfreut.

Daß es übrigens nöthig war, Ihnen ein Stück Spiegel vorzuhalten, worin Sie die Gegenwart des deutschen Adelthums erblickten, ist für Sie und Ihre Standesgenossen characteristisch.

Wer sich im Zauberspiegel der Zeit nicht in seiner wahren Wesenheit zu erkennen vermag, wer fähig ist, die morsche Blässe seines angefaulten Organismus für den vielverheissenden Teint einer großartigen Verjüngung anzusehen: dem muß man die Wahrheit in die Augenwinkel rücken, damit er entweder sehend werde oder gründlich erblinde.

Sie waren vorhin Zeuge einer Versammlung des sogenannten jungen Deutschland's, und was Sie da vernahmen, erfüllt maßstablos Ihre angsterfüllte Brust. Mich dagegen amüsirte dieser Spaß, und mein moralischer Magen — daß mir dieses Bild gestattet sei! — verdankt ihm die schnellere Zermalmung einiger heute Mittag empfangnen unverdaulichen Stoffe. Ich habe mich über die Bestrebungen der deutschen Flüchtlinge schon gegen Sie ausgesprochen und eigentlich bliebe mir rücksichts dieses Punktes nichts mehr zu erläutern übrig. Aber Ihr Gedächtniß ist etwas kurz, mein Herr Baron, und daher ruf' ich in dasselbe die gemachten Mittheilungen zurück. Um noch einen andern Trost hinzuzufügen, so send' ich Ihnen Morgen eine kleine Travestie, die ich nach einer ähnlichen Assemblee des hierorts etablirten politischen jungen Deutschland's rasch entwarf.

Für heute: gute Nacht! Träumen Sie von dem neuen Tage, der über Deutschland anbrechen soll — einmal muß sie doch auch über uns erwachend aufgehn die in den Ewigkeitsschlaf versunkne Sonne! —

Den 20. August.

Gestern Abend bin ich mit Verzeichnung der eben mitgetheilten Erinnerungen zu Ende gekommen; und indem ich in ihrer Darstellung mich der möglichsten Gegenständlichkeit befliß, lebt' ich mich subjektiv dermaßen aus, daß ich in diesem Augenblicke einer völligen Erschlaffung verfallen bin. In dieser Stimmung, die mich nichts Besseres unternehmen läßt, will ich die oben berührte s. g. Travestie des Doktors, die er mir, seinem Versprechen zufolge, pünktlich sandte, hier abschreiben.

Des Doktor's Travestie:

Das junge politische Deutschland.

Dramatische Skizze.

Ort der Handlung: Bern.

Zeit: August 1834.

Scene:

Eine schöne Promenade am linken Ufer der Aar, oberhalb der neuen Brücke. Auf dem rechten Ufer des

Flußes ein Belustigungshaus, in dem ein wüthender Lärm erdröhnt. — Ein Fremder und ein Berner wandeln die Promenade auf und nieder und bleiben stille stehn, da sie den Lärm vernehmen.

Der Fremde.

Welcher fürchterliche Tumult! Sind es Söhne Winkelrieds, die da drüben so gewaltig hausen?

Der Berner.

Weit gefehlt, mein Freund! Es sind deutsche Töne, die zu Ihnen herüberschallen. Das Haus, welches Sie drüben am kleinen Bergesabhange gewahren, ist für Sie ein überaus wichtiges! Denn die Emissäre der deutschen Freiheit (man sagt, es seien ungefähr ein Dutzend relegirter Studenten und ein halbes Hundert Handwerksburschen) berathen dort das Wohl Ihres Vaterlandes. Es muß zu einem großen Entschluße unter ihnen gekommen sein, daß vor dem Dröhnen ihrer echt republikanischen Kehlen ringsum die Gegend und der Fluß erbeben.

Der Fremde.

Ei, ei, — was ich nicht höre! (Ein wiederholter Ausbruch lärmenden Jubels erschallt vom Lustorte herüber.)

Der Berner.

Sollt' es Ihnen einige Zerstreuung gewähren, den Gehalt und die Weise, wie über die Neugestaltung Deutschlands verhandelt wird, kennen zu lernen, so seien Sie so gefällig, mir zu folgen. Ohnedies ist, wenn ich mich recht entsinne, heute irgendwo hier eine Generalsitzung des jungen Deutschlands. Vielleicht, daß sie eben jetzt dort drüben gehalten wird.

Der Fremde.

Aber wird unser Erscheinen nicht Aufsehen erregen und wohl gar Unannehmlichkeiten für uns zur Folge haben?

Der Berner.

Seien Sie unbesorgt. Die Herren lieben es, Zuhörer, und selbst solche unsers Schlages, zu besitzen. Nächstdem wird eine Flasche Burgunders uns berechtigen, Zeugen ihrer Debatten zu sein.

(Sie gehen die Brücke hinüber. Beim **Café du pont** angelangt, setzen sie sich an einen, am Ende des Hofraums befindlichen, ganzabgesonderten, Schenktisch, an dem ein Unbekannter sein Abendbrod verzehrt; alle Tische des übrigen Raums sind von Deutschen eingenommen. Auf einen, in der Mitte des Hofs stehenden, der zugleich als Rednerbühne

dient, steigt so eben unter dem lauten Donner des allgemeinen Beifalls einer aus der Zahl der deutschen Studenten und es beginnt, nachdem sich der Rumor gelegt,)

Der Student.

Ha, bei'm Zeus! so mein' ich's auch, es flieht
Schwindelnd, taumelnd mir am Aug' vorüber,
Riesig zieht durch unsre Brust Ein Geist!
Schaurig dröhnet in Walhalla's Hallen
Odin's Keule, und Tyrannen fallen
Auf Germanien's blutbefleckte Flur.
Aus der Hölle steigen Phänomene
Wüthend schnaubend, — und Germaniens Söhne
Seh'n der Freiheit breitgetretne Spur!

(Die Versammlung schwenkt ihre Hüte und Mützen und ruft als Chor)

— Und Germaniens Söhne
Seh'n der Freiheit breitgetretne Spur! —

(Unter dem triumphirenden Beifallsrufe der Versammlung steigt der Student vom Tische herab; ein zweiter Student besteigt nun letztern; indessen beobachten der Fremde und der Berner aufmerksam den unbekannten Tischnachbar, dessen Augen mit einem unheimlichen Feuer in die Gesellschaft hineinglühn.)

Zweiter Student.

(Er schreit fürchterlich.)

Ja, sie naht, sie naht, die holde Stunde
Unsrer Freiheit; wir sind aufgerufen
Sie zu bringen dem gedrückten Volk'.
Stolz und kühn, erhabenen Gefühles
Blick' ich um mich in dem hehren Kreis —
Wo die wackersten des deutschen Volkes
Zu der großen That sich heut' verschworen.
Kurze Tage nur der Sclaverei
Steigen noch aus nächtigem Schwefelpfuhle:
Denn aus Westen bricht die Freiheit an.
Nieder drum mit Deutschlands Doktrinären,
Auf die Fürsten los, den Adel nieder —
Schrecklich Licht hinein in diese Nacht!

(Der Unbekannte bricht bei den letzten Worten in ein Hohngelächter aus, das jedoch von der Versammlung nicht bemerkt zu werden scheint. Der Fremde und der Berner wollen sich Verschiednes mittheilen, aber die Verbündeten, indem sie ein donnerndes Lied von Harro Harring anstimmen, auf welches ein Körnersches folgt, ziehen ihre ganze Aufmerksamkeit auf sich. Gleich darauf besteigt ein dritter junger Mensch, dem Anschein nach ein Jägerbursche, den Tisch, und liest Einiges aus den paroles d'un croyant, dem er dann noch Folgendes hinzusetzt:)

Dritter junger Mensch.

Gleichheit, Gleichheit! — bei dem höll'schen Styx!
Laßt die Schwerter rings im Kreise dröhnen,
Unsre Wuth laßt fort zur Heimath tönen!

(Der Unbekannte lacht schrecklich, aber nur seinen beiden Tischgenossen bemerkbar; diese, hierüber nicht wenig erstaunt, theilen sich im Stillen ihre Glossen mit. — Bei dem Ausrufe: „Laßt die Schwerter rings im Kreise dröhnen" ꝛc ꝛc — brechen viele von der Versammlung in ein unwillkührliches Gelächter aus, indem sie vergebens nach irgend einem Metalle an ihren Lenden greifen; nur ein kleiner koboldartiger Schneidergeselle zieht eine große Scheere, das Symbol seines Wirkens, aus seiner Tasche hervor, klappt sie einigemale auf und nieder und bespringt den, vom vorigen Redner verlassenen, Tisch. Indeß die hochgewölbte Brust in kühnen Zügen aufathmet, ragt von seinem Rücken ein nicht unbedeutendes Hügelchen wider die Sterne empor. Die Scheere fibrirt unaufhörlich in seinen Händen; im hellen Lichte des Mondes erkennt man, daß der gewaltige Strom seiner Gefühle vergebens nach einem Kanale ringt, in den er sich ausgösse; endlich bewegt sich nochmals seine Rechte krampfhaft, die Scheere klappt verwegen, und her-

vor aus rednerischem Munde erschallen die denkwürdigen Worte:)

Das Schneiderlein.

Ha, ha! klapp, klapp! (er klappt)
Hervor, ihr Gänsekiele!
Gegäns'te Kiele ihr, ihr dummen Gänse —
Hier, dieser Höllenzahn, erkies't Euch Tod!
(er deutet hierbei auf die Scheere)
Was! Länger sollen wir den Zwirn noch zwicken?
Wir — stolzen Geist's aufathmend hoch empor!
Sind wir nicht Alle gleich? — Ha, welch' Betrug!
Nach Deutschland drum, nach Deutschland, schlagt sie todt,
Die Gänseriche, rupft sie aus — ha! —
(er schnauft ein wenig aus) es wälzt
Im wilden Busen sich mein grimmig Blut.
Kameraden ihr, Collegen, fort nach Deutschland!

(Der Chor der Schneider und der übrigen Handwerksbursche ruft:)

Schaut, welch' ein Muth! Ehrwürdiger Genoß,
Der Führer sollst du sein im schnöden Kampf!

Einige Studenten rufen:

Aus ihm heraus sprach laut die Nemesis!

(Unter dem schallenden Beifall der Versammlung verläßt der Schneider den Tisch, worauf sich dessen ein Schustergeselle bemächtigt. Mit erhel-

lender Glut leuchtet aus dessen Gesichte eine große Kupfernase in das Dunkel der Nacht, indeß sich seine Arme, gleichsam den Sternenhimmel zum Kampfe heraus fordernd, fiebrisch ballen. Nach einer energischen Gebärdung der Hände beginnt der)

Schuster.

Um eine Gunst bitt' ich Euch, Freunde, sehr —
In meine Krallen laßt die Amtleut' fallen,
Das Advocatenvolk, das Schreibervolk —
Oh — ich erwürg' sie Alle, All' zumal.
Ha! drunten kenn' ich Einen, nah am Rhein,
Der ließ vor einem halben Jahre mich
Ergreifen, dann hinunterwerfen
In eines Thurmes schrecklich schnöde Wölbung.
Ihr staunt und fragt warum? Ei seht:
Ich konnte lange keine Arbeit finden,
Der Fechterlohn war kärglich und mein Durst
Verdammlich groß; deßhalb griff ich auch immer
Zum nächsten vollen Glas' und soff es aus —
Denn feurig hängt mein Geist an Frei- und
Gleichheit!
Als nun einmal im lust'gen Wirthshaus ich
Die wohl geübte Hand keck um mich strecke —
Da faßt mich eine plumpe, dicke Faust,
Und hält mich fest und schleppt mich fort in's Amthaus.

„Herr Geheimerath, da ist er endlich
Der schlimme Wicht'," und nannte meinen Namen.
Und alsdann runzelt der geheime Rath
Die braune Stirn und nimmt mich in's Verhör.
Wie's weiter ging — erspart mir die Erzählung!
Seit dem Moment erfaßte mich die Wuth,
Verderben schwur ich jeglicher Justiz,
Die manchen Andern eher laufen läßt
Als mich. Begreift Ihr auch warum? — ha, ha!
Ich bin ein tapfrer Bursch halt, der
Gemeinschaft liebt, den fertigen Braten ißt
Wo er ihn antrifft, kurz — der seine Finger streckt
So weit sie reichen mögen. Juchhe —
Fort, fort nach Deutschland!

(Lauter Applaus der Gesellschaft unter Wiederholung der letzten Worte; der Unbekannte erhebt sich in diesem Augenblicke von seinem Platze und wird, zur nicht geringen Verwunderung des Fremden und des Berners, unsichtbar. Mittlerweile springt der Schuster vom Rednertische herab und eben will denselben ein dritter Student besteigen, als man einen fernen dumpfen Gesang vernimmt, der zuweilen in ein gellendes und bacchantisches Geschrei überschlägt.

In der Gesellschaft wird es todtenstill. Bald ertönen die wunderbaren Klänge einer Mundharmonika, worauf ein Student, der muthmasliche

Präsident der Versammlung, ausruft: „Sie kommen, arrangirt die Reihen!“ — Sofort bilden sich Spaliere bis zum Rasen, über den man in den Hof gelangt. Kaum ist dies geschehen, so erscheinen sechs Jünglinge, verschieden costümirt mit verschiedenfarbigen Kokarden an ihren Hüten und Mützen. Hinter ihnen gehen ernsten Schrittes zwei ältre Männer, in feierliches Schwarz gekleidet. Wenn sie Alle in die Reihen eingetreten sind, erschallt ein dreimaliges lautes: Bravo! Die Neuangekommenen nehmen die für sie bereit gehaltenen Stühle ein; ein großer Theil der Uebrigen läßt sich jetzt ebenfalls anständig auf seine Sitze nieder. Nach einer kurzen Pause erhebt sich einer der sechs Jünglinge, um zu sprechen.

Während dieser Pause hatten sich der Fremde und der Berner, in gieriger Erwartung des Kommenden, auf dem Rasen am Wege zurückgezogen. Sie beide empfinden plötzlich um sich her eine drückende schwüle Hitze und über ihnen vernehmen sie bisweilen ein spöttisches gellendes Gelächter, das sie nicht zu deuten wissen. Von allem dem scheint die Versammlung weder etwas zu hören noch zu fühlen und der Jüngling hebt in gebrochnem Deutsch an:

Der junge Pole.

Die Zeit ist reif, abzuschütteln das schmähliche Joch, das Europa's Tyrannen auf ihre Völker luden; wir sind Menschen, freigeborne Menschen, und im Blute der Tyrannen, im Blute Aller, die uns entgegen sind, wollen wir dieß der Welt beweisen. (Er zieht aus seiner Rocktasche eine große Rolle hervor.) Hier, mit unserm eignen Blute haben wir den heiligen Bund verzeichnet; ihr kennt ihn und unter Gottes freiem Himmel sollt Ihr ihn nochmals beschwören, beschwören und darnach handeln! Ich, des hingewürgten Polens Repräsentant, schwöre zuerst. (Er hebt seine Rechte gen Himmel; sein Gesicht ist gewaltsam verzerrt und seine Augen glühen entsetzlich.) Ich schwöre bei dem Heile meiner Seele auf den gemeinschaftlichen Bund. Fluch den Fürsten, Fluch den Aristocraten, Fluch aller Welt, die nicht mit uns ist! —

(Unter ausbrechendem Lärm schwört ein jedes Mitglied der Versammlung auf den Bund mit den Worten des Polen; einer der ältern Männer will sich erheben und Etwas sprechen, allein auf einmal vernimmt man ganz in der Nähe den frühern, schauerlich dumpfen Lärm. Die Versammlung hört und stutzt; feurige Meteore erglühen in der Luft; um einen dunkeln hochschwebenden Schatten leuchten Glühwürmer und über die Aar herüber krächzt ein Uhu.

Plötzlich ertönt eine gellende Stimme aus der Gegend des Schattens: „Sie sind mein!" — „Sie sind mein!" schallt ein schauriges Echo nach. Der von Entsetzen und Furcht ergriffene Berner schaut noch einmal nach dem dämonischen Schatten — es ist der mit Eins verschwundne Unbekannte. Er und der Fremde sinken zu Boden; ein schwefeliger Qualm verhüllt ihnen den Odem — des andern Tages erwachen sie, schwer und dumpf, in dem verhängnißvollen Café du pont.)

Schluß von des Doktors Travestie.

Keine ganz üble Ironie! Namentlich gefällt mir die Moral, die zwar etwas nachhinkt, aber noch immer packend genug die Frevel der Demagogen ad hominem demonstrirt. Freilich sind sie des Teufels die hochverrätherischen Propagandisten, aber es frägt sich nur, ob sie von diesem früher oder später nicht wieder einmal ausgespieen werden, um in recht durchgeteufelter Wesenheit vielleicht noch unheilschwangrer aufzutreten als in ihrer ursprünglichen Gestalt? Ja, wer mir diese Zweifel lösen könnte! Seit die räthselhafte Erscheinung des schwäbischen Doktors in meine Lebensbezüge eintrat, bemeisterte sich meiner eine gewiße Disharmonie, die ich nicht los werden kann über den Büchern säcularisirter Kirchenväter, nicht in den Zusprüchen meiner Freunde

in Freiburg, mit denen ich ohne Aufhören brieflich verkehre, nicht Angesichts der Demonstrationen Reschif's, der den Doktor gradezu einen verkappten Werkführer der demagogischen Propaganda schilt. Dies mag sein!

Was aber in ihm macht' ihn fähig, diesen Zwiespalt einer Empfindung in mir anzuzünden, der mein ganzes früheres Bewußtsein zu vernichten droht? Wenn ich dem Urquell dieses Mißgefühls nachspüre, so bilden sich in meinem Geiste immer seltsame Gedankenketten, bei deren Ausgangspunkte ich mich frage: Sollt' es denn wirklich eine moralische Persönlichkeit, genannt Volk, geben, welches von der Vorsehung nicht blos mit dem Dreschflegel der Pflicht bedacht worden ist, sondern auch mit der Wünschelruthe eines ewigen und darum unverjährbaren Rechts?

Doch ich darf diesen Gedanken nicht allzulange nachhängen, wenn sie nicht eine mächtige Sinnverwirrung in mir zurücklassen sollen.

So viel ist mir klar, daß des Gesandten Brief, der mich mit dem Doktor zusammenführte, seinen Zweck rücksichts meiner ganz verfehlte, denn bei der fixen Mißstimmung, in die ich versunken bin, eigne ich mich natürlich zu nichts weniger als zur Rolle eines Ausforschers staatsgefährlicher Umtriebe und Geheimniße.

Ich werde auch in der nächsten ruhigen Stunde meinen Freund, den Gesandten, von den Vorgängen in mir, und von meinen Zweifeln, anlangend den Doktor,

in Kenntniß setzen, und jedenfalls darauf bedacht sein, die hiesige nun einmal für mich verpestete Atmosphäre sobald wie möglich zu verlassen.

Am besten wird es sein, mich nach dem Niederrheine und nach Belgien zu wenden. Hier lebt noch ein Volk, das, stark im Glauben der allein beseligenden Kirche und überwacht von einem gottergebenen Clerus, Trotz beut dem Antichristen, der durch die Gassen der profanen Welt einherzieht im grellfarbigen Hanswurstrocke sogenannter Aufklärung und unter den Mißtönen eines unzeitigen und fast lächerlichen Verlangens nach Recht und Freiheit.

In meinem heutigen Abendsegen will ich Gott anflehen, daß er die Zwietracht der in mich eingezogenen, vom bösen Feinde ausgesäeten Zweifel lösche mit dem Oele seines unerschöpflichen Segens, welcher ja der Urquell ist jeglicher Harmonie und jeglichen menschlichen Wohlgefühls!

Papst Hildebrand's Anfang.

Carton.

Es war am 21. April des Jahres tausend drei und siebenzig, als Papst Alexander II. nach einem langen, mühsamen, für den römischen Stuhl in mancherlei Beziehung fruchtreichen Leben, das Zeitliche mit dem Ewigen verwechselte, nachdem er den Stuhl des heiligen Apostels, wiewohl zuerst in Gemeinschaft mit dem Gegenpapste Honorius II. über ein Jahrzehend besessen hatte. Manches Gute ward unter Alexanders Pontificate in's Leben geführt, weil er aber mehr ein Mann von gutem Herzen als von festem durchgreifendem Willen war, so geschah es, daß man den Archidiakonus und Cardinal Hildebrand, schon seit einer längern Jahren-Reihe der Päpste geheimer Rathgeber und Factotum, nicht mit Unrecht für den Urheber mancher Maßregeln des päpstlichen Stuhls aus neuerer Zeit betrachtete, die durch den tiefen Scharfsinn, der ihnen zur Grunde lag, wie durch die Klugheit, mit der sie ausgeführt wurden, einen Jeden überraschen mußten, der einen auch nur oberflächlichen Blick auf die Entwickelungen des wunderbaren Geistes zu thun vermochte, der seit Kurzem seinen ernsten Schritt durch die Welt setzte.

Bei der Nachwelt gereicht es Alexandern zur Ehre, daß er die Judenverfolgung in Frankreich mißbilligte, welche vor einiger Zeit, jedem bessern menschlichen Gefühle zum Hohne, in diesem Lande auf die schaudererregendste Weise stattfand. Wenn er auch die fanatischen Gemüther seiner eignen Landsleute hierdurch erbitterte, so mußten sie durch den Eifer versöhnt werden, mit welchem, angefeuert vom Cardinale Hildebrand, der heilige Vater alle Erscheinungen der Simonie, wo sie irgend sich offenbaren mochten, bekämpfte.

Der Tag, an welchem Alexander zur ewigen Ruhe einging, war außerordentlich schwül und dumpf, wenngleich ob der ungewöhnlichen Härte des Frühlings die äussere Natur noch kein Zeichen ihres Erwachens darwies; und der Fremdling, der heute durch die Straßen Roms wandelte, mußte von dem melancholischen Hinbrüten der Römer und Römerinnen, worein sie versunken erschienen, seltsam angeregt werden, indeß er gleichzeitig Veranlassung fand, in den geheimnißvoll auf den Fußzehen dahinschleichenden Mönchen ein geschäftiges Leben zu bewundern, das in einem räthselnden Rapport zur trägen leidenden Ruhe der Bewohner Rom's und zum finster-drohenden Wolkenmeere stand, das über den Häusermassen der ewigen Stadt sich zusammenlagerte.

Es schien, als habe die Natur an diesem Tag die Physiognomie jenes räthselvollen Geistes angenommen, der jetzt über einem gewaltigen Werke brüten mochte und

dessen Auge sich nun mit schwülem knisterndem Dunkel umzog, da er mit prophetischem Blick des Werkes Folgen vorauserschaute.

Als endlich gegen Abend das Zusammentönen der Glocken in sämmtlichen Kirchen Roms den Heimgang des heiligen Vaters verkündigte und die Menschen aus ihrer dumpfen Abspannung aufweckte, entlud sich auch die schwere, den Himmel bedeckende Wolkenmasse und fürchterliche Donner rollten über die Wölbungen des Capitols, gleichsam um den Menschen fernhin anzudeuten, welche Sprache von nun an das Orakel des heiligen Stuhls mit ihnen reden werde. Kaum hatte Alexander seine Augen für immer geschlossen, als Hildebrand in seiner Eigenschaft eines Kanzlers und Archidiakonus der römischen Kirche alsbald ein Fasten und Beten von dreien Tagen anordnete und zugleich Anstalten zur würdigsten Beisetzung des heiligen Vaters traf.

Doch nicht so bald war der nächste Tag herangekeimt, als Hildebrand im Gebet an der Leiche seines Freundes, bei der er die ganze Nacht gewacht, durch einen stürmenden Volkshaufen unterbrochen wurde, der sich vor den Pallast des Quirinals drängte, während aus weiterer Ferne der Ruf erscholl: „Hildebrand werde Papst, er, der Retter des heiligen Stuhls und Roms, dessen Weisheit bewunderungswürdig, dessen Leben fleckenlos ist und reich an allen Tugenden!“

Aus der Masse des Volks und der Geistlichkeit aber, die sich am päpstlichen Pallaste aufgepflanzt, eilten mehre Mönche des noch kürzlich vom Papste Alexander bestätigten Camaldulenser-Ordens, der sich des besondern Schutzes Hildebrands erfreute, zu diesem hinauf und machten ihn bekannt mit dem Willen der Römer, der einstimmig ihn, Hildebrand, als den allein würdigen Nachfolger Alexanders bezeichne. Während so sich diese Mönche als geschickte Wortführer des Haufens geltend machten, gab dieser selbst ihrer Rede von Zeit zu Zeit einen bedeutsamen Nachdruck, indem er zum Pallaste stürmisch hinaufrief: Wir wollen Hildebranden zum Papste, Hildebranden, keinen andern als Hildebrand! — Je einschmeichelnder diese Worte ins Herz des stolzen und ehrgeizigen Prälaten drangen, um desto mehr stellt' er sich vom Willen der Mönche und des Volkes überrascht, und um so weniger ließ er's an Ermahnungen und Bitten fehlen, von demselben abzustehen, indem er sich als unwürdig des von der ehrwürdigen Geistlichkeit und den „edeln Römern" ihm bezeigten Vertrauens erklärte.

„Seht diese heilige Leiche an, sagte er zu den Camaldulensern, indem er sie zur Bahre Alexanders führte, ich bin nicht würdig ihre Füße zu küssen, und doch will mich das hochedle Volk von Rom und seine Geistlichkeit fast mit Gewalt zum Nachfolger dieses heiligen Todten ernennen, der im Leben mein väterlicher, schützender Freund gewesen, ohne daß ich diese Gunst einem andern

Umstand, als dem Wohlwollen seines gütigen Herzens zu danken hätte. Ach, bei unsrer lieben Frau von St. Peter, ich bin ein alter, schwacher Mann und zu gering an Geist, heiligem Willen und im Gebet, als daß ich je würdig befunden werden mögte, ein Nachfolger auf dem Stuhle des Apostels zu werden. Begebt Euch dahero wieder zurück zu Roms edelm Volke und sagt ihm: der allgerechte Schmerz, den ich an der Bahre meines väterlichen Freund's empfinde, habe dergestalt meine Seele gebeugt, daß die heilige Last, die man eben noch auf mich wälzen wolle, mich vollends niederdrücken müßte. Im demüthigen Gebet zum dreieinigen Gott und unsrer lieben Frauen von St. Peter woll' ich meine alten Tage beschließen und den heiligen Apostel anflehn, daß er die jämmerlich verirrten Schaafe der Christenheit wieder um den Hirten versammle, auf daß gelähmt werde die Macht des bösen Feinds, der neuerdings zur Vertilgung unsrer Heerde seine Krallen ausgestreckt hat." —

Die Stimme Hildebrands erzitterte im Schmerze, mit dem er diese Worte sprach; daher waren die beiden Mönche, welche den geistesstarken Cardinal seit Jahren beobachtet hatten, anfänglich ungewiß, ob die Sprache Hildebrands Verstellung oder Wahrheit, und in nicht geringer Verlegenheit, was nun auf dieses Widerstreben des Prälaten zu thun sei. Obschon nun mit Gewißheit anzunehmen ist, daß Hildebrand eine noch bei weitem nachdrücklichere und willenskräftigere Sprache hätte reden

müssen, um die, auf die Reden der großen geistlichen Herren wohlabgerichteten Mönche einzuschüchtern und abzuweisen; so wollte doch der günstige Zufall oder das Geschick des Augenblicks, wie man's nennen mag, daß die beiden Mönche durch den Volkshaufen, der sie abgesendet, ihrer Verlegenheit alsobald enthoben wurden, denn als ob derselbe ein Zeuge des Widerstrebens von Hildebrand gewesen sei, riefen aus seiner Mitte einige mächtige Stimmen mit geschärftem Nachdruck: „Hildebranden, den Archidikonus, erwählt der heilige Petrus zu unserm heiligen Vater!“ — Und alsogleich stimmte das Volk in diesen Ausruf tumultuarisch ein.

„Vox populi, vox Dei“ sagte da einer der Camaldulenser mit schneller Besonnenheit und Schwärmerei zum Cardinal; „Eure Magnifizenz wird des heiligen Apostels spotten, wenn Ihr diesen lauten Zuruf zum zweitenmale überhöret; und bei dem ewig seligen Geiste, der diesen Leib hier, des heiligen Vaters Alexander, verlassen hat, um seinen Sitz an der Seite des Apostels einzunehmen: der gottselige Eifer, der uns durchdringt, ist nicht so geringer Art, daß wir uns nicht einstmalen vor dem Ewigen darauf berufen sollten, mit unter Denjenigen gewesen zu sein, welche in den Ruf, den St. Peter selbst durch diese schwachen unwürdigen Menschen in Eure Ohren ertönen läßt, eingestimmt haben. Wir beschwören Euch bei unserer lieben Frau, der gebenedeiten Gnadenmutter Maria, Eure geheiligte Füße auf die

Schultern der unterwürfigen Knechte, die in tiefster Demuth hier vor Euch stehen, zu setzen, um Euch vor die Augen des Volkes zu tragen, auf daß Ihr Euch Selbst von dem Jauchzen des Apostels überzeugen mögt, das aus tausend Kehlen schwacher sündiger Sterblichen erschallt." —

Und noch ehe der gepriesene Cardinal eine geschickte Widerrede zu erheben vermochte, stürmte schon aus dem Volkshaufen, welcher ungeduldig zu werden anfing, mit schwärmerischem, glühendem Eifer ein halbes Dutzend Mönche und Laien die Stufen des geheiligten Pallastes empor, drangen in's Gemach, wo sich Hildebrand mit den Camaldulensern bei Alexanders Leiche befand, warfen sich, des Cardinals kaum ansichtig, vor demselben auf die Kniee, erbaten sich von ihm den apostolichen Segen und ergriffen sodann wie Furien besserer Art den heiligen Mann, und trugen ihn, alles Sträubens ungeachtet, von Alexanders Bahre hinweg und hinab unter das überraschte, stürmende, jubelnde Volk.

„Hildebrand, unser Papst!" — riefen hundert Stimmen — „fort, laßt uns ihn zur Kirche des heiligen Petrus tragen, um ihn als den Nachfolger dieses Apostels zu begrüßen!" — Und wie laut nun Hildebrand, von diesem Sturme nicht außer Fassung gebracht, seine Stimme erhob, um das ausgelassene Volk zur Ordnung zurückzurufen, auf daß die Wahl eines neuen Papstes nach den Satzungen der Kirche erfolgen

möge, so ward seine Stimme von der lärmenden Begeisterung des Volks doch übertäubt. Während der Mann, der seit zwanzig Jahren über die Herzen der Römer gebot, also vom Volk im Triumph zur Kirche des heiligen Petrus getragen wurde, gelangte die Kunde davon zu den überraschten Cardinälen und Bischöfen Roms, welche, wiewohl der Mehrzahl für Hildebranden nicht weniger als das Volk eingenommen, sich doch nicht wenig an der eigenwilligen Handlung des letztern und der Mönche stießen, welche so gewaltsam die Ordnung zur Wiederbesetzung des heiligen Stuhls umgingen. Nach schnell gepflogener Berathung dessen, was zu thun ihnen jetzt obliege, begaben sie sich — um Hildebranden aus der Gewalt des Volks, und der neuen Papstwahl, zur Vermeidung des bösen Beispiels, die Gesetzmäßigkeit zu retten — unter Anführung des Cardinals Hugo Candidus in großer feierlicher Prozession in Begleitung vieler Aebte, Diakonen und Presbytern, Subdiakonen und Akoluthen, Mönche und andrer Kleriker in die Kirche St. Petri, woselbst sich bereits wegen der Anstalten zur Leichenfeier des heiligen Vaters eine ungeheure Menschenmasse jedes Alters und jeglichen Standes angesammelt, wie auch der gewaltige Volkshaufen, der Hildebranden entführt, eingefunden hatte.

Nicht sobald war die Prozession an Ort und Stelle angekommen, als aus der Mitte des Volks und des Klerus wiederum der Ruf erscholl: „Hildebrand, den

Archidiakonus, erwählt der heilige Petrus zu unserm heiligen Vater!"

Als jedoch Hildebrand der Kardinäle, Bischöfe und des ganzen geistlichen Zugs ansichtig ward, da glaubt' er in der Aufwallung seines Stolzes auf manchem Antlitz den Verdacht zu lesen, er habe mit mehr Bereitwilligkeit, als er sich den Anschein gebe, aus diesem Sturme des Volkes Nutzen gezogen; um nun dieser verletzenden Muthmaßung auf gebührende Weise zu begegnen, raffte er mit Macht aus der Umgebung des Volks sich auf, begab sich vor ein Betpult, und erhob zunächst seine durchdringende Stimme, um das Volk zu beruhigen und von seinem Vorhaben abzumahnen.

Doch diese mächtigen Töne schienen im gegenwärtigen Augenblicke nur bestimmt, an des Volkes Auge alle die Kraft und Aufopferung, die ihm seit vielen Jahren von Hildebranden zugewendet worden, in riesenhaftem Schlaglichte vorbeizuführen, deßhalb erneuerte sich, daß darob die Hallen des Gotteshauses erdröhnten, des Volkes stürmischer Ruf: „Hildebrand ist Papst, kein anderer als Hildebrand!"

Nunmehr trat Cardinal Candidus auf und sprach zur Menge: „Geliebte! Freunde in Christo! Ihr wisset und erkennt es ohne Zweifel, daß seit den Tagen des heiligen Vaters Leo dieser Archidiakonus, ein weiser, erprobter Mann, diese geheiligte Römische Kirche am meisten erhöhet, und diese Stadt von drohenden Gefahren

befreit hat. Derohalb, und weil wir zum Regimente der Kirche und zur Vertheidigung der Stadt keinen Geschicktern finden können, so haben wir Bischöfe und Cardinäle ihn einhellig uns und Euch zum Hirten und Aufseher Eurer Seelen erkohren!" — Jetzt erhob das Volk abermals den Zuruf: „Der heilige Petrus hat uns zum Herrn und Papst erwählt den Hildebrand, der uns sein wird ein Gregorius!" —

Darauf angethan mit dem gebräuchlichen Purpurkleide und der päpstlichen Mitra, ward er in der Kirche des heiligen Petrus auf den Stuhl Petri gehoben.

Dann riefen die Cardinäle und Bischöfe dem Volke zu: „Hildebrand, den Archidiakonus, haben wir zum Papst erhoben, daß er unser beständiger Herr sei und Gregorius heiße: den wollen und billigen wir. Gefällt er Euch? — „Er gefällt!" — Wollt Ihr ihn? — „Wir wollen ihn!" — Lobt Ihr ihn? — „Wir loben ihn!" —

Einige Tage später saß der neue Papst in seinem Arbeitszimmer im Pallaste des Quirinals, wie es schien, nicht eben erfreut über die hohe Würde, so ihm die Liebe des Volks und das Vertrauen der Geistlichkeit in einer Art öffentlichen Tumults gleichsam aufgenöthigt; sondern eher von einem Schmerze gebeugt, dessen Ausdruck in der

Mitte zwischen geistiger Verstimmung und wirklicher Betrübniß des Herzens lag.

Er hatte sich, wie ein Ermatteter, der von dem Drucke einer schweren Last sich niedergehalten fühlt, in seinem weiten, weichgepolsterten Arbeitsstuhl ausgestreckt, indem er seinen Kopf auf die Rechte stützte und in stummem Sinnen vor sich hin sah. Die Gesichtsbildung dieses Mannes gehörte in jene Gattung von Physiognomieen, welche schon vermöge ihres bedeutsamen Ausdrucks nie eines sichern tiefen Eindrucks auf fremde Gemüther verfehlen, der sich nur nach der Verschiedenartigkeit der letztern selbst verschiedenartig äussern wird. Obgleich Hildebrand's Kopf in diesem Augenblick von einer sammtenen Mütze bis auf die Stirn hinab bedeckt ward, so konnte man doch die schönen römischen Formen erkennen, die sich an ihm ausprägten; die Stirn aber, wenngleich theilweise durch die Mütze maskirt, war hoch und oval, ihre weiße Glätte durch natürliche Runzeln unterbrochen, die von einem reichen Leben geistiger Beschauung und ernsten Nachdenkens aufgeworfen worden; dicke dunkle Braunen, welche sich oft unwillkührlich zu bewegen schienen, überschatteten ein großes etwas hervorstehendes Augenpaar, worin ein jeder Blick, zuweilen wie eine Schnuppe aus dem Augapfel fahrend, sich als ein drängender Gedankenreflex kundgab; die etwas lange Nase dagegen, die eher auf einen Abkömmling des Nordens als auf einen Sohn des Südens schließen ließ, saß mit einer gewissen

imponirenden Sicherheit in dem ehern-blassen Gesicht und machte in Verbindung mit den durchdringenden Augen, deren Blicke weit, wie in ungemeßne Fernen, hinwegsahen, einen höchst bedeutsamen Eindruck, den Eindruck des Starken, des Gewaltsamen. Unter der Nase begann ein schon in's Graue übergehender dunkler Bart, der in weichen Büschen den fein-gedrängten Mund und das stolze Kinn umschlang. Der Körper Hildebrand's war von mittler Größe, aber um so mächtiger waren seine Muskeln, die sich in den Entbehrungen und asketischen Uebungen seines frühern Lebens zu Eisen erhärtet hatten.

In diesem Augenblicke nun, wo wir ihm in unsrer Erzählung begegnen, schienen Hildebrands Nerven abgespannt, und zwar wie schon bemerkt, ob eines gewaltigen geistigen Drucks, der momentan auf seiner Seele lag. Er mochte in der geschilderten Stellung wohl schon eine Stunde vor sich hingeträumt haben, als endlich eine in der Wand künstlich angebrachte Tapetenthür sich öffnete, und eine kleine grämliche Gestalt, in einen leichten Priestermantel gehüllt, in's Gemach Hildebrands schlüpfte. Sie hatte nöthig, ganz an ihn hinzutreten, um ihn aus seinem starren Sinnen zu erwecken.

„Christi Gruß zuvor, heiliger Vater," redete das dünne Wesen Hildebranden an, „aber — bei unsrer lieben Frau von Ravenna, seid ihr noch immer schwermüthig und im Hader mit Gott und dem heiligen Petrus, daß sie Euch unter den Würdigen für den Würdigsten

befunden haben, ihr Stellvertreter auf Erden zu werden? Beim wahrhaftigen Gotte, hochwürdigster Vater, Ihr ladet schwere Sünde auf Euch, daß Ihr solchen Widerwillen gegen das Vertrauen der Heiligen und der Menschen bezeigt. Hört die Bitte Eures demüthigen Sohns und bannt den Wehrmuthsgeist, der über Euch gekommen ist, auf daß die arme Heerde, der Ihr zum Hirten gesetzt seid, nicht länger Eures freundlichen Segens entbehre." —

Hildebrand fuhr bei diesen Worten wie Einer, der einen ergreifend-unruhvollen Traum geträumt, in seinem Stuhle auf, und als er den Sprechenden bemerkte, sah er ihn mit einem Ausdruck an, worin Liebe mit Herzlichkeit sich mischte.

„Mein theurer Sohn Desiderius", hub er in einem seiner Stimmung angemeßnen bekümmerten Tone an, „wie kannst du hoffen, daß der nächtliche Dämon des tiefsten Grams aus meiner Brust gezogen sei, da doch mein Geist, je mehr er auf dem großen Acker der Christenheit, worauf Petri Stuhl steht, herumgleitet, auf desto mehr Unrath unsers bösen Feindes, des Antichristen, stößt, der sich mit neuer tückischer Gewalt waffnet, um das Gute ins Böse, das Obere nach Unten, den Glauben und das Gottvertrauen in schnöden teuflischen Unglauben, in Heuchelei und Betrug zu verkehren? Blick' hin in alle Lande, über welche die Sonne des heiligen Stuhles leuchtet, wie der heidnische Saame des Unglau-

bens, der weltlichen Götzendienerei und der Heuchelei wuchert und die römisch-christliche Pflanze aus ihrem rechtmäßigen Boden verdrängt; wie die eigenen untergeordneten Hirten unsrer Heerde, von dem Teufel fleischlicher Lust, der Habsucht und des Ehrgeizes besessen, den Glauben an Christum für nichts höhres mehr als einen Deckmantel betrachten, unter dem man, den Augen der Welt verborgen, seine frechen irdischen Gelüste nach Wohlgefallen befriedigen kann. Anstatt daß sie zum Apostel beten, daß das Reich Christi über alle Reiche der Welt ausgebreitet und der heidnische Tod erdrückt werde unter dem Fuße der allheiligen christlichen Jungfrau; treiben sie schnöden Zeitvertreib in fleischlicher Lust, und hängen sich, anstatt sich je mehr von der Scholle der Erde zu lösen, nur immer fester an irdische Bande, so daß die Kirche, als die alleinige Mutter, der sie dienen sollen, ihre Gewalt über sie verliert und sie in die Macht des bösen Feindes fallen, der über die falschen Elemente der niedern Erde gebeut.

Sieh' hin, mein theurer Sohn, nach dem Frankenlande jenseit des Rheins, wo die heilige Kirche wie eine gemeine Metze unter dem Fuße Philipps des Ersten, dieses ungehorsamen Königs, sich krümmen muß; schau' dann nach unserm geliebten Spanien, wo die Hyder der Ungläubigen, im gottlosen Kampf mit den Angehörigen Christi, ihr giftiges Haupt immer frecher erhebt. Auf Castiliens und Arragoniens vereinigtem Throne sitzt

Alfonso, ehmals des heiligen Stuhles geliebter Sohn; auf dem von Sevilla ein Abkömmling des falschen Propheten Mahmud, den sie Mahomed den Zweiten nennen; im blutigen Kampfe zerfleischen sich die beiden Könige, aber nicht etwa um des Glaubens, um des Heils ihrer Seelen willen, nein, wegen schnöden irdischen Gewinns, auf daß größer werde ihre Macht, die da heißt unbeschränkte Befriedigung schnöder verdammlicher Lust. In allem Andern sind sie sich Feinde, nur im Hasse gegen St. Peters Stuhl in Rom sind sie sich beide, der Getaufte und der Ungetaufte, wohlgesinnt. O des unglücklichen Alfonso's, dessen Seele dem unvermeidlichen Verderben entgegeneilt!

Hinüber sodann blicke über's Meer ins Land der englischen Sachsen, wo zwar der christliche Wilhelm das normännische Heidenvolk geschlagen, wo aber allenthalben Fehde ist, Unordnung, Unsicherheit, Raub und Mord, so daß unser christliches theilnehmendes Auge zusammenschmilzt vor Schmerz und Mitleid; aber nicht allein in diesem Lande begegnet es solchem Trübsal: auch das Elend im nordischen Czaarenreich, in Polen und Ungarn erregt unsers Vater-Herzens unaussprechlichen Gram. Und welche namenlose Zerrüttung, geliebter Freund, welche heillose Verwirrung in allen Stücken dräut nicht im dunkeln Nebelglanze von Constantinopels Thoren zu uns herüber? O des unglaublichen Scheusals!!

Aber dies Alles will noch nichts sagen, denk' ich an den vom allmächtigen Himmel und den Aposteln erkohrnen ersten Hort der Christenheit, das deutsch-römische Reich, den erwählten Fußschemel der heiligen Kirche. Siehe, ein junger unbesonnener König hält dieses heiligen Reiches Scepter in der Hand, und wider ihn stehen in Haß und Erbitterung, durch leichtfertige sträfliche Thaten von ihm aufgereizt, zwei Völker, seinem Scepter unterthan; die meisten Fürsten hassen ihn; im Reiche selbst ist Alles in schnöder wilder Unordnung, hervorgebracht durch den Ehrgeiz der weltlichen Großen, und — ach, daß das schlimme Wort über unsere Lippen kommen muß! — durch die schnöden Begierden derer, welche, Knechte des heiligen Stuhls, mehr auf dem sumpfigen Boden der Lust, der Habsucht und aller andern sündlichen Leidenschaften arbeiten, als im Weinberge des Herrn. Simonie treiben sie und Unzucht, indem sie Gemeinschaft pflegen mit dem Blute des irdischen Weibes, anstatt sich mit frommem Gebet und keuschem Wandel, diesen Kindern des Himmels, zu vermählen; darum aber eben werden sie untreu der Mutter aller Gnaden, der allein alle Herrschaft und Gewalt gebührt im Himmel und auf Erden über *alle erschaffenen Geister*, und zu welcher jeder Gedanke und jedes Gefühl, als *zum Urborn alles dessen*, *was gedacht und empfunden wird*, *wieder zurückfließen soll*: *der Kirche*; untreu werden sie dieser himmlischen Gnadenmutter, indem sie

aus deren Umarmungen fliehn und sich an die Erde und ihre Gewaltigen mit immer festern Banden knüpfen durch wilde Lust und durch den schnöden Mammon, mit welchem sie sich jene heiligen Aemter, die unterthan und eigen sind dem Stuhle des heiligen Apostels (aus dessen Hand sie dieselben allein mit göttlichem und irdischem Rechte nach den Satzungen des dreieinigen Gottes empfangen können,) erkaufen, und sich daher dem Machthaber des Bösen und den Fürsten der Erde verpfänden; o über den ungeheuern Frevel, der mein innerstes Herz erschüttert, und für welchen nur aus der tiefsten Gnadenquelle der Mutter Kirche einige Verzeihung geschöpft werden kann!

Ja, die Macht des Bösen, des Erbfeindes alles Guten, alles dessen, was aus himmlischer Höhe stammt, ist jetzt so weit vorgeschritten, daß der Mensch nicht nur nicht die Welt in Gott vergißt und der Glaube, lebendig und sehnsuchtsvoll im Herzen, nicht mehr zur alleinigen Seligkeit im Himmel hinschaut; sondern der Hölle fressendes Gift hat sich nun in dem Maaße der meisten Gemüther bemächtigt, daß sie sogar der Kirche und des Glaubens spotten und ihren Leib und ihre Seele mit dem Ende des Lebens auf dieser Welt für verloren geben. O Du, allmächtiger Gnadengott, rette die Unglücklichen, rette sie!" — — —

So hatte Hildebrand mit abwechselnd stärkerer, dann wieder leiser und tiefer tönender, immer die Macht

seines Schmerzes bezeichnender Stimme, welche bei einigen, die Wirren und Bewegungen im deutschen Kaiserreiche betreffenden Stellen bis zu einem hohen Pathos sich erhub, gesprochen. Desiderius, der Abt von Montecassino, Hildebrand's vertrauter Freund und auf dessen Einladung nach Rom geeilt, hörte diesen Erguß seines heiligen Freundes mit dem Ausdrucke gleichgestimmten Schmerzes an; und nachdem Hildebrand mit dem obigen Ausrufe zu Gott den Lauf seiner Klagen unterbrochen, drückte der Abt solches Mitgefühl durch einige salbungsvolle Worte aus, in welchen er nebenbei den edeln Grund des Kummers seines hochwürdigsten Freundes mit frommer Schmeichelei hoch zu preisen wußte.

„Und doch, mein theurer Sohn" erwiederte ihm hierauf Gregor, „konntest du noch vor wenig Minuten den Schmerz, der den Kelch meines gegenwärtigen Lebens verbittert, als ein Murren gegen den Willen der heiligen Apostel, als eine Widerspänstigkeit gegen den Ausspruch der Mutter Kirche ansehen?

Soll mein Herz nicht vor unendlichem Jammer zerspringen und mein Geist irre werden im Anblick dieses Elends, das die christliche Welt erfüllt? Und soll ich nicht, ein schwacher Sterblicher, zurückbeben vor dem Gedanken, daß der heilige Apostel mich auf seinen Stuhl erhoben, mit der Pflicht, an seiner Statt *Licht zu bringen in dieses furchtbare Chaos*, und die verirrten Schaafe zurückzuführen zur Hütte des Hirten? Und dies

Alles, ohne jene Kraft und Willens-Ausdauer in mir zu fühlen, wodurch so Ungeheures vollbracht wird? Stelle nun aber, geliebter Sohn, neben dieses Gefühl meiner Schwäche das Bewußtsein meiner Pflicht und meiner Sendung: muß da nicht das Gewicht der letztern das erstre tief darniederschnellen und mich in Kummer und in die Abgründe namenlosen Schmerzes versenken?" —

Hildebrand's Auge glühte bei diesen Worten auf und es schien, als drücke darin sich mehr als die Schwermuth des Geständnißes aus, das er so eben dem Abt Desiderius gethan.

„Doch ich werde anflehen die heiligen Apostel Petrus und Paulus," fuhr er in einer Art Begeisterung fort, indem er seinen Blick nach Oben wandte, „daß sie mir Kraft und Stärke des Willens verleihn, um zu vollbringen, was meinem schwachen sterblichen Verstande als fast unmöglich erscheint, auf daß da siege das Licht und die Gewalt, welche Christus, der Gottmensch, auf die Welt gebracht, und daß versengt werde durch die Glut dieses Lichtes die finstre Macht derer, welche sich die Gewaltigen und die Auserwählten unter den Sterblichen nennen; ja du, heiliger Paulus, und heiliger Petrus du, sein ehrwürdiger Genoß, dem da die Macht gegeben worden ist zu binden und zu lösen die menschlichen Bande: erhöret mich, die Ihr mich auf den heiligen Stuhl gesetzt, und wappnet mein Gebet mit dem blitzenden Feuer göttlicher Gewalt, auf daß es als

eine Posaune des himmlischen Gerichts hineinschalle in dieses namenlose Irrsal; auf meine Brust aber legt den Panzer des Wortes Gottes und unsers Herrn und Heilands Jesu, damit man im großen Sodom meine Sendung erkenne, und die Abtrünnigen und Gottlosen sich wieder um die Fahne der alleinbeseligenden Kirche sammeln: Alles zu Eurer Ehre, ihr heiligen Apostel, und zur Ehre des dreieinigen Gottes!" — — —

Und noch lange zündete das Auge Hildebrand's gen den ewigen Himmel, zu dem er gebetet, so daß ihn der Abt Desiderius einer Verzückung nahe glaubte; und als sei ihm eine Kunde geworden von Oben, fuhr Hildebrand fort, seine Blicke auf Desiderius gerichtet: „Drüben in des großen Caroli Reiche, in Deutschland, stehn die dunkeln Sterne, die in den Sonnenhorizont der heiligen Kirche drohend hereinleuchten, und dem Stuhl St. Petri Gefahr und Unheil ankündigen; drum gelange zuerst zu der Deutschen Könige der Kirche Botschaft, daß mich der Apostel auf seinen Stuhl erhoben, und daß ich, der Papst, ihn, den König, bitte: „daß er seine Zustimmung nicht gebe dieser Wahl des Apostels; denn ich würde in keinem Fall die schweren Vergehen, deren er sich gegen Gott und Menschen verschuldigte, ungestraft lassen!" —

Als Gregor diese Worte gesprochen, glaubte der Abt, der schon seit beinah zwei Jahrzehenden Hildebrands

Wirken kannte, doch erst heute in dessen Innerstes vollkommen eingedrungen zu sein; inzwischen verrieth er keinen Gedanken, der sich auf seine Betrachtungen bezog, sondern begnügte sich, ein gehorsamer Sohn den Rath und Willen des weisen Vaters zu billigen.

„Laß uns zum Gebete gehen,“ endigte der Papst gegen Desiderius, „und wenn ich wiederholt vor den Heiligen meine Brust ausgeströmt und die Apostel abermals um ihren Segen angefleht: dann will ich noch heut mein hochheiliges Amt, hoffentlich mit der Kraft eines, St. Petri Stuhles würdigen Oberhirten, beginnen!“ —

Indessen Papst und Abt vor Gottes Angesichte liegen, ist es passend, dem geneigten Leser über das frühere Leben und Wirken des ausserordentlichen Mannes, der vor mehren Tagen den apostolischen Stuhl bestiegen, einige Nachrichten mitzutheilen, damit er von vornan den Schwingungen eines Geistes folgen könne, der berufen war, allgewaltig die Welt, die ganze europäische Menschheit zu erschüttern, aus der Wurzel zu reißen den dürren Stamm des Völker-, des Menschenlebens, um neues glühendes Leben hin zu pflanzen; alle Dinge, die da waren, alle Verhältnisse, welche die Menschen bewegten,

umzugestalten, oder neu zu beleben; so daß vor dieses einzigen Mannes Wort die Throne der bisher Allgewaltigen bebten, die Völker zitterten und abfielen vom langgewohnten alten Herrscherstamm; daß durch den Willen dieses Einen Priesters vom Gestade des atlantischen Meers bis hinein in's heilige Land, wo der Stifter unsers Glaubens lehrte, lebte und starb; von Europa's Norden bis tief hinab in den Süden, bis an Afrika's Steppen, neue Ordnungen, neue Gesetze erfunden wurden, neues Dichten und Trachten anhub.

In den ersten Dezennien des Jahrhunderts, dem diese Erzählung angehört, lebte zu Saona, im toscanischen Gebiete Italiens, ein armer Zimmermann vom kärglichen Verdienste seines Gewerbs, Namens Bonizo, dem im Jahre 1020 ein Sohn geboren ward, den er Hildebrand nannte. Schon frühzeitig offenbarte der Knabe besondre Geistesgaben, wodurch der Vater bewogen ward, ihm zur Ausbildung dieser Anlagen nach seinen schwachen Kräften Gelegenheit zu verschaffen. Wie bei andern ausserordentlichen Geistern, welche berufen sind, auf ihre Mit- und Nachwelt einen erschütternden und folgereichen Einfluß zu üben, war auch schon Hildebrand's früheste Jugend reich an den seltsamsten Vorzeichen, die auf das Gepräge seiner außergewöhnlichen Sendschaft und seiner nachmaligen Größe deuteten. So geschah es unter anderm einmal, daß er, wiewohl er die Buchstaben noch gar nicht kannte, in der Werkstätte seines Vaters die weis-

sagenden Worte Davids zusammensetzte: „Er wird herrschen von Meer zu Meer!“

Sein Vater, der nun nicht länger an des Sohnes hoher Bestimmung zweifelte, übergab ihn dem Abte des Klosters der heiligen Jungfrau auf dem Berge Aventinus zur Unterrichtung in den freien Wissenschaften, wo er zugleich den Erzpresbyter Johann Gratian, den nachmaligen Papst Gregor VI. zum Lehrer hatte, dessen Andenken er später nicht besser feiern konnte, als indem er sich als Papst selbst auch den Namen Gregors beilegte, denn in der Kirche St. Petri geschah der Ausruf dieses Namens abseiten des Volks und der Mönche nur in Folge der von Hildebrand gegebnen Inspiration. Nicht lange hernach, da Hildebrand in's Kloster gekommen, entstand dreifache Zwietracht in der Christenheit, indem nicht weniger als drei Päpste um das Regiment der Kirche stritten, nemlich Benedict IX, Sylvester III. und eben Gregor VI. Dieser Streit war seiner Natur nach durchaus geeignet, die schöne und trostreiche Idee der Einheit und Unwandelbarkeit der Kirche, die Festigkeit des Glaubens an den Oberhirten zu Rom, wo nicht gänzlich zu zerstören, so doch in seinen Grundtiefen zu erschüttern; und das Leben der Geistlichen, die Sitten der Mönche und die Zucht der Nonnen waren dabei nicht von der Art, daß diese Leute als Muster eines guten Wandels gepriesen werden konnten. Die großen geistlichen Herren ihrerseits wußten bei dem ganzen

ärgerlichen Kampfe nichts Besseres zu thun, als um jeglichen Preis noch höhere Aemter sich zu erkaufen und der steigenden Größe ihrer Güter auch vermehrte Begierde zu Lust und Ausschweifungen zuzugesellen.

Um im Stande zu sein, diesen heillosen Wirren ein Ende zu machen, schien Jedem, der eine höhere Einsicht in diese Zustände besaß, eine gründliche Verbesserung der Kirchenordnung unerläßlich; da nun aber Kaiser Heinrich III. zu diesen Einsichtsvollen selbst gehörte, so ging er starken Fußes nach Italien hinüber, und setzte ohne Weiteres alle drei Päpste ab, weil er dies als den ersten Schritt zu einem verbesserten Zustand erachtete. Sodann setzte er nach eignem Gutdünken den Bischof Suidger von Bamberg auf Petri Stuhl, nannte ihn Clemens II. und ließ sich von ihm auch bald darauf, so wie seiner Gemahlin die Kaiserkrone aufsetzen. Nachdem er sich dann noch vom Papste das Versprechen und vom römischen Volke den Eid hatte leisten lassen, sich fürder nie mehr in die Wahl eines Papstes ohne des Kaisers Befehl, einzulassen, kehrte er mit also vermehrtem königlichen Ansehn nach Deutschland zurück, indem er den liebenswürdigen Greis Gregor, der sich mehr freiwillig der päpstlichen Würde enthoben hatte, nebst dessen Zögling Hildebrand, der sich bisher in Italien meistentheils bei Gregor aufgehalten hatte, mit sich nahm.

Hildebrand folgte nur mit Widerstreben auf die Bitte seines ehrwürdigen Lehrers und Wohlthäter, weil

sich in ihm in frühester Jugend schon eine Art Abscheu vor der natione barbara der Deutschen gebildet hatte. Nicht lange darauf begab er sich mit dem Expapste nach Clugny in Frankreich, wo er in's Mönchsleben eintrat. Zu dieser Zeit war das Klosterwesen noch nicht in jenen sittlichen Verfall gerathen, den wir mehre Jahrhunderte später überall antreffen; vorzüglich zeichnete sich das Kloster des genannten Orts vor allen durch strenge asketische Zucht und einen frommen Wandel aus, während eine blühende freundliche Umgebung die Gemüther der Mönche heiter und fröhlich stimmte, wie denn schon Petrus Damiani dieses Klosters Umgebung einen hortum deliciarum rosarum etc. genannt hat.

Auf den jungen Hildebrand aber machte das neue Lebensmoment, in das er nun eingetreten, diese Strenge und Planmäßigkeit, Bestimmtheit und Ordnung der Klosterverhältnisse, vor Allem jenes feste Streben der Eingeweihten nach Einem Heile, einen ungemeinen Eindruck, und indeß dergestalt seine nachmals unter allen Verhältnissen geoffenbarte Vorliebe zu einem strengen geregelten Mönchsleben zuerst erglühte, keimte schon in seinem Innern jene schwärmerische, später die Welt erschütternde Idee empor, wornach es für ihn unter Sonne, Mond und Sternen, so weit sich der Ring des Menschenlebens über die Welttheile ausdehnt, nichts Anderes und Höheres gab, als die Macht und das Wesen der

christlichen Kirche, die an der Apostel Statt hiernieden gegründet sei.

Die Jahre seiner Jugend lernte er hier bezähmen, und sein Empfinden, seine Gelüste, alle Leidenschaften unter die Obmacht seines Geistes beugen. Neben Buße und Kasteiung, wie es die strengen Regeln des Ordens verlangten, wußte er zugleich in der Bildung seines Geistes vorzuschreiten, und der arme Sohn des Zimmermanns von Saona hatte bei seinen Obern alsbald solche außerordentliche Erwartungen rege gemacht, daß sie ihn ihres freundschaftlichen Umgangs und besonderer Zuneigung würdigten.

Nachdem Hildebrand hier die ersten Entwickelungs-Stadien seines Priesterlebens zurückgelegt, ging er nach Rom, jedoch nur, um später wieder nach Clugny zurückzukehren, wo er mittlerweile zum Prior gewählt worden war. Bevor er diese Würde antrat, kam er durch die Einladung Kaiser Heinrichs, welchem Gregor VI. die gelehrten Fortschritte Hildebrands gerühmt hatte, für einige Zeit an den deutschen Hof, um den damals kaum fünf Jahre alten Heinrich IV. zu unterrichten.

Der Kaiser lernte Hildebranden ob seiner ungewöhnlichen Geistesgaben vorzüglich schätzen, und es bedurfte daher eines so merkwürdigen Dazwischentretens des schicksalvollsten Zufalls, wie es hier erfolgte, um schon nach so kurzer Zeit zwei Geister wieder zu trennen, die durch

ihre mannigfachen Sympathieen für ein längeres Zusammenleben geschaffen schienen.

Der Kaiser hatte nemlich einst einen wunderbaren Traum: Hildebrand saß mit des Kaisers Söhnchen, dem kleinen Heinrich, am Tisch; da wuchsen ihm allmählig Hörner aus dem Kopf, die immer riesiger wurden und bald bis zu den Wolken emporreichten; mit diesen Hörnern faßte er den jungen Königssohn und schleuderte ihn in die Klüfte eines sich öffnenden Abgrunds.

Die Kaiserin Agnes verfiel in tiefe Schwermuth, da ihr Gemahl ihr diesen Traum erzählte; denn sie deutete ihn steif und fest: es werde ihr Sohn vom Throne seiner Väter noch dereinst durch Hildebranden gestürzt werden. Der Kaiser aber, in solchen Dingen sehr abergläubisch, ward nun von grimmer Wuth erfaßt, und er ließ Hildebranden in Fesseln werfen, um ihn durch Hunger sterben zu lassen. Nur auf der Kaiserin flehentliches Verwenden, die sich als die Urheberin von Hildebrand's Unglück ansah, ward er wieder in Freiheit gesetzt.

Mit tiefem Hasse gegen den Kaiser ging jetzt Hildebrand nach Clugny. Schon war er eine der Pulsadern in der Seele des päpstlichen Stuhls, der bald durch den schnell aufeinander erfolgten Tod zweier Päpste wiederholt erledigt wurde.

Der Nachfolger, den Kaiser Heinrich wie gewöhnlich eingesetzt, war ein weitläufiger Vetter von ihm, der

Bischof Bruno von Toul, ein geborner Elsasser. In Hildebrand's Seele war in dieser Zeit schon zu großer Reife gediehen der Plan: Die Kirche dem Staate, die geistliche Macht der weltlichen Macht zu entziehen, jene über diesen zu erhöhen, den Papst vom Kaiser unabhängig zu machen, ja den erstern über den letztern zu erheben, und so durch Selbständigkeit eine Einheit der Kirche zu entwickeln, die aller Christen Heil befördern sollte. Der Prior war zu dieser Idee gekommen, indem er aus der Geschichte vergangener Zeiten, die er kannte, klar ersehen wollte, daß der Geist stets mehr gegolten, als das Schwert; daß das Uebersinnliche, Himmlische, stets über dem Sinnlichen und Irdischen erhaben gewesen.

Nun aber waren längst schon die Geistlichen in weltliche Sachen gezogen worden, die Kirchenämter wurden von der weltlichen Macht ertheilt, weßhalb der Clerus mit ihr in einer abhängigen Verbindung stand, der Bischof untergeben war dem Lehensherrn, die Kirche zusammenhing mit dem Staat, der Papst allein nur durch den Kaiser war; denn die erste Ursache hatte ihre Wirkung bis aufs letzte Glied.

Eine Umwandlung also dieser Dinge, das sahen Alle, war unerläßlich; und Hildebrand that jetzt, nachdem Bruno von Toul durch Heinrich auf einer Synode zu Worms zum Papst Leo IX bestimmt worden war, den ersten Schritt. Er erkannte, daß bei dieser Wahl

einem zwiefachen Umstand zu begegnen sei; zum ersten mußte das Band zerrissen werden, welches Bruno'n zeither an den Kaiser knüpfte; zum zweiten mußte die Wahl des Kaisers ohne Beistimmung des Volks und der Geistlichkeit zu Rom, als unvollgültig und unzureichend dargestellt werden. Um beides zu erreichen, flüchtete der Saonaer zu jenen Mitteln, die ihm die Gewandtheit und der Scharfsinn seines Geistes zu Gebote stellte. Von Worms nemlich ging der Bischof Bruno wieder nach Toul und von da im päpstlichen Schmucke nach Clugny. Der Prior Hildebrand und der Abt des Klosters kamen ihm entgegen, und nahmen ihn freundschaftlichst auf. Bruno hielt große Stücke auf Hildebrand; aber je mehr er dessen Geistesgaben und Frömmigkeit bewunderte, um desto leichter ward es diesem, ihn zu gewinnen und zu überreden, den päpstlichen Schmuck abzulegen und im Pilgrimkleide nach Rom zu gehen, um dergestalt dort anzudeuten, daß die Wahl des Kaisers ihm noch kein Recht auf den Stuhl Petri gebe. Hildebrand und der Abt überzeugten Bruno'n, daß nicht der Kaiser Gewalt habe über die Papstwahl, sondern das Volk und der Clerus zu Rom.

Auf daß es schließlich vollkommen nach seinem Plane gehe, begleitete Hildebrand den touler Bischof nach Rom, den er für seine Bestrebungen und Grundsätze schon so sehr gewonnen hatte, daß er das Versprechen leistete, in Allem nach Hildebrand's Rath zu handeln.

In Rom angelangt, ging Bruno baarfuß durch die Stadt und erklärte dem ihn unter Freudenruf und Lobgesang umdrängenden Volk: die Wahl des Clerus und des Volks gehe höherer Anordnung vor; fröhlichen Gemüths woll' er in's Vaterland zurückkehren, wenn die Wahl nicht einhellig von Allen geschehe. Nun ward er auf Hildebrand's Rath nach alter Sitte vom Volk und Clerus erkohren, Leo IX. genannt und auf den Stuhl erhoben.

Wie einige geistliche Schriftsteller jener Zeit berichten, ereignete bei diesen Vorfällen sich manches Wunderbare, indem, ehe man noch des Namens des neuen Papsts gedachte, die Hähne in den Straßen, durch welche das Volk den heiligen Baarfüßler begleitete, aus voller Kehle schrieen: **Leo papa! Leo papa!** Auch hatte man, als er nach Rom heranzog, Engelsgesang vernommen, und durch bloße Berührung hatte er Kranke geheilt! —

Durch diesen Vorgang ward dargethan, daß der Kaiser eine unumschränkte Gewalt in der Wahl des heiligen Vaters durchaus nicht habe; Leo aber hatte den, der sich als Urheber dieses ersten großen Gewaltschritts der Kirche rühmen durfte, voll lebendigen Dankes bald hernach zum Cardinal-Subdiaconus der Römischen Kirche und Vorsteher des Klosters und der Kirche St. Paul's erwählt, also daß Leo die Kirche St. Petri, und Hildebrand die St. Paul's zu beschützen schien.

Seitdem dem Manne aus Saona dieser erste Wurf gelungen, war er die Seele fast alles Bedeutsamen, das am päpstlichen Hofe vorging. Niemand verstand die Kunst, durch die Menschen also zu handeln, daß sie wähnten, selbst zu handeln, besser als er. Von diesem Zeitpunkt an waren die verschiedenen Päpste nicht viel mehr als Werkzeuge seiner hochfahrenden Plane und weit ausgreifenden Wirksamkeit. Durch seinen Einfluß gelangten alle, die auf Leo IX. bis zu seinem eignen Pontificate folgten, auf Petri Stuhl. Hildebrand war's, der als päpstlicher Legat auf einer Versammlung in Tours den großen Berengarius zur Verfluchung und Abschwörung seiner Lehre und zum Bekenntniß des echten katholischen Glaubens bewog; durch dessen Schlauheit Kaiser Heinrich beredet wurde, den Einfluß des heiligen Stuhls anzurufen, als es sich begeben hatte, daß König Ferdinand der Große von Castilien dem Kaiser die schuldige Ehrerbietung versagte und gegen Recht und Sitte den Kaisertitel annahm; weil nemlich Heinrich, auf die Vorstellung Hildebrand's, seine Würde, als die erste in der Christenheit, gefährdet glaubte, wenn er den hochmüthigen Ferdinand durch Schwertschlag in seine Schranken hätte zurückweisen wollen.

Nicht wenig erfreut durch dieß unvorsichtige Zugeständniß, daß nur der Papst den Kaiser machen, ihm den Titel erlauben oder entreißen könne, wurden vom Stuhle Petri an Ferdinand Legaten mit

dem drohenden Befehl gesandt, er solle dem Kaiser Genugthuung leisten und des angemaßten Kaisertitels sich wieder entäussern, oder es werde die Kirche über ihn und ganz Spanien schwere Strafe verhänger.

Es liegt außer der Aufgabe dieser Erzählung, jene große Zahl scharfsinnig ausgeführter Entwürfe, die Hildebranden der Verwirklichung seiner gewaltigen Plane immer näher brachten, einer besondern Erörterung zu unterziehen; blos das sei hier noch bemerkt, daß es einzig wieder das Kirchengestirn aus Saona war, welches jenes ewig denkwürdige Dekret über die Papstwahl unter Nicolaus II. schuf, wodurch die Macht und das Ansehn des deutschen Kaiserthrons zuerst den erschütterndsten Stoß erhielt.

So hatte Hildebrand gewirkt, eh' er selbst den Stuhl St. Peters bestieg, auf dem sein Geist bereits seit lange fast unumschränkt gewaltet; bevor er also auf jener Höhe stand, nach welcher schon der Klosterzögling von Clugny mit kühnem Auge spähte, und der Prior, der Cardinal und Rathgeber der Päpste mit dem stillen gewaltigen Sinnen seines mächtigen Geistes hingearbeitet hatte.

Nun er aber sein Ziel erreicht, schien der Saonaer desselben nur mit Widerstreben bewußt zu werden; doch es kam nicht aus der innern Seele dieses Widerstreben: nur die Art und Weise, wie er diese Höhe erklimmte, war nicht ganz nach Hildebrand's Sinn. Der stolze Mann

hatte gewünscht, daß alles ursprünglich von der obersten Geistlichkeit, den Cardinälen, ausgegangen sein möchte, anstatt daß das Volk den letztern gleichsam den freien Willen benahm. Er wollte, indem er auf den Stuhl des Apostels stieg, noch einen höhern Sieg feiern, der ihm nur durch die Umstände vereitelt ward. —

Es war am Abend desselben Tages, an welchem Abt Desiderius dem heiligen Vater zur Kirche St. Pauls folgte, als Hildebrand, von mannigfachen innern Erscheinungen erregt, mehr als je sein geistiges Auge in die Welt der Seelen und Formen versenkte, und alle die Gestalten seines innern Lebens, seines Denkens, Wünschens und Strebens, die in Clugny zuerst als Embryonen aufgetaucht, jetzt sich zusammendrängten in das brennende Centrum seines Ich's, welches sein phosphorisches Feuer nach allen Nerven seines Daseins versprühte. Vor dem Apostel (zu dessen Ehren und besonderm Dienste die Kirche, worin er betete, erbaut ward) war er auf den Knieen gelegen, und hatte ihn mit der ganzen Inbrunst seines Gebetes angefleht, zu läutern sein Gemüth und zu erheben und zu kräftigen seinen Geist, um mit Gewißheit das Ziel, das er, der Apostel, ihm eben jetzt während des Gebetes wieder aufs Neue vor die Seele geführt, zu erstreben. Und so lag Gregor, zum frommen Erstaunen des Abtes aus Montecassino, und zur heiligen Verwunderung Aller die ihn sahen, fast eine Stunde vor St. Paul. „Il viva, Papa! Il viva!“ rief das be-

geisterte Volk, als er durch die Paulspforte wieder zurückschritt, mit Empfindungen, die seine ganze Seele schwellten, und in einer Art Schwärmerei, die um sein von der Mitra bedecktes Haupt einen Heiligenschimmer verbreitete.

„Meine guten Römer, wie sie mich lieben!" sagte Hildebrand zum Abte nach ihrer Zurückkunft im päpstlichen Pallaste, indem sein Auge mit einem ungemeinen Ausdruck auf dem Freunde ruhte; „so sollten sie mich Alle lieben und mir gehorchen, die den Namen des Herrn tragen, wie die guten Schäflein den Tönen des Hirten gehorchen und gerne folgen. Denn ich sage Dir, mein theurer Sohn, Die, welche sich als Christi Bekenner rühmen — wie sie sich immer durch Macht und irdisches Glück auszeichnen mögen — sie Alle, so weit die Sonne scheint, sollen unterthan sein dem Hirten, den der dreieinige Gott über sie gesetzt auf Erden: auf daß er bewache ihre Schritte, welche der Böse immer irre führen möchte; auf daß er ihre Gedanken beherrsche und ihr Gefühl, das aus dem schwachen Menschenbusen hervorkeimt; damit nimmer und nimmer eine Seele, von Satans Hand gefaßt, verloren gehe."

Der Abend des heutigen Tages, in der Frühe wild und stürmisch, wie die Apriltage Roms zu sein pflegen, hatte sich auf dessen alte Zinnen in durchsichtiger Klarheit herabgesenkt und es floß majestätisch schön der Duft der Abendsonne über das Mausoleum Hadrians, die

Engelsburg, welche bereits den Päpsten zur Residenz diente.

Ein vielgeschäftiges Leben regte sich in der Burg, Thüren sprangen auf und zu, Menschen eilten hin und her, als sei diese Behausung nicht die Wohnung des Friedens, sondern die Stätte unruhvollen Lebens, für den Augenblick im Besitz zechender Ritter und ihrer Mannen, welche einen besondern Tag zu feiern gedächten.

Doch wer in dieser Stunde einen Blick in den alten Göttersitz weiland des großen Imperators that, der sahe nicht Laien im bunten Waffenschmuck, sondern Mönche und Geistliche aller Art, deren gesammte Lebensregsamkeit durch ein einziges Wort Hildebrandens entzündet ward. Heute früh hatte der große Gedankenkünstler aus Saona, wie wir aus seinem Gespräch mit Desiderius erfuhren, die Last noch schwer empfunden oder doch sie wenigstens Angesichts des Freundes aus Montecassino zu empfinden sich den Schein gegeben, die vor wenig Tagen auf seine Schultern gekommen; jetzt aber — mag ihm auf sein heißes Gebet der Apostel behülflich gewesen sein — schien jede Bürde wie eine Schuppe von ihm abzufallen und bereits schüttelte er seine Geistesflügel mit ungeheuerm Schwunge, daß von ihrem Windzug hundert dienstbare Geister in Bewegung kamen.

Entfernt von diesem dem Laien so unheimlichen Treiben, in einem der äussersten Enden des Pallastes, wo weithin das Auge über das majestätische Rom hin-

übergleitete, lag wieder, wie heut in der Frühe, Papst Gregor in seinem weichen Ruhesessel, und starrte hinaus über die gewaltigen Häusermassen Rom's und in die untergehende Sonne, welche über der Colonna Trajana scheidend verglühte.

Das Arbeitszimmer Hildebrands war seltsam ausgestattet, doch völlig in jener Weise, daß man, wenn man nur die ersten Anfänge der Menschenkunde inne hatte, ohne weitre Merkmale auf den Charakter seines Besitzers schließen konnte.

Ein einfaches Lager, welches in einer Ecke des ziemlich großen und weiten Gemachs bescheiden stand, und das in diesem Augenblick von einem weiten tiefdunkeln Tuche überzogen war, bildete immerhin, trotz seiner Unbedeutendheit, eines der vorzüglicheren Meubels, auf die das Auge des Besuchers beim Eintritt fallen mußte. Nicht sehr weit von dieser Lagerstätte, etwa in der Mitte des Gemachs, stand ein großer Arbeitstisch, wie es schien von kostbarem Holze und mit einem Einschnitte in der Seite, wo der Arbeitende saß, um seiner größern Bequemlichkeit willen; aus der Mitte aber des Tischs erhob sich, sehr sonderbar anzublicken, ein hölzerner Thurm mit den seltsamsten Figuren und Schnörkeln, so daß man alsbald sahe, daß der Baugeschmack der damaligen Zeit auch die Hände des Künstlers leitete, welcher ein nicht geringes Aufgebot mechanischer und architectonischer Geschicklichkeit an dieses hölzerne Miniaturgebäude verwendet

hatte. Die Figuren, welche in aufsteigender Linie vom Fuße des komischen Thurms bis zu dessen Spitze sich erhoben, stellten, wenn man sie in nähern Augenschein nahm, theils vornehme Heilige vor, die früher auf Erden gewandelt, und welche besonderer Verehrung genossen, theils, wie Krone und Scepter Einiger andeuteten, große Gewalthaber dieser Erde, Kaiser, Könige und Fürsten; am Fuße des Thurmes endlich ward man eine größere Zahl kleinerer Figuren gewahr, die sich durch nichts besonderes auszeichneten und gewöhnliche Menschenkinder darzustellen schienen. Wenn man aber am Schlusse seiner Betrachtung den Blick zur Spitze des mährchenartigen Kunstwerks erhob, so sah man deutlich eine neue Figur, die offenbar mit weit mehr Kunst und Künstlereifer als alle übrigen gefertigt worden. Ungeachtet eines viel schärfern Geprägs der Individualität und der größern Formen der Figur, welche man, würde der Ausdruck nicht an's Lächerliche streifen, erhaben nennen konnte, ließ auch sofort die Situation derselben in Vergleichung mit den übrigen einen hervorragenden Charakter erkennen. Der leichte Faltenwurf eines reichen Gewandes, der mit bewundernswerther Geschicklichkeit in die Figur eingeprägt war, und eine Art Mitra, die ihr Haupt umgab, ließen sogleich die Absicht des Künstlers hervorleuchten, auf dem höchsten Punkte des Thurms, über alle andern und alles andere hoch erhaben, den Papst darzustellen; das Seltsamste an der ganzen Figur jedoch war, daß ihre rechte

Hand, welche sich steif herausstreckte, etwas festhielt, das, so räthselvoll dessen Inhalt erscheinen mochte, bei genauer Untersuchung verhaltene Blitze errathen ließ.

Für den sinnigen Leser bedarf es keiner weitläufigen Erklärung, um ihm das Verständniß dessen zugänglich zu machen, was Hildebrand mit diesem Schnitzwerk seiner Laune und seines hochstrebsamen Geistes ausdrücken wollte, denn kein anderer als der Novize von Clugny war's, der an diesem Orte zuerst dies Schnitzwerk begann, es daselbst als Prior fortsetzte, und zu Rom als Cardinal der heiligen Kirche vollendete, gleichsam in diesen verschiedenen Perioden den Resultaten seines Denkens und Strebens auch einen so sonderbaren doch bezeichnungsvollen Ausdruck vermittelnd.

Wenn man später den Blick von diesem Arbeitstische Hildebrand's hinwegwandte, gewahrte man zur Linken desselben in der Wand einen Einschlag mit einer Vorrichtung, die jetzt sehr an die Bücherschränke unsrer Bibliotheken erinnern müßte: Pergamentrollen der verschiedensten Art lagen auf den Schränken, die wieder von der eigenthümlichsten Einrichtung waren, und fesselten an und für sich nur wenig die Aufmerksamkeit des Beschauers, wenn ihm nicht, da sein Blick zur obersten Höhe des Schrankes hinaufgleitete, ein reiches kostbares Christusbild, nebst den silbernen kleinen Statuen der Apostel Paulus und Petrus, so wie der heiligen Jungfrau Maria, in's

Auge gefallen, zu denen ein grinzender Todtenkopf, dicht vor ihnen, in recht auffallendem Contraste stand.

An den Wänden ringsum waren die Bilder der vornehmsten Heiligen in Wasserfarben angebracht, und unter ihnen, mit vieler Kunst gemalt, machte insonderheit das Bild unsrer lieben Frau von St. Peter einen gewiß nicht leicht vorübergehenden Eindruck. Neben dem Kamin aber aus massivem Steinwerk hingen allerlei Geräthschaften, die gleichfalls wieder zur übrigen Ausstattung des Zimmers, je nach dem Geschmacke des Beschauers, in größerm oder geringerm Widerspruche standen. Telescope, Himmelskarten und andere äußere Forscherattribute, wie sie bei Astronomen und Sterndeutern jener Zeit gefunden wurden, wechselten in mannigfaltiger Anzahl, und erhöheten den Eindruck des Wunderlichen und Seltsamen, den schon die andern Gegenstände hervorzubringen geeignet waren.

In dem Moment, worin diese Erzählung dem Leser einen kurzen und flüchtigen Blick in das Arbeits- und zugleich Schlafgemach des heiligen Vaters Gregor verstattete, hatte die untergehende Sonne die letzten röthlichen Strahlenreflexe in das Antlitz Hildebrand's zurückgeworfen, der ihrem immer tiefern Niedertauchen in die Abgründe des Oceans mit einem Ausdruck folgte, der kaum genügsam die in seinem ganzen Wesen vorgehende ausserordentliche Regung ankündigte.

„Ich werd' es vollbringen — ich werd' es vollbringen!" rief er mehrmals aus, als ob er hiermit der Frage oder Aufforderung eines hinter der rothen Sonne in die Fluthen hinabtauchenden Geistes Antwort geben wolle; „ich werd' es vollbringen, so wahr St. Peter mir die Fußtapfen selbst gezeigt hat, die ich zu wandeln habe."

Alsogleich nach diesen Worten verspürte Hildebrand einen gelinden Luftzug und neben der Tapetenthür, durch welche heute früh Abt Desiderius zu ihm gekommen war, streckte sich durch eine zweite Thüre der seltsame Kopf eines kleinen Sterblichen, der, ungeachtet die Größe seines Leibes kaum vier Fuß messen mochte, nichtsdestoweniger bereits in einem ansehnlichen Alter sich zu befinden schien. Als er aus der Thür getreten war, bemerkte man einen breitbeinigen unansehnlichen Zwerg, unter dessen brennend rothen, lang und struppig herabhängenden Haaren sich ein Gesicht bemerkbar machte, worin zwei argwöhnisch graue Augen, die eine schiefe Richtung angenommen hatten, mit einiger Eifersucht auf eine platte Nase niedersahen, als ob sie befürchteten, von ihr an Schönheit übertroffen zu werden.

Hildebrand, als er den Zwerg bemerkte, konnte der Zornesgluth kaum mächtig werden, welche die Anwesenheit des unangenehmen Gastes ihm plötzlich in die Wangen trieb; und ein Psycholog, der Gelegenheit gehabt hätte, Zuschauer dieser Scene zu sein, würde wahrgenommen

haben, daß der Ausdruck dieses Zorns noch mit einem andern Affect gemischt war, den er leichthin als das Gefühl einer unheimlichen Furcht bezeichnen mochte, die mit der Höhe und Kraft des Geistes, dem sie entkeimte, in einem interessanten Widerspruche lag.

„Was störst du mich schon wieder, Elender!“ herrschte Hildebrand den Kleinen an, „nachdem ich Dich erst vor einer Stunde deines Wegs gewiesen? Hebe Dich schnell von hinnen und komme mir nicht wieder zu Gesicht, ehe die Sonne des morgenden Tages den Römern einen leidlichen Mittag gebracht hat.“

„Ich wollte nur bei Euch anfragen, heiligster Herr und Gebieter,“ antwortete der Zwerg, indem er aus seinen widerlichen Gesichtszügen ein Surrogat von Demuth und Hingebung zusammenknetete, „ob Ihr nicht geneigt wäret, am Sternenhimmel des heutigen Abends jenem Zwillingsgestirn nachzuforschen, das Ihr heute vor vier Wochen entdeckt habt, und auf dem Ihr so seltsame Dinge gesehen?

Gewiß und wahrhaftig, allerheiligster Vater: die rothe Gluth der Sonne, indem sie, wetteifernd mit dem Strahlenkranze, der um Euer Haupt sich windet, auf das gottverklärte Antlitz Eurer Heiligkeit einen letzten schüchternen Blick zurück wirft, verheißt den Römern für heute Nacht ein Firmament, wie es kein ähnliches seit den Zeiten des ersten Gregor gegeben; wenn nun aber ich, einer der elendesten unter den Sterblichen, und doch

wieder einer der Glücklichsten — bring' ich in Anschlag Eure Gunst — mein Auge gerne zum gestirnten Himmel erhebe, um seine Wunder und seine Beschlüsse zu schauen, die er über uns Menschen verhängt: so fühl' ich mit so größerm Schmerze die Machtlosigkeit, diesen Drang befriedigen zu können, wenn das heilige Auge des Meisters nicht mir Blindem die Bahn zum Firmamente weis't."

„Und traun!" fuhr er in verändertem Tone fort, in dem ein mit heuchlerischer Unterwürfigkeit gemischter Spott nicht zu verkennen war — „wer besser, als eben dieser ehrwürdige Meister, vermöchte zu wissen, daß die Constellationen dieser Nacht für die nächstkünftigen Zeiten von größerer Vorbedeutung sind, als je eine Sternstellung, seitdem sterbliche Creaturen des Himmels verwirrteste Geheimnisse deuten?" —

„Du sollst nicht mehr in die Sterne sehen, gottloser Halbmensch," erwiederte Hildebrand in einem Tone, welcher sein Bestreben, sich zu mäßigen, hinreichend kundgab; „zur Strafe daß du dich nicht besserst und jeden Tag eine neue Centnerlast gottloser Lügen auf deine Seele ladest."

„Ei," erwiederte der Kleine, indem seine spitzigen grauen Augen zu Hildebrand seltsam hinüberschielten, „haben Euch wohl meine so gottlosen Lügen, wie Ihr sie nennt, noch irgend je geschadet, oder Euch nur in eine Verlegenheit gebracht, die dem heiligen Vater anstößig sein könnte? Fürwahr, ich sollte denken, wenn der

liebe Gott Menschen geschaffen hat, blos berufen, die Wahrheit zusagen, so dürfte er deren nicht weniger geschaffen haben zu dem Zwecke, die Lüge des Worts zu verkünden.

Denn wenn Ihr mir erlaubt — und Ihr wißt das Alles besser als ich selbst — so möcht' ich behaupten, daß in der ganzen Natur, mögt Ihr sie geistig oder körperlich nennen, sich immer ein Zweites befinde, das einem Ersten widerspricht; ein Umstand, den der gütige Schöpfer als wesentliches Bedürfniß zum Fortbestehen sowohl der Geister als der Leiber empfunden haben mag. Und wenn nun dieser Folgerung gemäß, gegen die Ihr als guter Logiker nichts werdet einwenden können, ich als ein solches Zweites Euch, dem persönlichen Ausdrucke der Wahrheit entgegenstehe, so würdet Ihr Unrecht thun, deßhalb mit mir zu zanken, da Ihr Euch sonst zweifelsohne in einen Widerspruch mit dem weisen Schöpfer begeben würdet."

„Schweig, Du giftige Lügenzunge" — entgegnete ihm wiederum mit großem Aerger Hildebrand, indem er sich fast stürmisch aus seinem Ruhesessel erhob — „wenn der Satan in eigner Gestalt seine schlimmen Reden übt, so wird seine Zunge nicht besser den Anwalt der Hölle machen, als die, welche die Natur in deinen häßlichen Kopf gesteckt hat. Doch ich ermahne Dich bei dem heiligen Willen meines Stuhls, kehre zurück in den dunkeln Winkel, den ich Dir als Zufluchtsort in diesem Pallaste

angewiesen habe, und schüttle die Schuppen ab, die Dich zu einem so mißfälligen, gottlosen Geschöpfe machen; wo nicht, so sei gewiß, daß ich Dich an einen Ort bringen laßen werde, wo der Hauch deiner giftigen Zunge in der Kühle eines Mauerbehälters — —"

„Hübschen Dank für Eure gütige Mahnung, heiliger Vater" unterbrach ihn der Zwerg mit außergewöhnlicher Zungengeläufigkeit, indem sein Gesicht sich zu einem so unheimlichen, boshaften Lächeln verzerrte, daß Hildebrand davon sichtbar bewegt ward — „Ihr wißt, daß meine Bekanntschaft mit Stein nnd Eisen sich nicht erst von gestern herdatirt und daß, obgleich als gehorsames, christliches Kind für Eure Drohung dankbar, die Ausführung derselben doch keine weitre Folge haben würde, als einen kleinen Spaß für mich, der mir noch lange nachgehen sollte; indessen, um den ehrwürdigen Scherz mit christlichem Ernste zu vergelten, so glaube ich, daß Eure Heiligkeit, wenn ich ein Capitel berühre, das Ihr gewiß nicht unter die sieben großen Irrthümer der Welt rechnet (der Ihr seit vier Tagen unfehlbar seid,) mit mir dahin übereinstimmt, daß unter allen Tugenden, die es in einer Menschenseele geben kann, Dankbarkeit gewiß nicht die geringste, wenn auch gleich die unbequemste ist. Wenn ich aber in diesem Augenblick hiervon ausgehe, so bin ich der Meinung, daß jener stolze, schwärmerische Klosterzögling von Clugny, der sich einst mit solch' ungeheuerm Wissensdrang, wie er nur selten einem Sterblichen

verliehen ist, dem Zwerge von Ravenna angeschlossen, um auch, wie Ihr Euch auszudrücken beliebtet, dem profanen Wissen der Menschheit nicht fern zu bleiben; daß dieser stolze Klosterzögling, nachdem er seinen Durst mehr als einmal in dem Born gesättigt, den ihm der mißgestaltete, heillose Lurigo aus Ravenna mit warmem Freundschaftsgefühle offen hielt, nun eben nicht als der vortrefflichste Christ an seinem kleinen Freunde handelt, wenn er, jetzt der erste Meister im heiligen und profanen Wissen und zugleich auf dem höchsten Punkte aller weltlichen und göttlichen Ehren angelangt, den Ravennaer mit solchem Haß, solcher Geringschätzung, und — ich möchte sagen — mit solchem Undank behandelt. Und doch hab' ich Euch, heiligster Vater, als Ihr einst von den Anhängern des Capuaners meuchelmörderisch angefallen wurdet, aus den Händen der Meuterer gerettet, wiewohl ich, nach Eurem Belieben, nur ein mißgestalteter Zwerg bin; und wenn ich die Höhe, auf der Ihr jetzt steht, Euch schon in Clugny aus den Linien Eurer Hand geweissagt: so mögt Ihr dieß immerhin auf die Rechnung eines göttlichen Zufalls bringen, der meinen Worten günstig war. Von einer andern Verpflichtung endlich, von der Ihr wißt, daß es Euch nicht so leicht gelingen möchte, sie mit Worten zu beschminken — von dieser — — Ihr braucht nicht zornig noch blaß zu werden — — bin ich großmüthig genug, in Wort und Sinn lediglich abzustehn."

Diese letzten Worte hatte der Kleine mit einem lauernden, grinzenden Lächeln gegen Hildebrand begleitet, der ihn mit einem aus Zorn und Verachtung gemischten Blick bis jetzt ungeduldig angehört; als er aber den letzten Theil von des Zwerges Rede vernahm, da fuhr ein kleiner fahler Schein über sein finstres grauumwölktes Antlitz, wie wenn ein blasser Sonnenstrahl unerwartet über den tiefdunkeln Himmel blitzt, aus dem sich schwere Wolken zu entladen drohen. Dann war es, als ließe er Dinge aus der Vergangenheit an seinem Geiste vorübergehen, die ihn plötzlich und gewaltsam umzustimmen schienen, indem sein Auge nun nicht mehr so heftig wie früher auf den Zwerg gerichtet war, sondern im Gegentheile einen, wenn auch stark affectvollen, so doch weit mildern Ausdruck annahm.

„Ich bitte Dich, lieber Lurigo," hub er dann nach einer Weile mit gemäßigter Stimme an, „verlaß mich jetzt, und störe mir nicht länger den Genuß eines Abends, an dem ich in Gedanken und Empfindungen schwelgte, ehe deine Gegenwart mich daraus störend herausriß; sei überzeugt, daß Du Dir eben so sehr mein Wohlgefallen erwerben kannst, indem Du nicht um eine Linie von den Gesetzen abweichest, unter denen ich Dich in meinen Pallast genommen habe, als Du im entgegengesetzten Fall meinen ganzen Zorn auf Dich lädst. Und meinetwegen" — hier schien plötzlich ein gewaltiger Gedanke durch Gregor's Seele zu leuchten — „magst Du die Constellationen des

heutigen Sternenhimmels immerhin beobachten, wenn Du es ausserhalb diesem Pallaste thun willst; hier — dieses herrliche Instrument, das ich mit schwerem Gold bezahlte, — ist Dein eigen, wann ich sehe, daß die Zeit herbeigekommen, in der Du Alles vergessen hast, was je zwischen uns vorfiel." Unter diesen Worten nahm er aus der Reihe der über dem Kamine hängenden astronomischen Instrumente einen Tubus von ungewöhnlicher Größe herab, und überreichte ihn dem Zwerg, welcher Mühe hatte, daran hinaufzusehen; indem er aber mit seinen schielenden Augen theils den Geber, theils das Geschenk anblickte, so daß es schwer gewesen sein würde zu unterscheiden, wohin er eigentlich schaue, gab er das seltsame Instrument an Gregor zurück und sagte: „Ihr wißt wohl, daß, wenn es mir einmal darum zu thun ist, in die Sterne zu schauen, ich ungeachtet meiner schielenden Augen, wegen deren Ihr mich schon oft mit harten Worten heimgesucht, eines Hülfsmittels, wie Ihr mir hier anzubieten die Gnade habt, nicht bedarf; nehmt's daher geneigtest zurück und seid gewiß, daß mein Gedächtniß, so scharf es auch in den meisten Dingen sei — denn Ihr könnt nicht läugnen, daß der liebe Herrgott sehr viel Hirn in diesen Schädel gegossen hat — doch in Bezug auf Euch mit einer harten Rinde umzogen ist; und indeß ich mich glücklich genug fühle, den Zorn, der gegen den armen Ravennaer seit einiger Zeit Eure Stirn umwölkt, wieder in Etwas gedämpft zu haben, so steh' ich jetzt

auch an, Euch länger in Euren heiligen Betrachtungen zu stören. Euren Segen nur zuvor, eh' ich gehe, heiliger Vater, damit er mich fürder als Talisman gegen Euren Zorn und Eure Ungnade schütze."

Also sprechend ließ er sich vor dem Papste auf den rechten Fuß nieder, der kaum den Umfang eines umfassenden Stockes hatte; und nun er so vor Hildebrand lag, hätt' es eher den Anschein haben mögen, es sei ein brennender Dornbusch aus dem Boden emporgeschossen, als daß ein menschliches Wesen diese Stelle einnehme, so feurig glühten die langen, dicken, struppigen Haare, die fast nichts von der übrigen Gestalt des Zwerges erkennen ließen.

Als Gregor den Kleinen in solcher Lage zu seinen Füßen sah, diese brennenden Haare wie die Borsten eines Ebers aufwärts getrieben, wandt' er sich einen Augenblick von dem unheimlichen Geschöpfe mit entschiedenstem Widerwillen ab, etwa wie eine fromme aber starke Seele sich von dem Satan selbst abwenden würde; indeß er dann aber sein Auge auf dasselbe zurück richtete, und sein Blick glühend auf das schelmische Grinzen des Zwerges traf, da erfaßte ihn ein fürchterlicher Zorn, und mit seinen rollenden Augen den schlimmen Kleinen durchbohrend, rief er mit erhabener Stimme: „Für meinen Segen empfange meinen Fluch, garstiger Teufel, der du die Hülle dieses Geschöpfes bewohnst, und du selbst,

Besessener, hebe Dich hinweg von mir, im Namen und beim Zorne St. Pauls und des heiligen Petrus!" —

Wie ein Irrlicht, das vor dem Hauche des Lebens flieht, fuhr der kleine Ravennaer bei dieser Beschwörung von den Füßen Gregor's hinweg und zu der geheimen Thür, durch welche er hereingekommen; ob aus Furcht oder aus teuflischem Groll, gleichviel: seine Haare richteten sich während dieser Flucht senkrecht in die Höhe, in seinen Augen mischten sich Spott und Hohn mit abgefeimter Bosheit, und indem er, den Kopf noch einmal aus der Thür zurückstreckend, den Papst zum Abschied mit einem grinsenden Gelächter begrüßte, sagte er mit giftiger Zunge: „Wir bleiben doch gute Freunde, nicht wahr, allerheiligster Vater?" —

Die Thür schloß sich hierauf und man hörte nur noch ein tiefes Hohngelächter im anliegenden Gemache. In Gregor's Seele kämpften jetzt Zorn und schwere Zweifel, die, wie es schien, ein Gefühl geheimer Furcht nicht ausschloßen.

„Großer, dreieiniger Gott!" rief er dann inbrünstig, indem er die Hände zum Gebete faltete und sein Blick in die letzte Feuerkugel der untergehenden Sonne sank: „Vergib mir, Allerheiligster, wenn ich Dich, wenn ich Deine allmächtige Größe auch auf einem Wege zu erforschen suchte, der dunkel ist und unrein, und worauf der Fuß keines Christen je wandeln sollte; aber Du ja, mein Schöpfer, hast jenen unwiderstehlichen Drang in

meine Seele gepflanzt, der den frommen Knaben antrieb, Dich allerwärts zu suchen, in den bangen Träumen der Nacht, in dem Seelenflimmern der Schöpfung, in den Lebenswurzeln des Alls und in deinen Sternen: vergib ihm, daß er Dich allenthalben fand, und zerreiße das magische Band, das diesen unheimlichen Zwerg an mich fesselt, und halte in Banden den meineidigen Satanas, der so gerne mit seinen bösen Künsten mich verlocken möchte, wie er unsern Herrn und Heiland einst versuchte."

Die Sonne war hinabgesunken, und fern am westlichen Himmel trat der Abendstern aus dem blauen Purpurgewölbe heraus und glänzte verheissend zum Pallast Borghese herüber. Gregor's Seele tauchte nun wieder in die Fluthen der wunderbarsten Gefühle, sein Geist arbeitete mächtig und es rang ein unendlicher, alles Irdische und Göttliche umfassender Wille aus der Schlingung einer langen Gedankenkette sich empor. Es faßte ihn auf einmal, wie das mächtige Wehen eines unsichtbaren Geistes; er sank auf den Boden des Gemaches nieder, er faltete seine Hände in heißer, überschwenglicher Geistesandacht: der Blick seines brennenden Auges floß zusammen mit dem goldnen Flimmer des Abendsternes — weich und lau wehten draußen die römischen Lüfte — und sein Geist sprach, indeß ihm hoch und höher die Pulse schlugen, also: „Allmächtiger, Allgütiger, Allbarmherziger! Inhalt und Born jeglichen Seins und Werdens! Allweiser Gott und Vater! Deine Kirche muß frei sein

vom Einfluß irdischer Menschengewalt! Der Altar ist nur für den, der unsterblich Petro nachfolget: das Herrscherschwert ist unter diesem, ist nur von diesem, weil es eine menschliche Sache ist; der Altar, der Stuhl Petri, ist nur unter Dir und von Dir. Aber siehe, die Kirche ist jetzt sündlich, weil sie nicht frei ist, weil sie an die Welt und an weltliche Menschen gekettet ist; ihre Diener sind nicht die rechten, weil sie von den Menschen der Welt gesetzt, und nur durch diese sind, was sie sind. Darum wuchern in den Geweihten Christi, welche die Aufseher der Gemeinden heißen, sündliche Begierden und Leidenschaften: darum streben sie nur nach Irdischem, weil sie, an die Welt gebunden, des Irdischen bedürfen; darum ist unter denen, in welchen der Friede Gottes sein soll, Zwist und Hader, Stolz, Habsucht und Neid, darum ist durch sie die Kirche übel bestellt, weil sie in der Welt Weltliches üben, unter dem Kaiser thun, was dem Kaiser gefällt; als Diener des Staats, und pflichtig dem Regenten, der Kirche entfremdet werden. Die Religion liegt in schwerem Kampfe: das Herz der Menschen ist kalt für dein heiliges Wort, Allmächtiger. Hier und da der Glaube jämmerlich zertreten! Also Deine Kirche muß frei werden, und dieses durch ihr Haupt, durch den Ersten der Christenheit, durch die Sonne des Glaubens, den Papst. Der Papst sitzt an Gottes, an Deiner Statt, denn er lenkt Dein Reich auf Erden. Ohne den Papst besteht kein Reich; es zerfällt, wird ein

schwankendes, zerschellendes Schiff. Wie Sachen der Welt Sachen des Kaisers sind: also sind Sachen Gottes Sachen des Papstes. Darum muß dieser des Altars Diener losreissen aus den Banden weltlicher Macht. Ein Anderes ist der Staat, ein Anderes die Kirche. Wie der seligmachende Glaube ein Einziger ist, so ist auch die Kirche eine Einzige, so ist der Papst, deren Haupt, ein Einziger, so sind deren Glieder, die Diener, die Einen, Einzigen.

Ist nun die Kirche in sich, so muß sie auch sein nur durch sich. Wie nichts Geistiges sichtbar und auschaulich ist ohne das Irdische, wie die Seele nicht wirksam ohne den Körper, wie von diesen beiden nicht eines ohne Mittel der Erhaltung: so ist die Religion nicht ohne die Kirche, diese nicht ohne Besitz eines sie sichernden Vermögens. Der Geist nährt sich durchs Irdische, im Körper; die Kirche also auch nur durch Land und Gut. Daß sie solches erhalte, daß es ihr bleibe und bewahrt werde, ist daß Obliegen dessen, der das oberste Schwert hält, des Kaisers. Darum sind der Kaiser und die weltlichen Großen nöthig für die Kirche, die nur ist durch den Papst, wie dieser durch Gott. Soll also die Kirche und die Welt wohl stehen, so muß Priesterthum und Königthum einig sein, und nach Einem streben: nach Eintracht und dem Frieden der Welt. Aber deine Welt, Allmächtiger! wird gelenkt durch zwei Lichter, durch die Sonne, das größere, und den Mond,

das kleinere. So ist die apostolische Gewalt wie die Sonne, die königliche Macht wie der Mond. Wie dieser nur leuchtet durch jene, so sind Kaiser, Könige und Fürsten nur durch den Papst, weil dieser durch Gott ist. Also ist die Macht des Stuhls weit größer als die Macht der Throne, und der König ist dem Papst unterthan und Gehorsam schuldig. Weil der Papst durch Gott ist, so ist unter ihm Alles; Weltliches und Geistliches muß Alles vor seinen Richterstuhl gelangen: Er soll belehren, ermahnen, strafen, bessern, richten und entscheiden. Die Kirche ist der göttliche Richterstuhl, und gibt Gott Rechenschaft für die Fehler der Menschen. Sie lehrt den Weg des Rechten, sie ist der Finger Gottes. Also der Papst ist Statthalter Christi und über Allen. Darum ist sein Amt ein hohes, gewichtvolles, schweres Amt. Denn es stehet geschrieben: „Du bist Petrus, und auf diesen Fels will ich bauen meine Gemeine, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen. Und ich will dir des Himmelreichs Schlüssel geben. Alles, was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden sein: und Alles, was du auf Erden lösen wirst, soll auch im Himmel los sein." Das sprach Christus, der Sohn, zu Petrus. Durch Petrus besteht die römische Kirche, also in ihr auch die Gewalt der Schlüssel. Auf Petrus ist die Gemeinde Christi gebaut. Diese Gemeinde ist in Allen, die seinen Namen bekennen, die sich Christen nennen: demnach sind

alle Einzelne, Gemeindeglieder der Gemeinde Petri, das ist, der römischen Kirche. So ist sie die Mutter aller Kirchen der Christenheit, und alle Kirchen sind ihr unterthan, wie Töchter der Mutter, Aller Sorgen nimmt sie auf sich, von Allen kann sie Ehrfurcht, Achtung und Gehorsam fordern. Sie, die Mutter Aller, gebietet daher Allen und jedem einzelnen Glied in Allem; darunter sind auch Kaiser, Könige, Fürsten, Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte. Darum, und kraft der Gewalt der Schlüssel, kann sie diese ein= und absetzen: sie gibt ihnen die Macht nicht für vergänglichen Ruhm, sondern für das Heil Vieler. Sie müssen daher demüthig gehorchen.—

Bei den letzten Worten ward Gregor, trotz seiner wunderbaren Begeisterung, die ihn fast Alles um sich her vergessen machte, dennoch durch ein kreischendes Hohngelächter unterbrochen, das ungemein widerlich an seine Ohren klang. Daselbe kam von niemand anderm, als dem Freunde Lurigo, der gerade bei jenen Worten seinen Kopf wieder durch die halbgeöffnete Tapetenthür streckte, und dabei sein Gesicht gar absonderlich verzog, so daß nach den Begriffen jener Zeit ein Gesicht dieser Art, das so sehr allem menschlichen entfremdet war, nur einem Dämon oder dem Satan selbst angehören konnte. Indessen war diese Störung doch keineswegs vermögend, den großen furchtbaren Gedankenkünstler aus Rom von seiner hohen Begeisterung abzuziehen, und Hildebrand fuhr darum fast ununterbrochen fort:

„Gehen sie auf sündlichem Pfade, so soll die heilige Mutter sie umlenken und zum Bessern wenden: thut sie solches nicht, so sündigt sie durch sie. Wer aber auf sie, diese Mutter, baut, sie pflegt, ihr folgt, sie schützt, der hat durch sie Schutz und Wohlthat. Welchen Widerstand auch der, welcher an Christi Statt auf Erden sitzet, in seinem Werke finden mag, er muß dawider streben, harren und dulden, wie Christus geduldet. Die Welt liegt jetzt schrecklich im Argen, das Zeitalter ist ein eisernes, die Kirche in aller Welt in schwerer Bedrängniß: ihre Diener leben sündlich und müssen sich bessern und bekehren. Vom Haupte der Kirche aus muß die Besserung und Erneuerung gehen, dieses muß allen Bösen Kampf und Vertilgung ankündigen, den Frieden der Welt zu gründen; Allen, die um Recht und Tugend bedrängt sind, beistehen, Verfolgung und Bedrängniß dürfen es von diesem heiligen Zwecke nicht abführen, vielmehr wer der Kirche dräut, Gewalt anthut, sie bedrängt, ist kein Kind derselben, ist des Teufels, von ihr auszustoßen, von aller menschlichen Gemeinschaft zu entfernen. Also die Kirche muß frei sein, und Alle in ihr unbescholten und rein; das zu begründen, ist des Papstes erstes Streben und — Allmächtiger! sie wird es sein, die Kirche wird frei sein!“ —

Und da der Papst also vollendet, floß es um sein Haupt wie der durchdringende, glühende Schein eines

seltsam funkelnden Lichtes, und über den gänzlich unumwölkten Himmel fuhren die glänzenden Schnuppen tumultuirender Sterne, welche in Aufruhr, in Kampf zu gerathen schienen, und rollten dunkle Donner und hallten in West und Ost mit schauerlichem Dräuen nach.

Da sank Hildebrand, nachdem er sich kaum erhoben, abermals auf die Kniee nieder, seine Augen glühten im phosphorischen Feuer der höchsten geistigen Anspannung, und indem er seine gefalteten Hände gen Himmel streckte, rief er mit Inbrunst aus: „Wie Ihr wollt, allmächtiger Gott und heiliger Christus, wie Ihr wollt, geschehe es, und Ihr wollt — Ihr wollt — daß es geschehe!“ —

Er hatte diesen Ausspruch nicht so bald beendigt, als er, sich wieder erhebend, am hintern Saum seines Kleides sich berührt fühlte, und dadurch zum Zurückschauen veranlaßt, den verhaßten Zwerg aus Ravenna erblickte, der in namenloser Angst, wie sein in Entsetzen erstarrtes Auge bestätigte, zu seinen Füßen kauerte. Er sah zu Hildebrand hinauf wie Einer, der den Sensenschlag des Todes fürchtet, sein ganzes kleines Dasein, schon von der Natur mit so argem Spott gemißhandelt, hatte sich zu teuflischer Unterwürfigkeit verzerrt, und kaum hatte seine Zunge Kraft, gegen Hildebranden eine Entschuldigung zu stammeln. „Eure Sterne“ sagte er mit hämischem aber ängstlichem Grinzen, „haben den ganzen Himmel erschüttert, Petri Stern hat den Uranus, den Jupiter und alle ihre Trabanten gestürzt — — nur einen — einen — hat er

nicht bezwungen — aber Ihr habt ihn doch in Eurer Gewalt — — wollte Habakuk," setzte er etwas leiser hinzu, „er hätte Euch das Licht ausgeblasen — — — ja, heiligster Vater und ehrwürdigster Meister, Ihr werdet St. Petri Stuhl zu einem Schrecken der Sterblichen machen — Ihr werdet weithin über diese Erde ein Licht anstecken, welches Hunderte und aber Hunderte mit seiner glühenden Lohe in die Erde hinabreißt — Ihr werdet — —"

„Ich werde," erhob nun Hildebrand seine donnernde Stimme, indem er den Zwerg bei dessen langen Haaren ergriff und ihn wie Spreu in eine Ecke des Gemachs schleuderte, „ich werde das Wort der Vernichtung sprechen gegen Alle deinesgleichen, Elender! auf daß der Saame des Bösen vertilgt werde von der Erde, und Ein Reich, alle Völker und Länder umschlingend, darauf sich gründe, unterthan in Liebe und demüthigem Gehorsam dem Einzigen Herrscher in Rom!" —

Der Zwerg war verschwunden, wenige Sekunden darauf stand ein angenehmerer Gast vor Hildebrand, der Abt Desiderius, der ihm meldete, daß die nach Deutschland erwählten Legaten von den Befehlen des heiligen Vaters in Kenntniß gesetzt seien und sie heut Nacht nur noch den nähern Instruktionen Sr. Heiligkeit entgegensähen, um in aller Frühe des nächsten Tags ihre wichtige Sendschaft anzutreten.

„Gut, gut, mein theurer, mein geliebter Sohn!" erwiederte Hildebrand mit einem gar huldreichen, freund-

lichen Lächeln dem treuen Abte, „daß du alles so pünktlich in Ordnung gerichtet; nun aber folge mir, denn noch gar manches Wichtige im Dienste unsers gemeinsamen Herrn über dem Sternengewölbe dort oben, hab' ich heut mit dir abzureden, der Herr hat mich in der letzten Stunde seiner höchsten, unmittelbaren Gnade gewürdigt und ungesäumt soll Manches vorbereitet werden, wozu er mir seinen göttlichen Auftrag gegeben, denn die Zeit schwimmt in eiligem Laufe dahin, und für jegliche Minute wird einst der allerheiligste Herrscher im Himmel die strengste Rechenschaft von mir fordern, wie ich sie hier an Seiner Statt, zu Seiner Ehre und zu Seinem Ruhme angewendet habe. Drum folge mir, lieber Desiderius, laß uns an's heilige Werk gehen!"

Hiermit ergriff Gregor die Rechte seines Freundes, und führte ihn durch jene Thür hinweg, durch welche Desiderius stets in Hildebrand's Gemach getreten war.

An Hildebrand's „heiligem" Werke aber erstarb die deutsche Macht und Herrlichkeit, und Millionen Seelen hängen noch heut an seinen spitzen kanonisirten Eisenstäben zwischen Furcht und Hoffnung, und jedenfalls verlassen von dem wahren Genius der Menschheit. Unter wessen Hand werden jene Eisenstäbe noch dereinst zusammenbrechen?! — — —

Preußen

und die

Hegemonie in Deutschland.

Unter den Wirkungen, welche das in jüngster Zeit neu erwachte Nationalbewußtsein der Deutschen im politischen Betrachtungsleben derselben hervorrief, zeigt sich jene merkwürdige Diskussion über eine politische Hegemonie oder Obergewalt im deutschen Staaten-Bund, welche sich kürzlich in einigen der bessern Organe unsrer politischen Presse erhob und bis zur Stunde fortdauert. Angeregt ward solche Debatte allernächst durch eine hervortretende Bemerkung des Herrn von Bülow-Cummerow in seinem vielerörterten Buch: „Preußen, seine Verfassung, seine Verwaltung, sein Verhältniß zu Deutschland," aus welcher die gedankenreiche Anschauung hervorleuchtet, daß nach der bisherigen Cultur-Entwickelung des preußischen Volks, wie zumal nach der politischen Staats-Stellung Preußens und nach dem innern naturnothwendigen Bedürfniß seines deutschen Staatsgeistes dasselbe berufen sei, in den Fragen des deutschen Lebens fortan das erste Wort zu reden und durch solche Ergreifung der Initiative die Mittel herbeizuschaffen, durch welche endlich die deutsche Nation zu einer festen Grundlage

politischer Macht und Einheit, politischer Rechtsbeständigkeit und Freiheit gelange.

Es war sich nicht zu verwundern, daß gegen diese nichts weniger als isolirte (weil in sich wohlbegründete) Ansicht von derjenigen Seite, welche bisher die vorherrschenden Einflüsse auf den Gang der deutschen Angelegenheiten mit Preußen theilte, ja sie nur allzuoft in erster Linie übte, mit Nachdruck remonstrirt ward, natürlich in einem Interesse, das kein deutsches genannt werden kann.

Wenn diese Gegenrede vornehmlich den rechtlichen Standpunkt der Frage, wie er durch die deutsche Bundes-Akte dargeboten wird, festhielt, wonach eine in der Theorie vollkommene — in der That aber allzeit illusorische — Coordination aller Theilnehmer am deutschen Staaten-Bunde stattfindet, so zeigte das zur Genüge, daß auf Seiten Oesterreichs wider die moralischen Gründe einer für Preußen im politischen Fortschritts-Interesse Deutschlands in Anspruch genommenen Präinfluenz nichts der Beachtung würdiges vorgebracht zu werden vermöge.

Solche lebhaft verhandelte Frage einer Hegemonie in Deutschland nun gleichfalls zur Substanz der gegenwärtigen Darstellung nehmend, wird sich der Verfasser von der mehr oder weniger vorherrschenden Einseitigkeit der bis jetzt von den verschiedenen Diskutienten betretenen Standpunkte freizuhalten suchen, um mehr auf historischem

Wege den Nachweis zu erlangen, inwiefern eine preußische Hegemonie in Deutschland, — vorausgesetzt, daß durch solche die obgedachten Rechts- und Freiheitszwecke der Nation rascher und gründlicher, als auf jedem andern Wege, gefördert würden — nicht allein wünschenswerth, sondern zur Herbeiführung freier einheitlicher Staatszustände in Deutschland unerläßlich sei.

Nach dem, was in diesem Buche unter der Rubrik: „Manuscript aus Oesterreich" ausgesprochen ist, bedarf es wohl kaum einer weitern Beweisführung, daß die Zulässigkeit einer Vorherrschaft in Deutschland jedenfalls vernünftigerweise nie für Oesterreich entschieden werden könnte. Oesterreich hat das Licht und die Freiheit jederzeit verfehmt und selbst die rasch über Oesterreichs Geschichtsbühne schreitende Erscheinung Josephs II. ist nichts weiter als ein die Nacht durchzuckendes Meteor, nach dessen telegraphischem Verschwinden ringsum die Finsterniß nur um so finstrer erschien. Eine ganz andre Stellung als die der Habsburger zu den Entwickelungen des deutschen Staats und Geistes haben die dem Hause Hohenzollern stammverwandten Abkömmlinge der alten Burggrafen von Nürnberg, seit sie auf der Schaubühne der deutschen Geschichte mit im Vordergrunde erscheinen. Dies jedoch ist erst der Fall mit dem großen Kurfürsten, Friedrich Wilhelm, der durch seine Erwerbungen im westphälischen Frieden (1648) den Grund zur spätern

Größe Preußens legte. Dadurch, daß er ein bedeutendes stehendes Heer errichtete und mit diesem an den Kriegen zwischen Oesterreich und Frankreich entschiedenen Antheil nahm, daß er durch sein Bündniß mit Carl Gustav von Schweden gegen Polen in dem Frieden zu Welau, 1657, Preußens Souverainetät stipulirte, und durch den Sieg über die Schweden in der Schlacht bei Fehrbellin, 1675, den Ruf des preußischen Militairs begründete, wieß er schon jetzt Preußen eine Stelle unter den europäischen Mächten an.

Inzwischen beginnt die hohe Mission Preußens in der Geschichte Deutschlands erst mit Friedrich II, der den preußischen Thron im Jahre 1740 bestieg. Durch Friedrich den Einzigen ward jene Großmacht der Intelligenz hervorgerufen und verfestigt, auf welcher die preußische Staatskraft seitdem mehr als auf physischer Gewaltstärke beruht. Mit weithin zündender Leuchte durchblitzte Friedrich von den Höhen seines Throns hernieder das tiefe Dunkel, welches noch das, zumal politische, Begriffsvermögen der Nation umlagerte.

„Er war ein Atheist!" behaupten seine Gegner, aber es ist gewiß, daß in einem solchen Geiste eine mächtige Zersetzungs- und Verneinungskraft vorhanden sein mußte, wenn er fähig werden sollte, auf die Zeitgenossen, und allererst auf die deutschen Völker, jene heilsam aufregenden Wirkungen hervorzubringen, als zu welchen er berufen war.

Seine nahe Verbindung mit den ausgezeichnetsten Geistern des Auslandes, mit jenen Frankreichs zumal, die, wie Voltaire, d' Alembert, Diderot, Prémontval, Toussaint, des Prades, La Mettrie, d' Argens u. s. w. für die erklärtesten Feinde des christlichen Bekenntnißes galten, mag mehr für einen Beweis des Dranges angesehen werden, sich zu unterrichten und mit allen das Zeitalter bewegenden Ideen in Rapport zu stehen, als für das Merkmal eines aller Religion vorab abgewandten Geistes.

Uebrigens dahin gestellt sein lassend, was in diesem Punkte die Grundstimmung Friedrichs II. war, so haben wir hier blos den Blick auf seine Regentenhandlungen zu richten, die allesammt ein tiefes Gerechtigkeitsgefühl und solche umfangsvolle Freiheit des geistigen Gesichtskreises athmeten, zu welcher das Auge nur weniger seiner deutschen Zeitgenossen emporreichte. Auf die Kräfte, worin seine eigne Persönlichkeit fundirte, auf die Kraft des klar erkannten Rechts, auf jene der freigebildeten Vernunft und auf einen ritterlichen Bürgersinn wollte er das neue Leben seines Staats und Volkes begründen, und es wird Niemand auftreten wollen, den Beweis zu führen, daß dem gekrönten Philosophen, Gesetzgeber und Feldherrn dieses Bestreben nicht gelungen sei.

Indem aber Friedrich der Große das Preußenvolk zu solchem Bewußtsein und Erfassen seines politischen

und menschheitlichen Berufs heranzog und die bewegende Triebkraft seines Staats in die freie Macht der Bildung, des Geistes und der geistigen Wahrheit setzte, verwirklichte er dergestalt, innerhalb der von der damaligen Zeit und Lage des deutschen Reichs gesteckten Grenzen, die Grundgedanken der germanischen Freiheit und des germanischen Staatszwecks. — Wie die äußern Feinde durch sein wunderartiges Feldherrntalent und genievollen staatsmännischen Geist, so warf er im Innern seines Staats die Schranken des Vorurtheils mit starker Hand darnieder, sprach eine allgemeine Toleranz aus, wornach in seinen Ländern Jeder die Freiheit haben sollte, nach seiner Façon selig zu werden, setzte, indem er den Katholiken die freie Uebung ihres Gottesdienstes gestattete, fest, „daß sie keine Proselyten machen, und auch der Fiskal darauf sehen solle, daß keine Religionsparthei der andern Abbruch thue," und machte solcherart den Scepter der Humanität und des freien Geistes zu seinem politischen Rechtssymbol. Friedrich und sein Volk erkannten, daß die Zukunft und die Größe Preußens in dem Festhalten und der naturnothwendigen Weiterbildung solcher geistigen Grundmacht seines Staatswesens beruhe und daß ihm hiernach die vorzugsweise Bestimmung zugefallen sei, den Ideen der Reformation im germanischen Europa Hort und Träger zu sein und sie durch allseitige Emancipation

des Geistes und solide Festbegründung bürgerlicher Freiheit politisch zu verwirklichen.

So hebt mit Friedrich II. die großartige Mission Preußens für vernunftgemäße Entwickelung und Begründung gleich einiger als freier deutscher Staats- und Volkszustände an, eine Sendschaft, welcher Friedrich bis zum letzten Hauche seines Lebens mit so viel Thatkraft als Treue oblag. Sein Neffe und Nachfolger auf dem Throne der Brennen, Friedrich Wilhelm II, (von 1786 — 97), hatte weder Gesinnung noch Geist seines großen Vorfahrers geerbt und daher manche Saat, welche Friedrich gepflanzt, zertreten. Durch unberechneten Aufwand und Günstlingsregierung wurde eine Schuldenlast von 18 Millionen Thalern gehäuft, die Steuern wurden drückender und vielfach selbst ward geistiger Zwang versucht: so verlor Preußen zum Theil im Innern des deutschen Reichscomplexes wie zumal nach Außen den mächtigen Einfluß, den es durch Friedrich den Großen erlangte. Groß an Zahl sind die Versündigungen, welche sich Preußens Politik unter Friedrich Wilhelm II. gegen sein spezielles höheres in den vorhin erwähnten Eigenschaften beruhendes Staatsinteresse wie insonderheit gegen das deutsche Nationalinteresse zu Schulden kommen ließ. Kaum dürfte es nöthig sein, in dieser Hinsicht an die manchfach verkehrten, so unklugen als unpatriotischen Maßregeln zu erinnern, in denen sich sein politisches Verfahren in Bekämpfung der französischen Revolution

kundgab. Die Achtung der deutschen Völker gegen Preußen ward in Folge solcher Mißgriffe vollkommen abgeschwächt und man kann wohl sagen, daß der dadurch dem preußischen Namen gewordene Mißcredit in der öffentlichen Meinung langehin nachwirkte.

Friedrich Wilhelm III. kam zur Regierung im Jahre 1797 unter den drohendsten Aussichten für Europa's Ruhe. Er ergriff das Scepter seines Reichs mit starker und weiser Hand. Leider aber muß es ausgesprochen werden, daß die ersten 10 Jahre seiner Regierung von einem deutschen Staats- und Nationalgeiste eben so wenig durchdrungen waren, als die Regierungsjahre seines Vorgängers. Das preußische Cabinet kannte nur ein preußisches Interesse; und des Volkes Stimmung kam mit solcher politischen Willensmeinung des Cabinets völlig überein. Sonach war Preußens durch Friedrich den Großen begründete Sendschaft für Verwirklichung der deutschen Nationalzwecke gänzlich suspendirt; es wäre lächerlich gewesen, damals von einem vorzugsweisen Beruf Preußens zur Ergreifung einer freisinnigen politischen Hegemonie in Deutschland zu reden.

Die allgemeine Erhebung des preußischen Volkes in den Jahren 1813 — 15 und die derselben vorausgegangenen einzelnen Kundgebungen heldenkühner Gesinnung und politischer Tugend des preußischen Geistes (ausgesprochen durch die Thaten eines Gneisenau, Ferdinand von Schill u. m. a. und durch die laut gewordene

Betriebsamkeit des königsberger Tugendbundes) versöhnte das deutsche Bewußtsein wieder mit dem preußischen Namen und befestigte die Hoffnungen einer gemeinsam schönen und freien Zukunft des deutschen Vaterlandes. Für solche Zukunft hauchten Tausende und abermals Tausende ihr Leben auf Leipzig's und Waterloo's Feldern aus; unermeßliche, schauervolle Ströme Bluts wurden dort vergossen für die Existenz und Freiheit des deutschen Volkes.

Nachdem die Völker das schwere Joch, welches Napoleon über ihre Nacken geschmiedet, abgeschüttelt, und zumal die Deutschen mit großsinniger Begeisterung von der Väter heiligem Heerde die fremde Zwingherrschaft zurückgeworfen hatten, trat in Wien jener berühmte Congreß der höchsten Gewalthaber zusammen, der über Europa's neue Geschicke entscheiden sollte.

Deutschlands politische Wiederherstellung war unter den Gegenständen des Congreßes der wichtigste, er war derjenige, welcher das Interesse der politischen Welt am meisten erregen mußte, weil der Instinkt der eben dem Sclavenjoche entrückten Völker wohl erkannte, daß Deutschland fort und fort das eigentliche Herz des europäischen Staatenorganismus sein werde, das, ob auch nicht stark und fähig genug, nach allen Seiten die Pulsationen eines neuen Lebens auszuströmen, doch als ewige Quelle sprudle, aus welcher andern Völkern die Keime wundersamer Verjüngung ersprößen.

Der Befreiungskrieg der Alliirten und die in demselben neu erwachenden und kraftvoll hervortretenden moralischen Kräfte der Völker hatten die Idee eines freien und gerechten Staatslebens aus dem Giftsumpfe der Sclaverei wieder keck und kühn emporgerettet, und also den Gedanken, der Europa's Wiederherstellung großentheils zum Grunde liegen mußte, dem Geiste der „allerhöchsten" Autoritäten immer gegenwärtig gehalten. Diese, die Beherrscher von Oesterreich, Preußen und Rußland, nach dem zweiten Einzug der Alliirten in Paris, schlossen, noch in dieser Weltstadt anwesend, den „heiligen Bund," welcher, wie die Hoffnungen der Völker insgesammt, so zumal die der Deutschen nach Herbeiführung eines freien und nationalen Staatslebens vollends befestigen mußte. In dem Eingange der Urkunde dieses, in der Weltgeschichte einzigen Bundes ward erklärt, daß die drei Monarchen, welche persönlich ihn schlossen, in Folge der großen Ereigniße der letzten drei Jahre, die innige Ueberzeugung erlangt hätten, all ihr Thun auf die erhabenen Wahrheiten, welche uns die heilige Religion unsers Heilandes lehrt, gründen, und daher in Verwaltung ihrer Staaten, so wie in ihren wechselseitigen politischen Verhältnissen nur die Vorschriften der Gerechtigkeit, der christlichen Liebe und des Friedens sich zur Regel machen zu müssen. Daher würden die drei contrahirenden Monarchen, den Worten der heiligen Schrift gemäß, durch die Bande einer wahren und unzertrennlichen Brüderschaft vereinigt

bleiben, sich als Landsleute betrachten, und in jedem Falle Hülfe und Beistand leisten; auch ihre Unterthanen und Heere, als deren Familienväter sie sich ansähen, in eben dem Geiste der Brüderlichkeit leiten. Die drei Monarchen sähen sich nur als Bevollmächtigte der Vorsehung an, um drei Zweige einer und derselben Familie zu beherrschen, indem sie erkannten, daß die christliche Nation, zu der sie und ihre Völker gehören, in der That keinen andern Souverain als denjenigen habe, dem allein die Macht gebührt, nemlich Gott und unsern göttlichen Erlöser, Jesus Christus, das Wort des Allerhöchsten, das Wort des Lebens. — Solche Grundsätze, vor aller Welt ausgesprochen und aller Welt zur Annahme empfohlen, schienen den Freiheitserwartungen der Völker eine desto sichrere Gewährschaft zu sein, als an sie von den Theilnehmern des heiligen Bundes die Mahnung erging, sich täglich mehr in den Grundsätzen und in der Ausübung der Pflichten zu bestärken, welche der göttliche Heiland die Menschen gelehrt hatte. So blickte also ganz Europa, vornehmlich aber Deutschland, mit dem Auge gleich hochschwellender als wohlbegründeter Hoffnungen nach Wien, allwo der versammelte Congreß die aufgewühlten Verhältniße des Welttheils wieder ordnen und die von ihren Fürsten den Völkern gewordnen Freiheits-Verheißungen durch feste und bündige Satzungen verwirklichen sollte.

Was uns Deutschen der Congreß gebracht, wissen wir. Die deutsche Bundes-Akte genügte dem erwachten politischen Bewußtsein und dem unabweislich gewordnen Rechtsbedürfnisse der deutschen Völker nicht. Während die Rechte der Fürsten überall im Vordergrunde erschienen, liefen diejenigen der Völker als unberechtigte, und blos auf die Gnade der Gewaltträger angewiesene Ansprüche in nackter Blöse nebenher. Die Gewährungen, der Nation gemacht, beschränkten sich auf eine Bestimmung, die zu ihrem Ausdrucke nicht ganz zweier Zeilen bedurfte und welche in einem Artikel der Bundesakte unter der ungenehmen und schicksalsvollen Zahl 13 also lautet: „In allen Bundesstaaten wird eine landständische Verfassung stattfinden." Der vage Ausdruck, sagt Rotteck, ließ es unbestimmt, ob das verheißene frühe oder spät in Erfüllung gehen solle, dann ob wahre, zeitgemäße, Repräsentativ-Stände, oder veraltete Feudal-Stände, ob blos figurirende Provinzial- oder lebenskräftige Reichsstände, d. h. ob überall etwas oder nichts, etwas Gutes oder Verwerfliches enthalten sei.

In aufregendem Gegensatze zu solcher bagatellenhaften, und nachmals jeder eigenmächtigen Auslegung abseiten der „Souverainetät" Raum gebenden Behandlung des politischen Volksrechts erschien der Artikel 14, weitaus der längste und umständlichste der ganzen Akte, worin die Interessen des Adels in mehr denn 60 Zeilen gewahrt

wurden. Als höchste Angelegenheit oder als höchste Schuldigkeit der Nation erschien — die Befriedigung der Mediatisirten.

Nach solcher Neugestaltung des öffentlichen Rechtszustandes in Deutschland setzten die schwer enttäuschten und vielfach herabgedrückten Gemüther ihr Hoffen auf Preußen, das noch im vollen Glanze seiner in den Befreiungskriegen erworbenen Popularität dastand. Schon unter dem 22. Mai 1815, also noch vor dem entscheidenden Tage von Waterloo, hatte der König von Preußen seinem Volke eine repräsentative Reichsverfassung verheißen. Der preußische Name übte damals einen ungemeßnen Zauber auf die öffentliche Meinung Deutschlands und was den Wünschen der Nation in der deutschen Bundes-Akte versagt war, das glaubte man durch preußische Vermittelung noch nachträglich durch den Bundestag gewährt zu erhalten. Nach dem, was Regierung und Volk von Preußen in den Befreiungskriegen geleistet, nach dem patriotischen Aufschwung, den sie beide genommen, nach den Ideen von deutschem Recht und deutscher Freiheit, womit solcher Aufschwung begeistigt erschien, ward allen deutschen Völkern der hohe Beruf Preußens für Begründung und Verwirklichung der deutschen Nationalzwecke offenbar. Wollte Preußen solchen Beruf in demjenigen Sinne, der dabei allein gedenkbar ist, nemlich im Sinne politischer Freiheit, bethätigen, so konnte es über Herz und Blut der Nation verfügen.

Es möchte kaum ein Moment wiederkehren, in welchem Preußen mehr als damals zur Ergreifung einer freisinnigen und vernunftrechtlichen Hegemonie in Deutschland berufen erschiene. Die deutschen Völker erkannten in jenem Augenblicke solchen Beruf des Brennenfürsten klar; Preußen aber, ob unabsichtlich oder mit Willen, mißkannte ihn. Anstatt die geistigen und leiblichen Freiheitszwecke der Nation, in consequentem Verfolg seiner Staatsidee, zu fördern und zu solchem Behufe im Bundes-Rath überall die Initiative zu ergreifen, lieh es den Einflüssen Oesterreichs sein Ohr und vereinigte sich mit ihm zu jenem System der Nichtachtung der Volksstimme und des verheißenen Volksrechts, wodurch auf die feierliche Erhebung von 1813 — 1815 eine Reihe so trüber Jahre für die Deutschen folgte.

Nachdem jedoch einmal durch die sich in die Lebensader der neuen Zeit inficirten Ideen der französischen Revolution und durch den hochbeseelten Befreiungskampf wider Napoleons Tyrannen-Arm der deutsche Volksgeist ausserordentlich erregt worden, also zwar, daß er bis zur untersten Tiefe seines geheimnißvollen Elements in Thatkraft und Begeisterung erbebte: da konnten nach hergestelltem Weltfrieden die Schwingungen dieser wunderbaren und wunderherrlichen Erregung nicht alsogleich auf den gebietenden Wink der Macht verzittern. Ueberdies lag eine Beschwichtigung dieser nachbebenden Vibrationen der politischen Lebenskraft der Nation für den

Augenblick um so versteckter im Kreise der Unmöglichkeit, je geringer und unfertiger, wie wir schon gesehen haben, die Zugeständnisse waren, welche auf dem wiener Fürstentage dem Rechtsbedürfnisse und dem durch die letzte Epoche herangebildeten politischen Geiste Deutschlands gemacht wurden.

Sich selbst für „souverain" erklärend, beschränkten sich die deutschen Fürsten auf allgemeine Verpflichtungen, in der Bundes-Akte abgegeben an ihre Völker, allein schon in kurzer Zeit ward offenbar, wie man von Seiten der letztern nicht einmal auf sofortige Erledigung jener vagen Versprechungen rechnen könne, da der förderative Körper, aus dem sie kamen, in sich selbst noch los und locker war und nicht wußte, was mit sich anzufangen.

Vier Jahre vergingen, ehe der Bund in seinem eignen Innern, und selbst da erst provisorisch, sich organisirte, während welcher Zeit sich berechtigte Kläger vergebens an ihn wendeten und die meisten deutschen Völker, an encyclopädische Versprechungen verwiesen, auf diesem Meere der Unbestimmtheit sich nur in schwache Zukunft-Hoffnungskähne flüchten konnten.

Bei solchem Verlaufe deutscher zuständlicher Entwickelungen inmitten des Bundestags, wodurch die urgründliche Verstimmung über den dem modernen deutschen Bewußtsein nur wenig genügenden Ausgang des wiener Congreßes alltäglich tiefer und dumpfer ward, war es sich nicht zu verwundern, daß die von oben herab beein-

trächtigten und stellenweise exiliirten Ideen deutscher vernünftiger Rechtszustände und Freiheit nun desto fester auf sich selbst sich stützten, und in den Kreisen unsichtbarer Verbrüderungen den Nervenäther starker Thatkraft zeugten. Um so mehr aber hatten diese Ideen an sich selbst zu ankern, je mächtiger von Tag zu Tage die Phalanx der Finsterlinge und Absolutisten ward, die, zu den Stufen der Throne lagernd, unverholen dem Geist der jungen Geschichte Vehme und Spott in's Antlitz schleuderten. So konnt' es denn nicht fehlen, daß das gährende Treiben des Unmuths, das aller Patrioten, zumal des jüngern Geschlechtes sich bemächtigte, bald von den Späherohren der Reaction erkundet ward, worauf sodann jene Denunziationen gegen den öffentlichen Geist Deutschlands, namentlich wider den auf den Universitäten, erfolgten, die damals vom einem Ende des großen Vaterlandes bis zum andern widerhallten.

Zum Zweck einer „wesentlichen Verbesserung des öffentlichen Geistes" deutscher Nation, welche deren Gewalthabern als unerläßlich erschien, versammelte sich 1819 ein deutscher Ministercongreß in Karlsbad, dessen im September desselben Jahrs von der deutschen Bundesversammlung gesetzgebend verkündeten Beschlüsse noch bis zur Stunde als ein schwer bedrückender Alp auf dem Herzen des Vaterlandes lasten. Als der nächsten und sorgfältigsten Berathung bedürfend, wurden auf dem Congreße folgende Punkte hervorgehoben: 1) Die

Ungewißheit über den Sinn und die daraus entsprungenen Mißdeutungen des dreizehnten Artikels der Bundes-Akte; 2) Die unrichtigen Vorstellungen von den der Bundesversammlung zustehenden Befugnissen und von der Unzulänglichkeit der Mittel, wodurch diese Befugnisse in Ausübung gebracht werden könnten; 3) Die „anerkannten Gebrechen" des Schul- und Universitätswesens; 4) Der Mißbrauch der Presse und zumal der mit den Zeitungen und Flugschriften bisher getriebne „Unfug"; 5) Die „sträflichen und gefährlichen Umtriebe zur Herbeiführung einer Revolution in Deutschland."

In einer feierlichen Rede, mit welcher der Präsidial-Gesandte von Oesterreich am 7. September 1819 die Sitzung der Bundesversammlung eröffnete und worin auf die in Deutschland herrschende Bewegung und ungewöhnliche Gährung der Gemüther gleichwie auf die ursächlichen, aus bestimmten Mängeln, „Irrthümern und Mißbräuchen" hergeleiteten Motive hingewiesen ward, wurden jene Punkte der umsichtigen Berathung anheimgestellt und von dem Bundespräsidial-Gesandten namentlich in Hinsicht des ersten Punktes gewünscht, daß bald eine „angemessene" Auslegung und Erläuterung des fraglichen Artikels erfolgen und bei den in mehreren Bundesstaaten schwebenden ständischen Arbeiten vor dem Erscheinen desselben keine Beschlüsse gefaßt werden möchten; in Bezug des zweiten Punktes legte der Präsident der

Bundesversammlung den Entwurf einer abzufassenden Executionsverordnung zu unverweilter Prüfung und Entscheidung vor; gleichfalls theilte derselbe einen Plan hinsichtlich der zu ergreifenden Maßregeln wider die Universitäten mit; ein drittes Aktenstück enthielt den Entwurf eines provisorischen Beschlusses, durch welchen die „Preßmißbräuche“, besonders die der Zeitungen und Flugschriften, verhindert werden sollten; endlich schlug in Betreff des fünften Punktes das wiener Cabinet die Einsetzung einer Central-Commission vor, welche eine vom Bundestag ausgehende und unter dessen unmittelbarer Aufsicht stehende Untersuchung der „demagogischen Umtriebe“ in Deutschland einleiten und bis zum Gewinne genügender Resultate fortführen sollte.

Alle diese Anträge wurden ohne besondre Einsprache zu Beschlüssen erhoben. Der Bundestag setzte aus seiner Mitte einen Ausschuß von fünf Mitgliedern nieder, welcher je von sechs zu sechs Monaten erneuert werden und mit sämmtlichen, auf die Vollstreckung jener Beschlüsse bezüglichen, Eingaben, Berichten und Anträgen sich befassen sollte. Er sicherte jeder einzelnen Regierung, welche „zu Durchführung der Bundesanordnungen sich zu schwach fühlen würde“, die gehörige militärische Unterstützung zu, auch bestimmte er die Fälle und die Art und Weise, in welchen und wie gegen eine, den Beschlüssen des Bundestags Folge verweigernde Regierung im Executionswege zu verfahren wäre. Eine solche eventuelle

Militair-Execution ward unter die Leitung eines vom Bunde ebenfalls noch zu ernennenden Spezial-Vollziehungs-Ausschusses gestellt.

Solcherlei „positive" Maßregeln waren, vorzugsweise auf die Betreibung und Inspiration Oesterreichs, die Antwort des deutschen Bundestags auf den unverhaltenen Schrei des bedrückten Rechts und des inquisitorisch verfolgten Geistes der Nation.

„Man hat eine Maschine eingerichtet", urtheilt kurz nach den karlsbader Beschlüssen J. Görres in einer berühmt gewordenen Schrift, *) welche die trostlosen Zustände Dentschlands seit 1815 bis dahin mit Flammenzügen schilderte, über den deutschen Bund „man hat eine Maschine (den Bundestag) eingerichtet, die sich wirklich als ganz vortrefflich ausgewiesen, alle Hoffnungen (des Volks) blos durch ihre Unbeweglichkeit aufzureiben; nun aber, da eine Furcht gekommen und sie einer Absicht dienen soll, weigert sie gleichfalls tückisch jeden Dienst, den man ihr anzusinnen versuchen wollte. Indem man keinen, auch nicht den leisesten Gegensatz zu binden gewußt, sondern alle Dissonanz so lange anwachsen ließ, bis sie nicht mehr zu lösen war, indem man Alles zugelassen, was sich zugedrängt; alles durcheinandergeschleppt und in Halbheiten oberflächlich vermittelt hat,

*) „Deutschland und die Revolution" 1819.

was sich innerlich ausschloß; hat man nun, wo die Natur ergrimmt gegen den schwindelerregenden Wirrwarr aufgestanden, jedes Mittel sich genommen, zu ihrer Besänftigung irgend eine durchgreifende Maßregel vorzukehren. Jeder Verstand wird von einem Unverstande aufgehoben, jede Kraft von einer Gegenkraft verzehrt, jede Bewegung durch eine antagonistische gehemmt; so muß alle Anstrengung in unnützen Deliberationen zerfließen."

Und weiterhin sagte Görres am angeführten Ort: „Von diplomatischer Kunst ist in keiner Weise ein Heil für Deutschland zu erwarten. Ein Blitz des Himmels hat in die deutsche Eiche hineingeschlagen; ihre Krone ist zum dürren Geniste worden, nur die Wurzel in der Erde und der Stamm in seinem Marke grünt stark und kräftig fort und muß neue Triebe auswerfen in die Höhe. Die Naturkraft, die einst jenes Gewächs in die Lüfte hinaufgetrieben, in dessen Zweigen die Vögel der Erde sich gesammelt, nachdem sie zum Ziele des Wurfs und zum Scheitelpunkte ihrer Curve gelangt, ist, erst gestaut, dann in sich zurücksinkend, in der Remission gegen ihre Quelle, sich sammelnd aus allen ihren Verbreitungen, umgekehrt, um von da aus verjüngt und erfrischt, wie jene warmen Springbrunnen der Nordlandsinsel, einen neuen Strahl himmelan zu treiben. Darum ist die ganze deutsche Geschichte seit mehr als drei Jahrhunderten ein Welken und ein Dürren; darum strecken alle unsere Institutionen nur nackte, erdorrte Aeste in die Gesellschaft; darum

ist alles Formale morsch, faul, verwittert und aufgelöst; darum geht ein Geist der Verwesung in unserm Staatsgebäude um; wie in alten Ruinen hört man an Wänden und Grundfesten jenes leise Knistern, als nage vernehmlich der Zahn der Zeit an ihrem Bau, Tragpfeiler bersten, Steine schürren herab, Mauern rücken und nur der grüne Epheu, der sie umrankt, hält sie nothdürftig noch zusammen. Nur die Masse, mit dem Urfels, aus dem sie gehauen, immer noch in geheimem Zusammenhang, und mit ihm im gemeinsamen Naturleben unverwüstlich lebend, darum selbst im Ablauf von Jahrtausenden noch nicht ergraut, ist noch gesund und einer neuen Gestaltung wohl empfänglich.“ —

Aber alle jene Maßregeln, ob auch gewaltvoller und durchbrechender Natur, schienen dem berühmten Staatsbaukünstler in Wien (und allen denen, welche gleich ihm mit Klarheit und Schärfe die „Gebrechen der Zeit“ und ihre nähern und entfernteren Ursachen zu erkennen glaubten) gleichwohl noch nicht ausreichend zur völligen Planirung der vom Geist der neuen Tage aufgewühlten politischen Begriffe und Anforderungen; es ward deßhalb eine nochmalige ausführliche Besprechung der gemeinsamen Angelegenheiten als eine Art von Fortsetzung der karlsbader Conferenzen für nöthig erachtet und zufolge dessen vom Fürsten Metternich ein zweiter Minister-Congreß in Wien veranstaltet, zu dessen Beschickung sämmtliche Bundesglieder aufgefordert wurden. Noch im November

1819 wurden die Sitzungen dieses Congreßes in der k. k. Staatskanzlei eröffnet.

Inzwischen offenbarten sich unter den Abgeordneten der Regierungen, obzwar sie in der Grundansicht so ziemlich einverstanden waren, nicht destoweniger hinsichtlich der Mittel zum Zwecke gar manche Meinungsabweichungen, in einer Weise, daß neben dem Rufe der Berechtigungen, welche die Anhänger der absoluten Regierungsgewalt laut und heftig postulirten, nicht minder stark die Ansprüche der freiern Staatsidee und zumal des rasch aufkeimenden Constitutionalismus ertönten.

Außer den als unerläßlich erachteten politischen Schutzmaßregeln zur Befestigung des äußern Räderwerkes der Conföderation, beschäftigten den Congreß mancherlei internationale Fragen, deren gebieterische Dringlichkeit von Tag zu Tage ostensibler ward. Hierher gehörten vorzugsweise die trostlosen Angelegenheiten des Handels und Verkehrs im Bunde, und die Frage der Rheinschifffahrt. Allein es beschränkte sich das Haupt-Ergebniß dieses Congreßes auf die Begründung der sogenannten wiener Schluß-Akte, als vervollständigenden Urkunde des deutschen Bundes-Vertrags.

In 65 Artikeln verbreitet sie sich über die Maßregeln zur Sicherung des öffentlichen Rechtszustandes im Bunde durch eine permanente Instanz, welche die Streitigkeiten der Bundesglieder untereinander auf gerichtlichem Wege schlichten sollte; über die Einführung einer definitiven

Executionsordnung zur schnellen Vollziehung der Erkenntnisse der gerichtlichen Instanz; ferner über die Feststellung der völkerrechtlichen Verhältnisse des Bundes, über die Bestimmung der Bundesfestungen; über die Entscheidung der matrikelmäßigen Contingente der Bundesstaaten; und schließlich über die authentische Interpretation des 13. Artikels der Bundes-Akte und die Verhältnisse der einzelnen landständischen Verfassungen zum Bunde. Am 8. Juni 1820, als dem Jahrestage des ersten wiener Congreßes, wurde die Schluß-Akte auf den Vortrag des präsidirenden Gesandten, Grafen Buol-Schauenstein, im vollen Rathe der Bundesversammlung als Grundgesetz angenommen. Wir wollen keine Worte über den Geist der Wesenheit verlieren, wovon die wiener Schluß-Akte getragen wird; sie ist desselben Geistes Verkörperung, der den Congreß zusammenrief, und dessen Mitglieder-Mehrheit gänzlich, die Minderheit jedoch bis zu einem gewissen Grade inspirirte. Der academischen und Lehr-Freiheit ward ein Todesstoß versetzt und die Alles entwickelnde Lebensquelle der repräsentativen Staats-Existenz, die freie Bewegung der Presse, unter den Daumen der Gewalt verschloßen. Die eben aufblühenden ersten Entwickelungen des constitutionellen Lebens im deutschen Süden drohten schnell im Nordwind freiheitfeindlicher Willkühr abzusterben; und wie schon an sich diese Thatsache eine schlimme war, so zitterte doch durch Deutschland bereits die Ahnung noch

schlimmerer Dinge, welche im Schooße einer wolkenvollen Zukunft verborgen lagen.

Wie die Beschlüsse von Karlsbad, so sind die eben erwähnten als die Schluß-Akte der deutschen Bundes-Urkunde sich aussprechenden Ergebnisse des Ministercongreßes in Wien total vom wiener Cabinete, das heißt vom Fürsten Metternich, inspirirt. Die gleich bemerkenswerthe als bedauernswürdige Thatsache, daß Preußen seit 1815 je länger je gründlicher gegenüber Oesterreich in eine zweite Linie des Einflußes auf die deutschen Angelegenheiten niedersank, zeigt sich hier in ihrer auffallendsten Erscheinung. Ueberall sehen wir die Initiative von Oesterreich ergriffen und Preußen, wiewohl noch unter dem Regimente des edeln und weisen Hardenberg, doch nebenan in der Rolle einer hingebungsvollen Sekundantschaft. Nie mochte vom berliner Cabinete der Beruf und das Interesse Preußens als reindeutscher Haupt-Macht, entgegen jenem von Oesterreich, mehr verkannt werden als in dieser düstern Periode der neuesten Zeitgeschichte.

Durch die eigenthümliche Natur seines aus verschiedenen Völker-Elementen künstlich zusammengesetzten Staaten-Vereins, worin das Wohl des Herrschers in einem halben dutzend Sprachen von oben erfleht wird; durch seine geschichtlichen Ueberlieferungen und die verdumpfenden Einflüsse des Katholizismus; vornehmlich aber durch seine politische Nöthigung als erster Continental-

Macht ist Oesterreich auf eine erhaltende und abwehrende Politik angewiesen und muß demnach wider die auflösenden, alles Unvernünftige und Unfreie über den Haufen werfende Kräfte der freien Ideen des Staats- und Völkerlebens wie der fortschreitenden menschheitlichen Entwickelungen, sich mit dem Bollwerk erstarrter Stabilität verfestigen, wodurch es auch in eine unabweisliche Opposition gegen alle edleren geistigen und politischen Interessen Deutschlands und zumal wider den dem Repräsentativ-Staate, als der realisirten modernen Staatsidee, zu Grunde liegenden Gedanken versetzt ist.

Ganz anders verhält es sich mit Preußen. Diesem Reiche, im gegenwärtigen Momente in der Theorie noch von der absoluten Staatsidee beherrscht, ist durch die Fortbildungen des religiösen und politischen Geistes in Deutschland so recht eigentlich die Verwirklichung des modernen Staatsbegriffs, wonach die Freiheit des Ganzen durch die Freiheit des Individuums gewährleistet ist, als heilige Aufgabe anheimgefallen. Emporgerettet aus dem Schmutze politischer Corruption und Vorurtheile, losgerissen aus den Eisenstäben des privilegirten Rechts und des verkäuflichen Gesetzes, befreit von dem Drucke des kirchlichen Gewissen-Banns, dringt die Idee des modernen Staats nach unbedingter Bethätigung der Vernunft in jeglicher Satzung und allem Verfahren des öffentlichen und privaten Rechts in den politischen Gemeinschaften der Culturvölker. Vom Gedanken der Reformation

gewiegt und vorwärtsgetrieben, pulsirt auch in Preußens Staats- und Volksgeschichte seit beinah zwei Jahrhunderten, selbst unter der Militair- und Beamtendespotie der beiden ersten Friedrich-Wilhelme, jene Aufgabe der neuen Zeit, die zumal seit erfolgter Sendschafts-Paralyse des Hauses Sachsen für die letzten Zwecke der Reformation, zu einem immer klarern Verständniß ihrer selbst gelangte. Im Verfolge dieser je gründlicher und bewußtvoller erfaßten Aufgabe aber hat sich Preußen zu jener Höhe einer durch Ideen mehr als durch äußere Kräfte gefesteten Macht emporgeschwungen, auf welcher man es heute mit Bewunderung erblickt.

Weil aber seine objective Macht aus der Ideen Macht erwuchs, die in der Reformation liquid geworden; da sein weltliches Reich begründet ward durch den um Befreiung in der Endlichkeit wie in der Unendlichkeit — unter allen von Zeit und Menschen dawidergestemmten Hinderungen — ringenden vernünftig-sittlichen Geist: so darf und soll es diesen letztern auch zu keiner Zeit und nirgend mehr befehden, sondern muß dessen Zwecke immerdar als seine eignen betrachten und behandeln. Das ist Preußens, als deutscher Macht, rational-historische Mission, seit die moderne Weltgeschichte auf seine Stimme hört; in dieser Sendschaft aber liegt sein Verhältniß zum Geist der jungen deutschen Geschichte aufs Klarste ausgesprochen.

Wir haben gesehen, welche Verpflichtungen die deutschen Fürsten im Artikel 13 der deutschen Bundes-Akte gegen ihre Völker übernahmen. „Landständische Verfassungen" sollten in jedem deutschen Staate errichtet werden. Nicht näher ward das Wesen dieser Verfassungen durch die Bundes-Urkunde bezeichnet; denn die winzige Spanne Zeit, die solche nähere Erklärung erfordert haben möchte, hätte leicht den anderweiten Verhandlungen des deutschen Ausschußes des Congreßes, den Verhandlungen zumal über die den Mediatisirten zu reservirenden Vorrechte u. s. w. Eintrag thun können. Allein unter diesen „landständischen" Verfassungen konnte nach vernunft- und zeitgemäßer Deutung nichts anderes als wahre Repräsentation und politische Mündigung des Volks verstanden werden. War sie ja doch den Völkern als Preis ihrer Erhebung und ihres Siegs gegen die nichtswürdige Fremdherrschaft verheißen worden! Woher hätte die Begeisterung und beispiellose Dahingebung der Deutschen in den Freiheitskriegen kommen sollen, wenn es nicht die höchsten Güter der Menschheit, Nationalehre und staatsbürgerliche Freiheit galt? Wie anders aber konnte die letztre, nachdem die erstre wiederhergestellt war, begründet werden als durch liberale, d. i. repräsentative Verfassungen, durch eine echte und gerechte Volks- und National-Vertretung?

Seufzend erkannten die deutschen Völker, nachdem die Bundes-Urkunde erlassen war, daß wie dieselbe nur

ein Bundesvertrag der deutschen Fürsten, so auch der Bundestag in Frankfurt nur eine stellvertretende Versammlung der neuen „Souveraine" und dabei die Nation ohne alle Vertretung sei.

Hort und Trost gegen die hinter der düster untergegangenen Sonne der National-Erhebung hervorsteigenden Gewitterzeichen des neuen Fürsten-Bundes mochten die deutschen Völker jetzt nur noch in den einzuführenden speziellen Landesverfassungen erschauen. Die Preußen zumal konnten solchem Troste sich voll Zuversicht dahingeben. Denn die in den Drang- und Prüfungsjahren 1807 bis 1810 realisirten Fortschritte der preußischen Gesetzgebung, wie zumal die in den Jahren 1810, 1811 und 1812 zum Theil ausgeführten, zum Theil angekündigten Reformen mochten als würdige Vorschule der versprochenen Reichsrepräsentation, als deren nothwendige legislative Vorläufer angesehen werden, die aber Sinn und wahre Bedeutung erst durch das hintennach folgende constitutionelle Grund-Werk empfingen. In den eben gedachten schweren Prüfungsjahren der preußischen Monarchie erschien es zweifelsohne dem Könige Friedrich Wilhelm III. und seinem edeln Rathgeber Hardenberg als ein Gebot ebensowohl unabweislicher Billigkeit als moralischer Nothwendigkeit, dem Volke gegen die fast beispiellose Bedrängung und Aufopferung aller Art, so ihm die traurige Lage des Vaterlands auferlegte, aufmunternden Trost und ein inneres Gegengewicht durch

solcherlei Fortschritte in der Gesetzgebung und Verwaltung des Staats zu gewähren, vermöge derer erst das Leben eines Staats und Volks annäherungsweise ein vernünftiges und gerechtes wird. Ohne solche Gewährungen hätte das preußische Volk, trotz seines loyalen Sinns und des auf diesem beruhenden moralischen Muthes unter der alltäglich sich vermehrenden Bedrängniß allmählig zusammensinken oder aber doch allem lebendigeren Interesse für die Befreiung des Vaterlands aus den Fesseln der Fremdherrschaft absterben müssen. Es ward aufrecht erhalten allein und einzig durch den von oben bethätigten Willen, seine Lage zu erleichtern, allgemach sein politisches Rechtsleben zu erweitern und in freisinnigster Weise festzustellen. Hierzu ward der Anfang gemacht durch die am 19. November 1808 erlassene Städte-Ordnung, welche den städtischen Gemeinden eine repräsentative Verfassung verlieh, (die in neuerer Zeit, nach den Erfahrungen eines Vierteljahrhunderts, durch die revidirte Städte-Ordnung wesentliche Verbesserungen erfuhr.) Diesem wichtigen Gesetze schlossen sich nach und nach die Gesetze über die Feststellung der landwirthschaftlichen Rechtsverhältnisse, über Ablösung der Frohnen, Zinsen, Zehnten, über Gemeinheits-Theilungen &c. an. Tausendfach zahlte für solche billige und rechtsnothwendige Gewährungen das preußische Volk durch seine Ausdauer und seine nachmalige wunderherrliche Erhebung die Schuld seiner Dankbarkeit. Als nun aber nach vermeinter Befreiung

des deutschen Vaterlandes und Europa's von Napoleons Tyrannen-Joch, des korsischen Kriegsmeisters Rückkehr von Elba und dessen Empfang in Frankreich dem Welttheil neue Knechtschaft drohte und daher die Völker, zumal die deutschen und unter diesen allernächst das ritterliche Preußen-Volk mit seiner kühnen Jugend, neuerdings auf's Schlachtfeld eilten, da erließ Preußens König, im Angesichte der nicht weniger hochherzigen als wunderartigen wiederholten Erhebung seines Volkes für König, Vaterland und Freiheit, erfüllt von gleich weisen als gerechten Empfindungen, da erließ Friedrich Wilhelm III. jene, seither so vielgenannte und auch schon von uns erwähnte, Ordre vom 22. Mai 1815, worin es heißt: „Damit der Preußischen Nation ein Pfand Unseres Vertrauens gegeben und der Nachkommenschaft die Grundsätze, nach welchen Unsere Vorfahren und Wir selbst die Regierung Unseres Reiches mit ernstlicher Vorsorge für das Glück Unserer Unterthanen geführt haben, treu überliefert und vermittelst einer schriftlichen Urkunde, als Verfassung des Preußischen Reichs dauerhaft bewahrt werden, haben Wir beschlossen: 1) Es soll eine Repräsentation des Volkes gebildet werden. 2) Zu diesem Zweck sind die Provinzialstände da, wo sie mit mehr oder minder Wirksamkeit noch vorhanden sind, herzustellen

und dem Bedürfniß der Zeit gemäß einzurichten; wo gegenwärtig keine Provinzialstände vorhanden sind, sie anzuordnen. 3) Aus den Provinzialständen wird die Versammlung der Repräsentanten-Kammer gewählt, die in Berlin ihren Sitz haben soll. 4) Die Wirksamkeit der Landesrepräsentanten erstreckt sich auf die Berathung über alle Gegenstände der Gesetzgebung, welche die persönlichen und Eigenthumsrechte der Staatsbürger, mit Einschluß der Besteuerung, betreffen. 5) Es ist ohne Zeitverlust eine Commission in Berlin niederzusetzen, die aus einsichtsvollen Staatsbeamten und Eingeseßenen bestehen soll. 6) Diese Commission soll sich beschäftigen: mit der Organisation der Provinzialstände; mit der Organisation der Landesrepräsentanten; und mit der Ausarbeitung einer Verfassungs-Urkunde nach den aufgestellten Grundsätzen."

Das Herz voll solcher neuen feierlichen Verheißungen des Landesherrn, deren Verwirklichung ein echtes und gerechtes Staatsleben herbeizuführen und sonach die Existenz des Ganzen wie des Einzelnen zu einer lebenswerthen machen mußte: wie hätte nicht jeder wackere Preuße neuerdings freudig Gut und Blut auf den Altar des Vaterlandes niederlegen sollen? Und in der

That und Wahrheit: das ganze Preußenvolk, nach kaum niedergelegten Waffen sich wiederum erhebend wie Ein Mann und voll ruhmvoller heldenkühner Dahingebung in die neuen Entscheidungskämpfe eilend, offenbarte nicht allein hiermit ein thatfertiges musterhaftes Bewußtsein der höchsten Güter der Menschheit, sondern zeigte derselben sich auch im höchsten Grade würdig.

Aller Deutschen Pflicht ist und bleibt, es dankbar zu erkennen, daß die Preußen auf dem Schlachtfelde von Belle Alliançe oder Waterloo das Meiste dazu thaten, den Alliirten die Lorbeern des Siegs und hierdurch dem deutschen Vaterlande die Freiheit von dem wieder aus Westen herüberdrohenden fremden Sclavenjoche zu erkämpfen.

Von einem Könige, der in gleich edler als feierlicher Weise der patriotischen Begeisterung und Thatkraft seines Volks den obgedachten Kampfpreis setzte; von einem Volke, das sich solchen Preises überaus werth und zur Festbegründung seiner bürgerlichen Wohlfahrt und politischen Mündigkeit unabweislich benöthigt zeigte: wie hätte da nicht Deutschland von beiden, von König und Volk, nach nunmehr gründlich hergestelltem äußern Frieden des Erdtheils, sich der heilsamsten Initiationen und Einwirkungen für des gesammten deutschen Vaterlandes staatsbürgerliche Freiheit und Wohlfahrt versehen sollen?

Leider, leider muß es ausgesprochen werden, daß solche Zuversicht weder in der einen noch in der andern

Richtung gekrönt ward. König Friedrich Wilhelm III, von Herzen treu und das Wohl seines vielerprobten Volkes aufrichtig wollend, sah sich wider Willen bald in das Netz jener Menschen verstrickt, welche, mächtig und einflußreich, während der langen Stürme der Revolution und durch dieselben weder „etwas vergessen, noch etwas gelernt hatten", und welchen jede Verbesserung ein Greuel war, jede Befreundung mit dem Volk und mit dem Zeitgeist, jede von der alten Diplomatie abweichende Richtung eine Annäherung zur Revolution schien, und welche, wie ein verehrter Geschichtschreiber sagt, den Sturz des Welttyrannen blos zur Wiederherstellung derjenigen historischen Rechte benützen wollten, aus deren Druck die Revolution ihren Ursprung genommen.

War es schon dem Einfluß dieser Menschen zuzuschreiben, daß der wiener Congreß, „auf welchen alle Wohlgesinnten Blicke der Liebe und der Hoffnung warfen, die edelsten Erwartungen täuschte, die großen Interessen der Menschheit, deren Schlichtung in seine Hände gegeben war, und die Macht-Verhältnisse, die jenen zur Bürgschaft dienen sollen, nach Grundsätzen gemeiner Cabinetspolitik — welche nur das Eigenthumsrecht regierender Häuser, nicht aber die Persönlichkeit der Völker würdigt — bestimmte, ja selbst das naheliegende Interesse des Gleichgewichts übersah oder zurücksetzte, der Vergrößerungslust befreundeter Häupter oder schnöden Gegenempfangs willen"; so setzten es dieselben lichtscheuen

und rechtsverachtenden Einflüsse nun auch bei dem edeln Könige von Preußen durch, daß er den in den Jahren 1807 bis 1812 und respective bis 1815 betretenen Weg allmählig verließ und für ein geradezu entgegengesetztes System empfänglich ward. Solchergestalt geschah es, daß in den in der mehrgedachten Periode begonnenen und angekündigten Reformen stricter Stillstand eintrat, daß der von dem Staatskanzler Fürsten von Hardenberg ausgearbeiteten allgemeinen Communalordnung die Sanction verweigert, daß die oft verheißene (durch Preußen selbst in Bezug auf die andern deutschen Staaten am Bundestag unterm 5. Februar 1818 wiederholt monirte) Reichs-Repräsentation zurückgehalten und anstatt deren die Umkehr zu der schon ganz aufgehobenen feudalständischen Einrichtung *) bewerkstelligt ward.

Mit Schmerz erkannte das deutsche Vaterland solche je länger je nähere Befreundung Preußens mit den Grundsätzen einer rückschreitenden Cabinetspolitik und dießfallsige Renitenz gegen das sonnenklare Volksrecht und gegen feierliche dem Volke gegebene Verheißungen. Solchem wohlbegründeten Schmerze aber mischte sich ein mit Entrüstung gepaartes Erstaunen bei, daß das preußische Volk, welches in den Freiheitskriegen von den Ideen

*) 1823 kurz nach dem Tode des edeln, in seinen letzten Lebensjahren um seiner freien Denkart willen von seinem Könige und der ganzen Parthei das Reactionäre vielfach verkannten und gekränkten, Fürsten von Hardenberg.

vernünftigen Rechts und eines freien politischen Lebens im deutschen Vaterlande so tief durchdrungen schien, nicht allein, mit Ausnahme einzelner Edlen, wider den von seiner Regierung eingeschlagenen reactionären Gang keine Stimme des Mißfallens erhob, sondern vielmehr unter seinem, allgemein durchgeführten und zur höchsten Schroffheit gesteigerten, Beamten-Regiment sich sehr zufrieden zeigte, ja sogar, als ob es unter der Sonne nichts Vollkommeneres, als solch' einen sterilen Beamtenstaat, geben könne, mit einer Art von Geringschätzung auf die Entwickelungen des öffentlichen Lebens im übrigen Deutschland, zumal in dessen südwestlichen Theilen, niedersah.

Diese beklagenswerthe und beinah unbegreifliche Thatsache erklärt die tiefe Mißstimmung, womit man im südlichen Deutschland je länger je mehr wider Preußen erfüllt ward. Allmählig bildete hier ein Haß gegen den preußischen Namen sich aus, der in seiner Exaltation auch selbst die bessern Erscheinungen verwarf, die zeitweise aus dem preußischen Staatsleben aufdämmerten. Es reichte hin, ein Preuße zu sein, um in der Begegnung mit dem Süddeutschen dessen tiefstes moralisches Widerstreben hervorzurufen. Wir wollen hier nicht untersuchen, in wiefern zu solcher expressiven Abneigung auch die persönliche, von der ordinären Sprache als „Windbeutelei" bezeichnete, persönliche Gebahrung des preußischen Volkscharacters — der da sich immer besser und klüger däuchte, als alle übrigen deutschen Stammbrüder —

beitrug; wohl aber mag es als factisch angenommen werden, daß solcherlei Einflüsse mit im Spiele waren.

Als dieser Preußen-Haß nach der letzten polnischen Revolution in einem großen Theile Deutschlands seinen Höhenpunkt erreicht hatte, stellte eine censurfrei erschienene deutsche Zeitung über denselben folgende Betrachtungen an, die wir uns gedrungen fühlen, hier auszugsweise in Erinnerung zu bringen. „Wir sind weit entfernt", heißt es darin nach vorausgegangener allgemeiner Critik des preußischen Regierungssystems und des dadurch gegen Preußen im constitutionellen Deutschland begründeten Haßes, „irgend eine Sylbe zur Entschuldigung der preußischen Regierung sagen zu wollen. Nein — wenn es sich darum handelte, ihr System zu characterisiren, könnten wir vielmehr nicht genug Worte des Tadels und der entschiedensten Opposition finden. Wir beklagen nur, daß sich in unserm constitutionellen Deutschland die Erbitterung auch gegen das Volk in Preußen immer weiter zu verbreiten scheint. Es ist gewiß ein trauriges Ereigniß, wenn die Stämme Einer Nation, welche sich unter andern Verhältnissen brüderlich die Hand reichen würden, geneigt sind, feindselig einander entgegenzutreten. Der Freund seines Vaterlandes fühlt sich daher aufgefordert, das Seinige dazu beizutragen, daß jene Erbitterung blos die schuldige Regierung treffe, und daß die aufgeregte Stimmung gegen das Volk sich in Bedauern, in Mitleid verwandle. — Es ist gewiß

eine auffallende Thatsache, daß der Norden von Deutschland, welcher vor dreihundert Jahren zuerst das Panier der Religionsfreiheit aufpflanzte, jetzt, wo der Geist der bürgerlichen, der politischen Freiheit das Vaterland durchzieht, kalt und theilnahmlos bleibt. Während in den deutschen constitutionellen Staaten ein freies Volksleben kräftig aufblüht, *) existirt in Preußen, politisch betrachtet, noch gar kein Volk; es ist willenloses Werkzeug einiger adelichen Familien . . . .

In einer absoluten Monarchie, wie Preußen, existirt kein Volkswille; das Volk ist stumm, es wird über seine nächsten, heiligsten Interessen gar nicht gefragt, und hat nur in tiefer Unterthänigkeit den Befehlen des hohen Adels zu gehorchen. Alle Sünden von Preußen gegen Deutschland fallen daher auf das Haupt seiner Regierung. Aber, wird man erwidern, warum nimmt das Volk so geduldig jede Ungebühr der Regierung hin, warum verlangt es die Rechte nicht, die ihm nicht nur schon durch die Natur verliehen, sondern auch durch die feierlichsten Versprechungen des Königs selbst zugesichert sind? Warum verlangt es nicht die Institutionen, welche heutzutage keine Nation mehr entbehren kann, wenn sie auf wahre Civilisation Anspruch machen will? — Es gehört immer ein gewisser Grad von Bildung dazu, bis ein Volk die ungeheure Schmach einsieht, die seiner Ehre

*) Der Artikel ist vom 5. März 1832.

durch die Herrschaft des Absolutismus zugefügt wird. Wenn auch die Preußen in wissenschaftlicher Beziehung einen achtbaren Rang einnehmen, so wurde doch in ihrem Lande von jeher das Aufkeimen der politischen Bildung, früher durch wahre Despotie und in neuern Zeiten durch ein strenges Militair- und Beamten-Regiment, gewaltsam niedergehalten. Dieser Mangel an aller politischen Bildung ist die Ursache, daß das preußische Volk den Werth der unschätzbaren Rechte gar nicht kennt, welche ihm von der Aristokratie so hartnäckig entzogen werden. Es vermißt die Freiheit nicht, weil es sie nie besaß; es ist zufrieden, daß sich seine Herren herablassen, bisweilen in milden, freundlichen Formen offiziell mit ihm zu sprechen, daß es die Last der Abgaben wenigstens noch erschwingen kann, daß einige gar zu drückende Feudallasten abgelöst sind, daß eine leidliche Städteordnung eingeführt ist, und endlich, daß die Regierung einige Sorgfalt auf den Schulunterricht verwendet. Von dem, was ein freies, constitutionelles Preußen an der Spitze des constitutionellen Deutschlands sein könnte, davon scheint das preußische Volk noch keine Ahnung zu haben .... Bedauern wir diesen Zustand der Dinge in Preußen, aber ergießen wir uns darum nicht in Unwillen gegen ein noch unmündiges Volk. Ebenso wenig als wir gegen den Italiener oder Spanier erbittert sind, wenn er in blindem Religionseifer sich vor dem helldenkenden Christen bekreuzt, ebensowenig

kann uns der Preuße Stoff zu Schmähungen geben, wenn er, in seiner politischen Blindheit, in der bürgerlichen Freiheit nur Anarchie und in dem preußischen Absolutismus die wahre Constitution sieht. Stoßen wir durch feindseliges Entgegentreten ein Volk nicht von uns ab, das durch die Bande der Nationalität mit uns verbrüdert ist, und das gewiß in nicht ferner Zeit durch gleiche Richtung wieder mit uns vereint zur Freiheit voranschreiten wird. Ja, die politische Aufklärung wird sich auch nach Preußen Bahn brechen. Sie wird schnell sich verbreiten in einem Lande, das durch seine sonstige allgemeine Bildung für höhere Ideen empfänglich ist, und darum auch dort bald festen Fuß fassen. Der constitutionelle Deutsche suche daher den Preußen, statt ihn unwillig von sich zu stoßen, vielmehr zu sich herauf zu ziehen durch freundliche Belehrung über seine wahren politischen Interessen. Melanchthon gewann auf dem Wege der ruhigen Ueberzeugung der Sache der Religionsfreiheit die zahlreichsten Anhänger. Wenn die Preußen einmal zur richtigen Einsicht gelangt sind, so werden sie uns dankbar die Hand reichen; und ist die lebhafte Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer Repräsentativ-Verfassung allgemein im preußischen Volke verbreitet, so wird die Regierung die Einführung derselben auch nicht länger verweigern können."

Aus dieser merkwürdigen, hier nur stellenweise (und mit Hinweglassung der heftigsten zur Bezeichnung des preußischen Systems vorgebrachten Ausdrücke) mitgetheilten Erörterung aus der Feder eines gleich berühmten als freidenkenden süddeutschen Publizisten mag erkannt werden, wie nach und nach seit 1815 die politischen Rollen in Deutschland gewechselt hatten. Der Beruf der Hegemonie im rational- und nationalpolitischen Fortschritts-Interesse der Nation stellt sich jetzt ausschließend auf die Seite des in dieser Periode eben in seiner kräftigsten Entwickelung begriffenen heimischen Constitutionalismus hin. Außerhalb der Peripherie des letztern zeigen die gesammten deutschen Verhältnisse sich in einem Zustande der Abgefallenheit, der Entartung, der Nichtberechtigung zur Existenz. Wie das Prinzip des preußischen Systems die Unfreiheit des Volkes postulirt, so erscheint dies selbst als ein unmündiges, weil vom Bewußtsein politischer Freiheit und wahrer Menschenwürde noch nicht durchdrungenes. Die Möglichkeit eines vernunftgemäßen und naturnothwendigen Vorwärtsschreitens ist allein innerhalb der Grenzen des Repräsentativ-Staats gegeben. Preußen will diesen nicht, es will daher auch die deutsche Freiheit nicht, sondern widerstrebt ihr mit der ganzen Schwere seines Ansehens und seiner föderativen Macht. Es zeigt sich abgefallen seinem welt- und zumal deutschhistorischen Berufe, welcher ein Beruf ist zur Herbeiführung der geistigen Wahrheit und politischen Freiheit

im deutschen Leben. Wie sollen da die deutschen Völker, die vom Bedürfniß des Rechts und der Freiheit tiefinnerlichst je mehr und mehr erfüllt wurden, nicht grollen solchem Rückwärtsdrängen ihrer edelsten Bestrebungen und Bedürfniße? — Doch es steht die Hoffnung fest, daß das preußische Volk allmählig von seinen constitutionellen Brüdern Belehrung annehmen und sich dergestalt zu jener Freiheits-Idee aufschwingen werde, deren Bewußtsein zum lauten Verlangen nach freien Staats-Einrichtungen, nach National-Repräsentation führt.

In solchem Stadium des Räsonnements und der politischen Verstimmung gegen Preußen befand sich das öffentliche Bewußtsein der constitutionellen deutschen Völker in den ersten paar Jahren unmittelbar nach der Julirevolution.

Inzwischen hatte noch in den zwanziger Jahren die preußische Regierung, unter patriotischer Theilnahme mehrer süddeutscher Fürsten, einen Gedanken zu realisiren angefangen, der, wenn auch in idealem Sinne solcher Würde nicht theilhaftig, doch in Hinsicht auf seine materielle Bedeutsamkeit ein nationaler genannt werden muß, und wodurch es Hand anlegte zur Begründung wenigstens des äußern Kittes deutsch-nationaler Würde, Einheit und gemeinsamen Wohlergehens. Wir meinen die ersten Anfänge der Begründung eines deutschen Zollvereins, der seit dieser Zeit zur Ehre und zum Heile

Deutschlands sich in fortdauernder Entwickelung und Zunahme befindet.

Durch Gründung des deutschen Zollvereins, wozu die preußische Regierung die erste Hand eigentlich schon durch Einführung des Zoll- und Steuersystems von 1818 bot, hat sich Preußen um Deutschland ein Verdienst erworben, das der politischen Geschichte jenes Staates zum bleibenden Ruhme gereicht. Allerdings fehlte es wie im Anfang so in der weitern Entwickelung dieses Vereins nicht an manchfachen, bisweilen sehr scheinbaren, Zweifeln, welche abseiten des übrigen (zumal des südwestlichen) Deutschlands in die Reinheit der Bestimmungsgründe gesetzt wurden, von welchen Preußen sich in seinem Bestreben zur Herbeiführung solchen allgemeinen deutschen Zoll- und Handelvereins leiten lasse. Man glaubte sich nicht nur berechtigt, Preußen dabei die Absicht materieller Ausbeutung des übrigen Deutschlands, sondern auch einer politischen Präpotenz in völlig übereinstimmendem Sinne mit seinen Prinzipien eines absoluten Regierungs-Willens, unterlegen zu dürfen. Solche Voraussetzungen traten am heftigsten in unsern süddeutschen constitutionellen Staaten hervor, wo sie, weil man einmal daran gewöhnt war, alles von Preußen ausgehende für die Werkthätigkeit politischen Eigennutzes und Rückschritts anzusehen, die ohnedies gegen dasselbe schon herrschende tiefe Verstimmung noch mehr verstärkten. Nur Welche unbefangen Absicht und Richtung des preußischen Cabinets

in dieser Frage prüften, sprachen laut die Ueberzeugung aus, daß Preußen hierbei von den Antrieben eines klar erkannten deutschen Nationalinteresses, dessen eifrige Pflege das innere und äußere Gesammtwohl des ganzen Vaterlandes wirksamst fördern müsse, geleitet werde. Allein erst in den letzten Jahren, wo sich die Compactheit einheitlicher materieller Interessen im größten Theile des deutschen Staaten-Bundes gegenüber den politischen Anmaßungen des Auslands so energisch erprobte, ward jene Ueberzeugung allgemeiner und steht nun so ziemlich als ein deutsch-nationales Glaubensbekenntniß da. —

Das Wiederaufleben eines freien deutschen Rechts- und Volksthums, wie es in den ersten Jahren des letzten Jahrzehends in Folge des politischen Anstoßes der Julius-revolution in vielen Staaten Deutschlands, namentlich in jenen des Südwestens, begann, hatte mit Kraft, wenn auch nicht überall mit gehöriger Um- und Vorsicht, den Weg angebahnt, auf welchem Deutschland allmählig zum Besitz aller der freien Zustände und Volksrechte gelangen mochte, deren Gewährung man 1815 vergebens vom wiener Congreß erwartete. Wir sind weit entfernt, mancherlei Uebertreibungen, die der neu erwachte und erstarkte Volksgeist oder vielmehr einige gleich unbesonnene als exaltirte Köpfe sich damal zu Schulden kommen ließen, in Schutz zu nehmen; vielmehr verabscheuen und verdammen wir dieselben aus ganzer Seele, in so fern sie den Feinden des bürgerlichen und politischen Fortschritts

in Deutschland willkommene Waffen zur Hand gaben, den ganzen Geist, der diesen neuen Aufschwung durchglühte, als einen revolutionären zu verdächtigen und anzuklagen, so daß der in Folge solcher Anklagen auf ihn geführte Schlag nicht nur seine wilden Auswüchse niederhieb, sondern auch das vorwiegend Gute und Rechtmäßige, das ihn belebte, in Fesseln warf.

Zu solchem Schlage hatte Preußen, seiner staatsideellen Bestimmung nach die Schutzmacht des freien Geistes und wahren Volksthums deutscher Nation, Oesterreich willigst die Hand gereicht, und so entstanden jene „Maßregeln zur Aufrechthaltung der gesetzlichen Ordnung und Ruhe von Deutschland" (vom 28 Juni 1832), welche, die constitutionellen Rechtszustände Deutschlands ächtend, neuerdings bezeichnungsvoll den Geist bekundeten, welcher dem deutschen Staatsleben für alle Zeiten von Oesterreich unter der Mitwirkung Preußens gegeben werden will. Es scheint zweckgemäß, die sechs jene Maßregeln aussprechenden Artikel dem heutigen Beobachter und Beurtheiler unsrer deutschen Zustände in die Erinnerung zurückzuführen.

I. Da nach dem Art. 57 der wiener Schlußakte die gesammte Staatsgewalt in dem Oberhaupte des Staates vereinigt bleiben muß, und der „Souverain" durch eine landständische Verfassung nur in der Ausübung bestimmter Rechte an die Mitwirkung der Stände gebunden werden kann, so ist auch ein deutscher „Sou-

verain", als Mitglied des Bundes, zur Verwerfung einer hiermit im Widerspruch stehenden Petition der Stände nicht nur **berechtigt**, sondern die **Verpflichtung** zu dieser Verwerfung geht aus dem Zwecke des Bundes hervor.

II. Da gleichfalls nach dem „Geiste" des oben angeführten Art. 57 der Schlußakte und der hieraus hervorgehenden Folgerung, welche der Art. 58 ausspricht, keinem deutschen „Souverain" durch die Landstände die zur Führung einer den Bundespflichten und der Landesverfassung entsprechenden Regierung erforderlichen Mittel verweigert werden dürfen, so werden Fälle, in welcher ständische Versammlungen die Bewilligung der zur Führung der Regierung erforderlichen Steuern auf eine „mittelbare" oder „unmittelbare" Weise durch die Durchsetzung anderweiter Wünsche und Anträge bedingen wollten, unter diejenigen Fälle zu zählen sein, auf welche die Art. 25 u. 26 der Schlußakte in Anwendung gebracht werden müßten: (Art. 25. Die Aufrechthaltung der innern Ruhe und Ordnung in den Bundesstaaten steht den Regierungen allein zu. Als Ausnahme kann jedoch, in Rücksicht auf die innerre Sicherheit des gesammten Bundes, und in Folge der Verpflichtung der Bundesglieder zu gegenseitiger Hülfeleistung, die Mitwirkung der Gesammtheit zur Erhaltung oder Wiederherstellung der Ruhe, im Falle einer Widersetzlichkeit der Unterthanen gegen die Regierung, eines offenen Aufruhrs,

oder gefährlicher Bewegungen in mehreren Bundesstaaten stattfinden. Art. 26. Wenn in einem Bundesstaate durch „Widersetzlichkeit" der Unterthanen gegen die Obrigkeit die innere Ruhe unmittelbar gefährdet und eine Verbreitung aufrührerischer Bewegungen zu „fürchten", oder ein „wirklicher" Aufruhr zum „Ausbruch" gekommen ist, und die Regierung selbst, nach Erschöpfung der verfassungsmäßigen und gesetzlichen Mittel, den Beistand des Bundes anruft, so liegt der Bundesversammlung ob, die schleunigste Hülfe zur Wiederherstellung der Ordnung zu veranlassen. Sollte im letztgedachten Fall die Regierung notorisch außer Stand sein, den Aufruhr durch eigne Kräfte zu unterdrücken, zugleich aber durch die Umstände gehindert werden, die Hülfe des Bundes zu begehren, so ist die Bundesversammlung nichts destoweniger verpflichtet, auch unaufgerufen zur Wiederherstellung der Ordnung und Sicherheit einzuschreiten.)

III. Die innere Gesetzgebung der deutschen Bundesstaaten darf weder dem Zwecke des Bundes, wie solcher in dem Art. 2 der Bundesakte und im Art. 1 der Schlußakte ausgesprochen ist, irgend einen Eintrag thun, noch darf dieselbe der Erfüllung sonstiger bundesverfassungsmäßiger Verbindlichkeiten gegen den Bund, und namentlich der dahin gehörigen Leistung von Geldbeiträgen, hinderlich sein.

IV. Um die Würde und Gerechtsame des Bundes und der den Bund repräsentirenden Versammlung gegen

Eingriffe aller Art sicher zu stellen, zugleich aber in den einzelnen Bundesstaaten die Handhabung der zwischen den Regierungen und „ihren" Ständen bestehenden vertragsmäßigen Verhältnisse zu „erleichtern", soll am Bundestage eine mit diesem Geschäfte besonders beauftragte Commission, vor der Hand auf sechs Jahre, ernannt werden, deren Bestimmung sein wird, insbesondere auch von den ständischen Verhandlungen in den deutschen Bundesstaaten fortdauernd Kenntniß zu nehmen, die mit den Verpflichtungen gegen den Bund, oder mit den durch die „Bundesverträge" garantirten Regierungsrechten in Widerspruch stehenden Anträge und Beschlüsse zum Gegenstand ihrer „Aufmerksamkeit" zu machen, und der Bundesversammlung davon Anzeige zu thun, welche demnächst, wenn sie die Sache zu weitern Erörterungen geeignet findet, solche mit den dabei betheiligten Regierungen zu veranlassen hat.

V. Da nach Artikel 59 der wiener Schlußakte, da, wo Oeffentlichkeit der landständischen Verhandlungen durch die Verfassung gestattet ist, „die Grenzen der freien Aeußerung" weder bei den Verhandlungen selbst, noch bei deren Bekanntmachung durch den Druck, auf eine die „Ruhe des einzelnen Bundesstaats oder des gesammten Deutschlands" gefährdende Weise überschritten werden darf, und dafür durch die Geschäftsordnung gesorgt werden soll, so machen auch sämmtliche Regierungen, wie sie es ihren Bundesverhältnißen schuldig sind, sich gegeneinander

anheischig, zur Verhütung von Angriffen auf den Bund in den ständischen Versammlungen und zur Steuerung derselben, jede nach Maßgabe ihrer innern Landesverfassung, die „angemessenen" Anordnungen zu erlassen und zu handhaben.

VI. Da die Bundesversammlung schon nach Artikel 17 der Schlußakte berufen ist, zur Aufrechthaltung des „wahren Sinnes" der Bundesakte und der darin enthaltenen Bestimmungen, wenn über deren Auslegung Zweifel entstehen sollte, „dem Bundeszwecke gemäß" zu erklären, „so versteht es sich von selbst, daß zu einer Auslegung der Bundes- und der Schlußakte mit rechtlicher Wirkung auch nur allein und ausschliessend der deutsche Bund berechtigt ist, welcher dieses Recht durch sein verfassungsmäßiges Organ, die Bundesversammlung, ausübt."

Gleich merkwürdig und den politischen Freiheits-Horizont der deutschen Völker mit finsterm Gewölk verhüllend wie diese „Maßregeln zur Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung", zeigte sich auch der diese Bundesbeschlüsse allernächst einleitende Vortrag des Bundespräsidial-Gesandten, den wir hier zu reproduziren uns ebenfalls gedrungen fühlen, weil man sich nicht oft und eifrig genug gegenwärtig halten kann, in welchem Geiste bis noch vor ganz Kurzem von Oesterreich und Preußen gemeinschaftlich die Aufgaben und letzten Endzwecke des

deutschen Bundes aufgefaßt und nach welchen Grundsätzen dessen weitere Entwickelung von denselben bewirkt worden ist. Es dürfte hieraus offenbar werden, was von einem gemeinsamen und übereinstimmenden Bundesprotectorate jener beiden Staaten auch in der Zukunft für die deutschen Staatszwecke und Volksrechte zu erwarten stände, und wie diesen eine gleich sichere als unumgängliche Gewährschaft erst erwächst, wenn sich Preußen in Hinsicht auf die innere deutsche Bundespolitik und auf eine so national- als vernunftpolitische Fortbildung der öffentlichen Zustände im deutschen Staaten-Bunde völlig von Oesterreich trennt, und sich auf die Seite des liberalen Prinzips, d. h. auf die Seite derjenigen politischen Grundsätze stellt, durch deren Verwirklichung die Menschen- und Bürgerrechte anerkannt, das Volk eine rechtsfähige und rechtübende politische Gemeinschaft und der Fürst, des dem deutschen wie dem christlichen Geiste gleich sehr widerstrebenden Charakters eines Herrschers sich entschlagend, ein Regent seines Volkes wird.

Jener Vortrag des Grafen von Münch-Bellinghausen aber lautete: „Zeitumstände und Verhältnisse, welche zum Theil außer der Einwirkung der deutschen Regierungen lagen, haben dermalen einen Zustand der Dinge in Deutschland herbeigeführt, welcher die Aufmerksamkeit Sr. Majestät des Kaisers um so lebhafter in Anspruch nehmen mußte, je wohlwollender und aufrichtiger

die Theilnahme ist, mit welcher das Schicksal sämmtlicher im Bunde vereinten Staaten zu umfassen, Se. Majestät sich zur theuersten Aufgabe machen. So lange sich die Stimmung der Gemüther auf jene aus der Natur der Dinge hervorgehende Aufregung beschränkte, welche große und unerwartete Ereignisse in den Nachbarstaaten stets zur unmittelbaren Folge haben, glaubten Se. Majestät sich mit Vertrauen der Hoffnung hingeben zu können, daß der krankhafte Zustand der öffentlichen Meinung dem Einfluße weichen werde, welchen die Erfahrungen der Zeit und das Uebergewicht der ruhigen und wohlgesinnten Mehrheit auf eine Nation auszuüben berufen waren, welche durch edeln Charakter und tiefen Sinn, wie durch Achtung für gesetzliche Ordnung und durch Anhänglichkeit an ihre Fürsten in den entscheidendsten Momenten, der vollen Bewunderung Europas würdig geblieben ist.

Als sich aber in mehreren Gegenden Deutschlands die Gährung bis zu einem Grade steigerte, welcher nicht nur die innere Ruhe und Sicherheit der einzelnen Staaten, sondern die Existenz des ganzen deutschen Bundes bedrohte, mußten bei der unvermeidlichen permanenten Berührung der deutschen Staaten untereinander, bei der über ganz Deutschland ergossenen Fluth revolutionärer Zeit- und sonstiger Schriften, bei dem, selbst in den ständischen Kammern laut gewordenen Mißbrauche der Rede, bei der täglichen Bearbeitung einer enge geschlossenen, heute am hellen Licht ungescheut wirkenden Propaganda, und bei

den täglichen Beweisen fruchtlosen Einwirkens einzelner Regierungen, Se. kais. Majestät bald zu der betrübenden Ueberzeugung gelangen, daß die Revolution in Deutschland mit starken Schritten ihrer Reife entgegengehe, und daß es nur noch der fernern Duldung des Uebels von Seiten des Bundes bedürfe, um sie zum thätlichen Ausbruch zu bringen. Sobald dieser Zustand der Dinge Sr. Majestät klar vor Augen lag, schwankten Allerhöchstdieselben auch keinen Augenblick über das, was die durch die Bundesakte sanktionirte Stellung des Kaiserhofes im deutschen Bunde demselben als dringende Pflicht darstellte. Der Kaiser wandte sich vor Allem vertrauensvoll an Se. Majestät den König von Preußen, um zuerst mit diesem erhabenen Bundesgenossen und erleuchteten Freunde den Zustand Deutschlands in Erwägung zu ziehen, und sodann im Verein mit Sr. königl. Majestät und mit „„den übrigen deutschen Regierungen““ die Mittel gründlich zu berathen, deren Anwendung die Ereignisse der Zeit gebieterisch erheischen.

In Folge dieser vorhergegangenen, vom Geiste der Erhaltung des gesetzlich und völkerrechtlich Bestehenden und vom pflichtmäßigen Gefühle der Fürsorge für das Wohl der ihnen anvertrauten Völkerschaften geleiteten, wechselseitigen freimüthigen Rücksprache sämmtlicher Bundesglieder finden sich die Gesandten von Oesterreich und Preußen zu folgender Eröffnung an die Bundesversammlung beauftragt: Se. Majestät der Kaiser von

Oesterreich und Se. Majestät der König von Preußen haben ihre Verpflichtung erkannt, von den Gefahren, mit welchen die innere Ruhe Deutschlands bedroht ist, sich ein treues Bild zu entwerfen, und sich die Frage zu stellen, welches die Aufgabe und der Beruf des deutschen Bundesvereins und seiner Mitglieder sei, damit den bestehenden Uebeln abgeholfen und die gesetzliche Ordnung und Ruhe in Deutschland gesichert werden könne? Beide Höfe sind hierbei zu der vollen Ueberzeugung gelangt, daß die Bekämpfung jenes nur allzu notorischen Uebels, und die davon abhängige Herstellung der Ruhe in Deutschland, nur durch feste und kräftige Anwendung der Mittel, welche die Verfassung des deutschen Bundes dafür gewährt, von den deutschen Fürsten zu bewirken sei. Der deutsche Bund ist zur Erhaltung der innern und äußern Sicherheit Deutschlands gegründet worden. Hat derselbe den einen seiner Zwecke — Erhaltung der innern Sicherheit — nach der bisherigen Erfahrung so weit verfehlt, daß die „„obwaltende Aufregung der Gemüther und der krankhafte Zustand der öffentlichen Meinung““ eine so drohende Gestalt, wie die Gegenwart sie zeigt, anzunehmen vermochten, so können die Mängel und Unvollkommenheiten, denen solches zuzuschreiben ist, entweder in der Gesetzgebung des Bundes, oder in deren Anwendung und Ausführung gesucht werden. Bis zur Abfassung der wiener Schlußakte fehlte es allerdings dem

Bund an denjenigen „„organischen““ Gesetzen, wie sie eine bestimmte und klare Entwickelung seiner politischen Wirksamkeit bedurfte. Durch die wiener Schlußakte wurde jedoch diese Lücke soweit ausgefüllt, als die Natur des Bundes es gestattete, sollte diese selbst nicht in ihrem innern Wesen verändert werden. Namentlich enthält sie für die Erhaltung der innern Sicherheit der deutschen Staaten Verabredungen, die, so weit es auf „„Grundsätze““ ankommt, auch für das Bedürfniß der jetzigen Zeit noch als „„angemessen““ und „„ausreichend““ angesehen werden müssen. Während die Schlußakte des Jahres 1820 einerseits die Ausführung des 13. Artikels der Bundesakte, nach einer „„angemessenen““ und „„beruhigenden““ Auslegung, sichert, und durch Zulassung von Beschwerden über verweigerte Rechtshülfe (Art. 9) dem Mißbrauche der Gewalt der Regierungen nach „„Möglichkeit““ vorbeugt, tritt sie auf der andern Seite allen „„demokratischen Anmaßungen““ gegen diese Gewalt entschieden entgegen, indem sie bestimmt (Art. 57), „„daß die gesammte Staatsgewalt in dem Oberhaupte des Staats vereinigt bleiben““ und der „„Souverain““ durch eine landständische Verfassung nur in der Ausübung bestimmter „„Rechte““ an die Mitwirkung der Stände gebunden werden könne; indem sie ferner (Art. 26) dem Bunde die Pflicht auferlegt, wo in einem Bundesstaate durch Widersetzlichkeit der Unterthanen gegen die Obrigkeit die innere Ruhe unmittelbar gefährdet, eine

Verbreitung aufrührerischer Bewegungen zu fürchten, oder ein „„wirklicher Aufruhr““ zum „„Ausbruch““ gekommen ist, die schleunigste Hülfe zur Wiederherstellung der Ordnung zu veranlassen, und sogar zu diesem Zwecke, nach Lage der Umstände, einen unaufgerufenen Beistand des Bundes vorschreibt.

Dafür, daß dieser Beistand des Bundes schnell geleistet werde, ist endlich durch den, bei Gelegenheit der im Jahre 1830 in mehreren deutschen Staaten stattgehabten Unruhen, von der Bundesversammlung in ihrer 34. Sitzung vom 21. Oktober 1830 gefaßten Beschluß gesorgt worden, indem darnach, bei dringender Gefahr, auf blose Requisition der einen Bundesregierung an die andere, ohne vorgängige Anzeige, Berathung und Beschlußnahme bei der Bundesversammlung, die militärische Hülfsleistung gewährt werden soll.

Hiernach ist das zur Erhaltung der „„inneren Sicherheit““ Deutschlands gestiftete Föderativ-Band der deutschen Staaten, den Grundgesetzen des Bundes nach, enger und fester, als es vielleicht in irgend einem Staatenbunde noch existirt hat. Diese Thatsache macht auch „„bei dem jetzt einbrechenden Verderben““, sofern demselben mit Erfolg gesteuert werden soll, jede „„Verabredung““ neuer Grundsätze oder neuer bundesgesetzlicher Bestimmungen ebensowenig nöthig, als von einer Veränderung der Grundverfassung des Bundes und seiner Gesetzgebung die Rede

sein kann. Es liegt daher keineswegs an einem Mangel oder einer Unvollkommenheit der vorhandenen Bundesgesetzgebung, wenn in Deutschland, nach den bedauernswerthen Erfahrungen der neuern Zeit, hier „„die rohe Gewalt aufgeregter Volkshaufen““, dort „„eine in das verfassungsmäßige Gewand ständischer Opposition gekleidete Anmaßung des demokratischen Geistes, im Bunde mit einer zügellosen Presse““ — „„beides Symptome der zu bekämpfenden Grundübel““ — die Macht der Regierungen theils zu schwächen sucht, theils aber wirklich schon geschwächt und ihnen Zugeständnisse von Rechten „„abgenöthigt““ hat, oder noch „„abzutrotzen““ droht, deren sie sich, „„ohne Gefahr für die Erhaltung öffentlicher Ordnung und eines gesicherten gesetzlichen Zustandes, im wohlverstandenen Interesse ihrer Unterthanen nicht entäußern können.““ (!!!) —

Nach allem Bisherigen bedarf es für den denkenden Leser (und verständigen Beobachter deutscher Zustände) keines weitern Beweises mehr, daß die Höfe von Wien und Berlin in allen den Maßregeln, die sie zur „organischen“ Entwickelung und Verfestigung der Verfassung des deutschen Bundes von dessen Anbeginn an bis zur neuesten Zeit eingeleitet und vermög des leicht erklärlichen, meist höchst bereitwilligen, Beitritts der übrigen deutschen Fürsten durchgeführt haben, wie in diesen Maßregeln und den ihnen unterliegenden Grundsätzen überall

von einer Anerkennung deutscher politischer Volksrechte und der Theorie vom Staatsvertrag, die in Deutschland bis zur Auflösung des Reichs stets praktisch gegolten hatte, keine Spur zu finden ist.

Die sogenannte „Souverainetät" einer Anzahl deutscher Fürsten tritt auf den Schauplatz der Staats- und Volksgeschichte Deutschlands mit der Gründung des Rheinbundes, in Folge dessen der Einsturz des deutschen Reichs geschah. Durch die Akte des Rheinbundes wurden die in demselben föderirten deutschen Fürsten von „Kaiser und Reich" unabhängig, wurden sie angethan mit der fremdländischen, in Sinn und Wortlaut undeutschen Eigenschaft der „Souverainetät." Nach solcher Erringung politischer Selbstständigkeit hielten sich aber die betreffenden deutschen Fürsten nicht nur los und ledig ihrer alten Vasallenpflicht gegen Kaiser und Reich, sondern in rechtsverachtender Gewaltsanmaßung auch los und ledig aller alt- und wohlbegründeten Vertragspflicht gegen ihre Völker, los und ledig der Anerkennung der alten viel beschwornen, hoch und theuer verbrieften Volksrechte. Also geschah es, daß diese Fürsten entweder die alte Verfassung ihres Landes geradezu umstürzten, wie König Friedrich I. von Würtemberg, oder sie stillschweigend außer Uebung setzten und sich absoluter Gewalt über die ihnen untergebenen Völker anmaßten.

Als aber die fremde Stütze der Macht der Rheinbundesfürsten sich in eine Herrschaft über die

protegirten „Souveraine" umwandelte und sogar der Existenz derselben gefährlich wurde; da begannen auch die Fürsten wieder einzusehen, daß die Throne nur in den Völkern eine sichere Stütze haben. Man bot Aussöhnung an, und versprach den Völkern, wornach sie vordem vergeblich rangen, Institute zur Sicherung ihrer Rechte. Sie erhoben sich und retteten den Fürsten die gefährdeten Throne. Die erprobte Kraft der vereinten Völker erregte neue Besorgniß bei den befreiten Herrschern, welche deßhalb die Gewährung der versprochenen Institute entweder verzögerten oder gänzlich aussetzten. Je mehr die Völker auf das Versprochene drangen, desto mehr wuchs die erwähnte Besorgniß, desto mehr sann man auf Mittel zur Befestigung der „souverainen" Gewalt gegen den Andrang der Völker. Man suchte die „Souverainetät" zu dem Ende theils auf das alte Territorialsystem, theils auf göttliche Verleihung zu gründen und den in Deutschland immer wirksam gewesenen echthistorischen Begriff vom Staatsvertrag als unhistorisch und als verderbliches Revolutionssystem darzustellen. Man suchte alles alte Rüstzeug, das die Reichsverfassung einst darbot, hervor, um die „Souverainetät" als ein Recht der fürstlichen Häuser der alten Landeshoheit unterzuschieben, während die Völker auf dem Vertragsrechte beharrten, weil der Boden kein Recht über Menschen geben könne.

So geschah es, daß man diese ganze Zeit her in den deutschen Cabineten den wahren Begriff des Staats, wie er sich als historisch-begründetes Zeitbedürfniß geltend zu machen strebt, praktisch nicht anerkannte; er besteht in der Verschmelzung der Haus- und alten Territorialverfassung zu einem ungetheilten harmonischen Ganzen, zum Staate, als einer freien Rechtsgenossenschaft zu Einem gemeinsamen Zweck, zur gegenseitigen Verbürgung der Rechte im altdeutschen Sinn.

Eine Periode neuer Erhebung der Wünsche und Hoffnungen deutscher Nation trat mit beendigter Regierungs-Epoche Friedrich Wilhelms III. ein. Die zum Theil aus Pietät gegen den alten König, zum Theil durch polizeilichen Hochdruck niedergehaltenen Wünsche mehrer politisch-mündiger Provinzen der preußischen Monarchie (leider läßt sich dieß Prädicat dem gesammten Preußenvolke noch nicht zuerkennen) um endliche Einführung einer Nationalrepräsentation und Begründung eines öffentlichen Staatslebens, erhoben nun kühn das Haupt, allernächst in ausdrucksvoller Weise bei der Huldigung in Königsberg, allwo der wackere Stamm der Ostpreußen, von der scharfen Zugluft des modernen Welt- und Vöklerlebens angewittert, die deutsche Berechtigung zur Freiheit und persönlichem unbedingtem Rechtsbestande mit deutschem freiem Muthe vertrat.

Die anfänglich durch den dortigen Landtagsabschied erregten Hoffnungen aber, durch die spätern Erläuterungen des Herrn von Rochow derogirt, wurden selbst am 15. Oktober (1840), dem großen Huldigungstage Berlins und der meisten preußischen Provinzen, nur stellen- und bedingungsweise gestützt, ob auch immer durch die hochachtbare Persönlichkeit des neuen Königs der preußische Patriotismus sich beschwichtigt fühlte und durch die großen Flammentransparente der nächtlichen Illumination der erstarkte Geist der neuen Zeit dämonisch blitzte.

Unter den vorwiegenden Gründen, welche die preußischen Hofpublizisten als diejenigen nahmhaft gemacht, aus welchen des Königs Majestät sich zu einer unbedingten Annäherung an die ausgesprochenen Wünsche um Gewährung einer Reichsverfassung nicht entschließen könnten, treten jene zumal hervor, welche, aus der geschichtlichen Tiefe der deutschen Vergangenheit erhoben, eben deßhalb als mit wohlbegründeter historischer Berechtigung dem Begriff und Wesen des modernen Repräsentativ-Staats contrarirend ausgegeben werden. Jene historischen Verweigerungsgründe des Königs, von den gedachten Publizisten das „deutsche System“ genannt, stellen sich aber bei unbefangener Prüfung im Gewande einer ganz andern Wesenheit dar, als welche für sie in Anspruch genommen wurde. Unmöglich kann nemlich jenes „deutsche System“ auf einer andern historischen Grundlage beruhen, als auf dem Boden der altdeutschen, bis zum

Umsturz des deutschen Reichs in Kraft bestandenen, und durch diesen Umsturz keineswegs rechtlich wirkungslos gewordenen landständischen Verfassungen. Es fixirte sich aber das Wesen der alten deutschen Landstände durchaus und völlig auf der Theorie vom Staatsvertrag, wonach die Würde des Regenten nichts weniger als eine göttliche Verleihung, vielmehr eine demselben ursprünglich von einer bestimmten Staats- oder Stammgemeinde vertragsmäßig verliehene ist. In der Natur eines solchen Vertrages, durch welchen das Volk sich gewisser, vernunftrechtlich ihm allein, in seiner politischen Rechtsgemeinschaft zustehender, Hoheits- (oder Souverainetäts-) Rechte zu Gunsten eines Einzelnen Kraft freier Entschließung entäußerte, lag es, daß der mit solchen Rechten Beliehene derselben verlustig ward, so wie er gegen die Verbindlichkeiten verstieß, die ihm in diesem Vertrag gleichzeitig auferlegt und von ihm eidlich übernommen worden sind. Die auf solche Art erworbene und unter der deutschen Nation entstandene Regentenwürde sehen wir erst mit dem Beginn des deutschen Kaiserreiches allmählig erblich werden, vor dieser Zeit pflegten die deutschen Stämme ihre Fürsten immer wieder aufs Neue zu wählen, d. h. je den Nachfolger des Verstorbenen durch freie Willens-Entschließung zu bestimmen.

In Gemäßheit der geschichtlichen Grundlage des Staatsvertrags waren die alten Landstände in der Mehrheit der deutschen Lande mit einer so großen Zahl poli-

tischer Rechte angethan, als die heutigen Repräsentativ-Stände sie nicht überall in gleichem Umfang besitzen. Nach dem Wortlaute dieser alten Landstandsordnungen waren die Fürsten verpflichtet, in allen wichtigen Dingen nicht allein den Rath, sondern auch die Erlaubniß der Landstände einzuholen, so daß ebensowohl die Emanation neuer Gesetze von der Mitwirkung und Zustimmung der Landstände, als insonderheit der gesammte Staatshaushalt von den Bestimmungen derselben völlig abhängig war. Manche unserer Leser erinnern sich aus der Geschichte der alten Landstände, wie in vielen deutschen Landschaften die Steuern nicht auf Grund einer staatsbürgerlichen Verpflichtung, sondern unter dem Titel eines freiwilligen Geschenkes von den Landständen bewilligt und respective von dem Volke geleistet wurden, aus was Allem hervorgeht, daß ein „deutsches System", wenn es sich als ein historisches aussprechen will, keinerlei Fug und Vorwand besäße, der gleich politisch als geschichtlich begründeten Rechtsanforderung der heutigen Zeiten nach gründlicher Feststellung der Volksrechte in der Form von Repräsentativ-Verfassungen einen Wiederstand entgegenzusetzen.

Anlangend nun aber das formelle Dasein der alten Landstände, nemlich ihre Gliederung nach den verschiedenen Ständen des Volks, so würde heutzutage eine völlige Mißkennung des Geschichtsgeists unsrer Zeit und

der mit ihr emporgewachsenen Rechtsgleichheit aller Klassen des Volks, dazu gehören, um auf der Basis jener Gliederung auch noch heutigen Tages eine gleichgeartete Maschinerie der Landesvertretung zur historischen Norm der modernen deutschen Volksvertretung zu machen.

Irren wir jedoch nicht gänzlich, so liegt auch eine solche Absicht keineswegs in den Entschließungen des freisinnigen und hochgebildeten Friedrich Wilhelm IV. Vielmehr deuten die Erweiterungen, die er 1841 dem Institute der Provinziallandstandschaft gegeben, auf die Willensmeinung hin, diese ständische Einrichtung allmählig zu einer Vervollkommnung zu führen, wodurch, wenn auch nicht dem Prinzipe, so doch der That nach, eine Vertretung des Volkswillens und Volksbewußtseins bewirkt werde. Durch die Einsetzung ständischer Ausschüße ward den Ständen bereits eine dauernde Theilnahme an den wichtigsten Landesangelegenheiten gesichert; durch die Erlaubniß der Publication der Verhandlungen ward das Interesse des Publicums an das Institut geknüpft. Die letztre Seite bewährte sich während der Sitzung der Provinziallandtage in dem gedachten Jahr vollkommen und zeigte sich von dem größten Erfolg. „Der Eifer und die Freimütigkeit, — also urtheilte ein bekannter unbefangener Publizist aus Preußen allgemeinhin über die Ergebnisse der Sessionen von 1841 in Folge der den Provinzialständen gemachten Einräumungen — mit der in allen Provinzen die Propositionen geprüft, die Petitionen

beachtet wurden, mußte der Sache Zutrauen erwerben, der im besten Sinne des Wortes conservative Geist, der die Stände beherrschte, durfte die Regierung den gethanen Schritt durchaus nicht bereuen lassen. Groß waren natürlich bie Differenzen, die in dem Charakter der einzelnen Versammlungen sich zeigten. Während man in der Rheinprovinz selbst die Durchsicht des zum Druck bestimmten Auszugs aus den Verhandlungen dem Landtagscommissarius nicht überlassen will, in Preußen sogar auf Zulassung von Zuhörern anträgt, war man in der Mark fast unschlüssig, ob man sich der Erlaubniß, Mittheilungen zu machen, bedienen wolle, und entschloß sich erst nach einer Debatte zu der Maßregel, diese nicht den Händen der Staatsbeamten zu überlassen, sondern als einen Gegenstand eigner Sorge festzuhalten. Ueberall wollte man die Rechte des Landtags dem Ausschuß gegenüber gewahrt wissen; doch wünschte man wohl auch, daß durch die Ausschüße eine Annäherung der einzelnen Provinzen bewirkt werden möchte, und die Zusage des Königs, in Fällen, wo die Ansichten der Landtage sehr von einander abweichen sollten, eine Ausgleichung durch die Ausschüße eintreten zu lassen, ist eine Anerkennung der Richtigkeit dieses Strebens. Daß man hingegen das ständische Institut geringgeschätzt, oder für veraltet gehalten hätte, zeigte sich nirgends. Zwar nach der Angabe der „Vier Fragen“ sollte der Huldigungslandtag es „„als eine in hemmenden Schranken veralteter Formen sich schwer

bewegende Vertretung einzelner und bevorrechteter Stände"" bezeichnet haben; allein die Denkschrift macht es wahrscheinlicher, daß hier nur von den alten Ständen des Herzogthums Preußen die Rede ist. Wie sollte auch eine Vertretung, die auf Ritterschaften, deren Mitglieder von allen Schranken des Geburtsstandes befreit sind, auf Stadtverordnetenversammlungen, oder freien Landgemeinden, mithin auf lauter neuen, durch die Gesetzgebung Friedrich Wilhelms III. gebildeten Elementen beruht, schon jetzt veraltet sein! Die Wahlberechtigungen zu erweitern, zeigte man hie und da Eifer; aber alle Anträge, welche geradezu über das Institut hinausgingen, wurden abgewiesen. Der preußische Landtag bestand die Versuchung, in welche ihn eine von angesehenen, zum Theil sehr bedeutenden Männern unterzeichnete Petition führte, mit Klugheit und Festigkeit; noch entschiedener konnte der schlesische der Stadt Breslau gegenüber sein; die Debatte des posenschen Landtags zeigte deutlich, daß hier das nationale provinziale Streben das allgemeine noch bei weitem überwiegt, und gab so den Theoretikern eine wichtige Lehre. „„Die beiden Landessprachen"" waren der stete Refrain; selbst im Taubstummeninstitute wollte man sie nicht vermissen." —

Wir haben dies Urtheil eines scharfblickenden Preußen ausdrücklich zu dem Zwecke mitgetheilt, um die heutige Lage der innern politischen Zustände Preußens mit den Worten eines seiner eigenen aufgeklärten Staatsbürger

anzudeuten. Unverkennbar haben die Verhandlungen der letzten Provinziallandtage gezeigt, wie im Allgemeinen das Verlangen des preußischen Volkes nicht nach einer reichsständischen Verfassung gerichtet sei. Die Wünsche, welche dießfalls auf den Landtagen zu Danzig, Breslau und in Posen erklangen, waren die Echo's blos einzeln stehender Ueberzeugungen und politischer Bildung; ein Widerhall, nicht unmittelbar aus den eigentlichen Volkskreisen erschallend und daher auch dahin nicht zurückdringend. Bei Berathung dieser isolirten Wünsche auf Einführung einer Reichsverfassung zeigte sich auf den einschlagenden Punkten die übereinstimmende Erscheinung, wie man, jeglichen, solchen Wunsch vertretenden, Antrag an den König verschmähend, dabei sich des bestimmten Ausdrucks einer eignen politischen Willensmeinung entschlägt und Alles dem Ermessen des Königs anheimstellt, der, wie der preußische Landtag sich bei einer andern Gelegenheit ausdrückte, „auf dem betretenen Wege nicht stehen bleiben könne." Nun steht aber, wie wir gesehen und wie allgemein bekannt ist, das „Ermessen" des Königs bezüglich einer Adoption des repräsentativen Prinzips für Preußen vorerst noch darin, dasselbe in seinem Reiche nicht zu verwirklichen, sondern sich darauf zu beschränken, dem bestehenden provinzialständischen System diejenige Entwickelung in vollem Umfang angedeihen zu lassen, deren es seiner Natur nach fähig ist. In kurzer Zeit schon muß sich erhärten, in wie weit das geschaffne In-

stitut der ständischen Ausschüße geeignet sei, das preußische Volk als solches nach den Wünschen und Bedürfnissen seines politischen Geistes zu vertreten. Vor der Hand aber scheint dies schattenhafte Surrogat von Volksvertretung für das politische Bedürfniß des preußischen Volksgeistes noch vollkommen auszureichen und in der Stufenleiter innrer Berechtigung und Durchbildung genau auf derselben Sproße zu stehen, auf welcher jener selbst sich befindet.

So viel ist unzweifelbar, daß das Bedürfniß des preußischen Volks nach einer Reichsverfassung, wenn es vorhanden wäre, während der Landtagssitzungen vom vorigen Jahre zur Offenbarung sich gebracht und hierdurch jedenfalls einen großen Schritt zur Erreichung jenes Ziels gethan hätte, bei welchem angelangt das Leben eines Volkes erst seine wahre menschheitliche Weihe, einen wirklichen politischen Inhalt und seine echte staatsgesellige Bedeutung empfängt.

Es mag dem staatsweisen Könige von Preußen nicht verargt werden, wenn er zur Zeit seinem Volke eine Einrichtung noch vorenthält, deren es sich als zu seinem staatsbürgerlichen Wohlsein wahrhaft benöthigt selbst noch nicht bewußt geworden und die es daher auch als die vorzugsweise, ja ausschließliche Bürgschaft seines bürgerlichen und politischen Rechtslebens nicht erkennen kann. Erst wenn diese Erkenntniß einst durch alle Klassen des Volks sich Bahn gebrochen und sich dessen innerster politischer Lebensregungen bemächtigt haben wird, mag

auch die Zeit gekommen sein, wo Preußens Beherrscher sich seiner Allgewalt begibt und seine Macht durch die gesetzmäßigen Organe des Volkswillens beschränken läßt.

Wenn nun aber nach solchen Berechnungen die Einführung einer Repräsentativ-Verfassung in Preußen immer noch in ungewißer Ferne schwebt, so entsteht die Frage, in wie weit nicht destoweniger schon heute die preußische Staatsweisheit vornehmlich berufen sei, sich an die Spitze jener Ideen zu stellen, welche, den Grundbegriff des modernen Staates bildend, im constitutionellen Deutschland (wenigstens der Theorie nach) wirksam sind und in deren folgerechter, durchgreifender Wirksamkeit der echte national-politische Fortschritt Deutschlands liegt. Der Gedanke einer preußischen Hegemonie in Deutschland, wenn er sich auf Gründe der Vernunft stützen will, erhält unzweifelbar seine Berechtigung einzig und allein durch die engste thatfertige Befreundung der preußischen Politik mit den Grundsätzen eines freien nationalen Staatslebens im deutschen Vaterlande. Hängt Preußen diesen Grundsätzen an, macht es dieselben zu Ein- und Ausgangspunkten seines Regierungswillens, so ergibt sich die Präpotenz seines Einflußes auf die deutschen Staats- und Lebens-Entwickelungen, und hiernach seine in die Grenzen solchen vorwiegenden Einflußes eingeschränkte Hegemonie von selbst. Nur in solcher Hinsicht und in solchem Sinne ist Preußens Präinfluenz zuläßig und vor der

deutschen politischen Vernunft gedenkbar. Mit Recht sagte daher jüngst ein Mitsprecher in der Diskussion über eine Hegemonie in Deutschland: „Konnte unter andern Umständen in frühern Jahren Oesterreich sich mit Preußen in die Hegemonie Deutschlands theilen, so liegt es ebensowohl in der Natur der Dinge, daß je lebhafter das nationale Bewußtsein und Streben des deutschen Volks erwacht, es sich um so weniger von der Politik angezogen findet, welche Oesterreich geboten ist durch seine eigenthümliche Conglomeration fremdartiger Bestandtheile, die eben in ihrer Sonderung erhalten werden müssen. In der Politik, wie in der Chemie, wie im Leben überhaupt herrscht das Gesetz der Wahlverwandschaft. Unwillkührlich werden sich kleinere Staaten zu dem größern hingezogen finden, von welchem sie eine Ergänzung, eine Unterstützung, eine Förderung ihres Lebens zu hoffen haben. In welchem Punkte aber ist Oesterreich den andern deutschen Staaten vorangeschritten, in welchem Streben haben sie eine wesentliche Förderung von ihm zu gewärtigen? — In dem Maaße, in welchem Preußen seiner wahrhaften Bestimmung zustrebt, in demselben Maaße wird Oesterreich an Einfluß auf die allgemeinen deutschen Angelegenheiten verlieren."

Wir wollen unsere Erörterung mit der Betrachtung schließen, welchen herrlichen und ewig dankenswerthen Standpunkt Preußen in der deutschen und in der Welt-Geschichte alsbald einnehmen würde, wenn es von nun

an seiner erhabenen deutschen Sendschaft eifrig nachstrebte und unablässig dahin wirkte, die Endzwecke des gesammten deutschen Lebens durch Verwirklichung politisch-freier, in nationaler Einigung festwurzelnder, gleich kraft- als würdevoller und nach Außen hin Achtung einflösender Rechts-Zustände zu vollführen. In solchem Wirken liegt Preußens großartige Bestimmung, in solchem Wirken liegt sein Beruf und seine Berechtigung zur Hegemonie.

O daß Preußens hochherziger König jetzt sähe die Blicke, die aus den tausend Gauen des großen deutschen Vaterlandes nach seinem Throne gerichtet sind! Millionen Deutsche erwarten vorzugsweise von Seiner Hand nun die Pflege deutscher Macht, deutscher Ehre, deutscher Einheit und deutschen Volksrechts, des letztern zumal, weil in dessen gesichertem Bestande schon großentheils Macht, Ehre und Einheit deutscher Nation enthalten und verfestigt sind. Die öffentliche Stimmung Deutschlands, für Preußen jetzt so günstig, klammert sich mit fester heiliger Zuversicht an die verheißende Persönlichkeit Friedrich Wilhelms IV. an.

Wehe den Deutschen, wenn solche Zuversicht zu Schanden würde an den Tücken des bösen Engels von Deutschland, wehe dem Vaterlande, wenn es wieder, wie vor nun bald dreißig Jahren, die Sonne politischer Freiheit und nationaler Rechts-Zustände vergebens aus den

Umwölkungen nationaler Abgestorbenheit und Zerklüftung hätte hervorgehen sehen!

Mit Preußen steht und fällt Deutschland, aber mit Deutschland steht und fällt auch Preußen.

Preußen kann nur zur Ehre und Freiheit kommen durch die Ehre und Freiheit Deutschlands, und so umgekehrt. In diesem Wechselverhältniß liegt die Zukunft des gesammten Vaterlandes, und durch dies Verhältniß erklärt sich der große Beruf und die große Verantwortlichkeit Preußens für Deutschland. Daß es diesen Beruf und solche Verantwortlichkeit niemals verkenne, sondern beide stets bethätige zur Ehre und im wahren Freiheits-Interesse der Nation: — das walt' Gott der Herr! Dann ist seine Hegemonie wohlbegründet und die Saaten derselben werden uns herrlich aufgehen und überreiche Frucht bringen noch unsern spätesten Nachkömmlingen! —

Förster Buch

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bacherer, Gustav, 1813-1850

Cartons eines deutschen Publizisten

Darmstadt 1842

Germ.g. 29 k
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10015268-4